

Helmuth Schönauer

100 Rezensionen aus dem Jahr 2024

zu Büchern von

Bernhard Strobel, Peter Paul Wiplinger, Raimund Bahr, Michael Stark Anett Krendlesberger, Paul Lendvai, Robert Kleindiest, Franziska Fuchsl, Andreas Maislinger, Christian Kössler; Ralph B. Korte, Sonja Gruber, Simon Chkeizde, Max Höfler, Vera Vieider, Peter Rosei, Stefanie Holzer / Walter Klier, Christian Schacherreiter, Florian Dietmaier, Christine Vescoli, Rudolf Lasselsberger, Willem Elsschot, Klaus Ebner, Dominika Meindl, Gerhard Ruiss / Klaus Zeyringer, Reinhard Wegerth, Christian Futscher, Roger Van de Velde, Andreas Niedermann, Erwin Uhrmann, Jörg Reinhardt, Kurt Drawert, Georg Bydlinski, Wolfgang Pollanz, Ilse Krüger, Alexandra Bernhardt, Caroline Wahl, Bartholomäus Holzhauser, Kurt Lanthaler, Stephan Eibel, Bernhard Setzwein, Jörg Piringer, Friedrich Hahn, Bernhard Hüttenegger, Ilse Kilic, Helwig Brunner, Isabella Krainer, Axel Karner, Mike Markart / Martin G. Wanko, Klaus Ebner, Franzobel, Ilse Kilic / Fritz Widhalm, Alfred Paul Schmidt, Kirstin Breitenfellner, Hanne Römer, Hannes Vyoral, Barbara Köhler, Peter Music, Martin Winter, Gottlieb Pomella, Elsbeth Wallnöfer, Ludwig Roman Fleischer, Margit Weiß, Michael Stavarič, Gundi Feyrer, Leopold Federmair, Eleonore Weber, Mario Hladicz, Martin Kolozs, Hannes Hofinger, Minu Ghedina, Bettina Maria König, Gaby Wurster. Judith W. Taschler, Thomas Schafferer, Lina Hofstädter, Selina Holešinsky, Harald W. Vetter, Simon Konttas, Thomas Sautner, Joachim Gunter Hammer, Hans Augustin, Sylvia Dürr, Martin Hanni, Lydia Davis, Der Tod, Christoph Janacs / Ludwig Laher / Gerhard Ruiss, Friedrich Hahn, Janus Zeitstein, Andreas Niedermann, Martin Maier, Gerhard Ruiss / Reinhold Ruiss, Florian Neuner, Karl Iro Goldblat, Bernd Marin und Kurt Leutgeb.

chronologisch

Bernhard Strobel: Der gute Mann Leidegger. Roman.

Peter Paul Wiplinger: Feuerzeichen . Gedichte zum Krieg gegen die Ukraine.

Raimund Bahr: In der Beständigkeit der Tage. Journal 2021/22.

Michael Stark: Das weiße Pferd. Liedtexte.

Annett Krendlesberger: DALIEGENDE. UNBEWEGT.

Paul Lendvai: Über die Heuchelei.

Robert Kleindienst: Das Lied davon. Roman.

Franziska Fuchsl: Die Straßen sind sichtbar. Erzählungen.

Andreas Maislinger: Sichere Bindung. Meine Kindheit 1955 bis 1970.

Christian Kössler: Schatten über dem Inn.

GEGENWARTSLITERATUR 3336

Der gute Mann Leidegger

Für einen selbstverschuldet leidenden Mann bleibt nur mehr die Groteske, um das alles auszuhalten, was einst Henrik Ibsen auf den Punkt gebracht hat: „Es traf sich so; da liegt der Hund begraben.“

Bernhard Strobel setzt seinen Helden Leidegger allerhand Leiden aus, die meist auf eine jähzornige Hormonlage zurückzuführen sind, wie man in der heutigen Beziehungsforschung sagen würde. Dem „guten Mann“ ist ein Verhältnis Marke Seitensprung passiert, und jetzt muss er vor allem für sich selbst die Welt neu erklären. Dabei wird die Beschreibung „gut“ in gleicher Weise für moralisch erträglich, als auch bemitleidend aussichtslos verwendet.

Der Roman beginnt mit einer Krise im Seitensprungdreieck Geliebte – Held – Frau. Die Jugendliebe Kamilla betritt unangemeldet die Fotowerkstatt und bringt Leidegger aus dem verstorbenen Gleichgewicht, das er sich aufgebaut hat. Was wäre, wenn sie jemand sehen würde, die Tochter zum Beispiel, deren Schulweg an am Fotoladen vorbeiführt?

Der Roman wird „macho“-mäßig aus der Perspektive des leidenden Mannes gezeigt, aber das ist auch schon das einzig Toxische an ihm, dass er alles auf sich und seine versteckt gehaltene Welt von Beziehung, Ehe, planmäßigem Sex und Unauffälligkeit bezieht.

Diese unerwartete Begegnung an der Arbeitsstelle verwirrt den Planungsmeister der Beziehung dermaßen, dass er seine Werkstattthuse auszuziehen vergisst und mit ihr nach Hause fährt, wo ihn Frau und Tochter in seltsamer Hose und völliger Verstörung erleben.

Die Ehe wird von allen unauffällig abgewickelt, nur nirgends anstreifen, heißt die Devise. Nach dem Bau des Hauses wäre eigentlich die Scheidung logisch gewesen, aber dann hätte der Hausbau keinen Sinn ergeben. So arbeiten alle ihr Programm herunter, Tochter und Frau spielen die Unwissenden und lassen den Vater und Ehemann in seinem Versteckspiel totlaufen.

Aus der Beschaulichkeit der Verhältnisse entwickelt sich ein Art Verfolgungswahn, indem der Held immer mehr von grüblerischen Gedanken zugeschüttet wird und allmählich eine schwere Last auf seinem Leben aufzuschütten beginnt.

Der Rasen wird regelmäßig betreten, um zwischen den Zehen den Hauch von Kindheit und Gras zu fühlen und festzustellen, dass er noch nicht reif ist für den nächsten Schnitt. Die Abende werden so routiniert angegangen, dass möglichst kein Sex zu Hause entsteht. Immerhin hat er sich lange eingeredet, dass Sex daheim nur zur Gefühlsverarmung führt.

Aber auch der Seitensprung-Sex hält schon seit längerer Zeit nicht mehr das, was er sich versprochen hat. Am liebsten ist es ihm mittlerweile, die eigenen Genitalien zu beobachten, wie sie allerhand Stellungen annehmen, die ins Leere gehen. In einem voyeuristischen Exzess bricht der frustrierte Fotograf in ihm durch, der jedes Wochenende Hochzeiten und ihre verlogenen Rituale knipsen muss, jetzt endlich fällt er mit dem Handy über Kamilla her und macht Nacktfotos ohne Ende.

Beziehungen sind heutzutage alle dem Handy ausgeliefert, sei es dass man klandestine Termine ausmacht, sie versteckt, oder gefährliche Fotos herum trägt. Jedenfalls lässt Leidegger sein Handy bei der Geliebten liegen, und Tochter und Mutter rufen mit Häme an, um den wahren Sachverhalt herauszukriegen.

Allmählich dämmert es dem Helden, dass er rundum durchschaut ist, er probiert es mit Leid und Selbstmitleid, die aber beide an ihm abprallen. „Das Böse existiert nämlich in Gestalt von ihm selbst!“ (138)
 Längst ist aus dem Abenteuer eine Last geworden, die er nicht abwerfen kann, weil er sich zu lange Gutes davon versprochen hat. Geschlechtsorgane, Geliebte, Gesichter, Gelächter – alles wirkt ermüdet und routiniert. „Du hast Angst vor Klischees und bist selber eines.“ (185)
 Am Schluss verliert der Held die Nerven und überschreitet die ausgemachte Regelung, indem er spontan bei Kamilla auftaucht. Diese hat offensichtlich einen Grund, ihn nicht zu empfangen und beendet vor der Tür Beziehung und etwaige Erwartungen, sie hat immer schon die Beziehung als Spiel gesehen.
 Leidegger beginnt zu weinen, wie er es in der Literatur über sanfte Männer gelesen hat. Als er keinen Grund mehr hat, weint er noch ein Stückchen weiter, um der Tränen willen.
 Bernhard Strobel zeigt einen Helden, dessen Souveränität in seinen eigenen Händen zerbricht. Schicksal, Hormone, Umstände, alles kann Ausrede für ein Beziehungsdesaster sein, dabei ist es die simple Männlichkeit, die den Anforderungen an ein authentisches Leben im Weg steht. Die Frauen sind in diesem Thema dem Mann weit voraus, sie sind klug, indem sie mitspielen und die Sache rechtzeitig zu Ende bringen.
 Ein Haus bauen, Hochzeit machen, Frau, Kind und Geliebte haben, das alles ist nur etwas für die Fotoalben, in die die Bilder eines frustrierten Fotografen geklebt werden.
 Schon lange nicht mehr hat jemand mit dem Sinn des Lebens so „ent-kitscht“ aufgeräumt.

Bernhard Strobel: Der gute Mann Leidegger. Roman.

Graz: Droschl 2023. 192 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-99059-140-6.

Bernhard Strobel, geb. 1982 in Wien, lebt in Neusiedl am See.

Helmuth Schönauer 12/01/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2388

Feuerzeichen

Am Abgrund, das Unsagbare vor Augen, sind letztlich alle Gedichte auf Kante genäht. Sie sind Vers für Vers zerbrechlich und die Gedichte selbst wissen es längst nicht, ob sie im Feuersturm durchkommen oder mitten in der Botschaft versengt werden.

Peter Paul Wiplinger versucht mit seinen Gedichten die Gräuel des letzten Krieges im Gedächtnis einer die Geschichte bloß konsumierenden Gesellschaft zu halten. Nichts darf dabei verloren gehen, was an Hoffnung, Mühe, Widerstand sich bei jenen ansammelt, denen das Nie-mehr eingebrannt ist wie ein Feuerzeichen.

Noch mitten im Auflesen der Bruchstücke aus dem letzten Krieg werden diese Gedichte abermals heimgesucht und mundtot gemacht durch den Putinschen Überfall auf die Ukraine. Alle Verse stehen wieder auf dem Prüfstand: Was kommt einem geschockten Autor noch über die Lippen? Wie soll jemand ein Gedicht über den Schrecken lesen, wenn er auf der Flucht noch gar nicht zur Ruhe gekommen ist? Wie brauchbar sind die Mahnmaße und Widerstandsparolen, wenn sie jäh semantisch überrollt und ad absurdum geführt werden?

Peter Paul Wiplinger stellt sich diesen Fragen, worin es ja auch um die Grenze der Sprache geht, mit den Mitteln von Gedichten. Diese sind freilich in einen Kontext gebettet, der einen Diskurs über das Unsagbare zumindest in Konturen ermöglicht.

In einem Vorwort verweist Helmuth Niederle auf die Ausnahmesituation „zwischen den Fronten von Barbaren und Zivilisation“, wogegen sich der Autor PPW seit Jahrzehnten mit seinem „Widerstandswerk“ stemmt.

Der ukrainische Schriftsteller Tymofiy Havryliv ruft den Geschockten und in Wortlosigkeit Erstarrten zu: Nicht schweigen!

Ein erster Schritt ist die Übersetzung der Gedichte ins Ukrainische durch Hanna Hnedkova.

Der Autor selbst schließlich zeigt Ausrisse aus Botschaften an seine literarischen Verbündeten, mit denen er die ungeheuren Vorgänge nach dem Februar 2022 in Worte zu fassen versucht.

Alle diese „Vorspanntexte“ wollen vielleicht nur den Beginn der Gedichte hinauszögern, weil es so unsicher ist, ob diese Gedichte angesichts des Themas auch tragen würden. – Aber die Gedichte tragen!

In knapp zwei dutzend Texten, Deutsch / Ukrainisch, spannt Peter Paul Wiplinger einen Bogen aus Standfestigkeit, indem er ein paar Fixpunkte zur Vermessung dieses Überfalls anspricht. Berichterstattung – Wörterüberfall – zweierlei Wirklichkeiten – der kleine KGB-Mann – der entgleiste Patriarch in Moskau – Kinderlied – Nachher – das Undenkbare – meine zwei Brüder im Krieg.

Anhand dieser Assoziationskette gestattet der Lyriker einen Einblick in sein „emotionales Archiv“, worin die Zeitgeschichte samt ihren Brüchen abgelagert ist, scheinbar logisch, aber dennoch schroff und bar jeder Ordnung. In dieser Gedankenkette ist es möglich, alle Nuancen von Lyrik ans Tageslicht zu bringen, vom politisch untermauerten Sachgedicht über die Empörung-Notiz, vom Schmähdgedicht über einen Diktator bis zur Entlarvung eines Kirchenfunktionärs, vom Kinderlied bis hin zum Nachruf auf die Brüdern des letzten Krieges, die darin gefressen worden sind.

„Wörterüberfall // am frühen morgen schon / überfallen mich die wörter // der tod hat eine farbe sage ich / der tod ist stachelbeergrün // in der kornkammer europas / wütet ein vernichtungskrieg“ (32)

Der Tag beginnt mit Unruhe unter den Wörtern, die sich nicht zuordnen lassen, zu viele Wirklichkeiten sind am Markt und zerstören im Tagesablauf jegliche Gewissheit.

Der Tag endet nicht nur für den Gealterten in Müdigkeit, jedem, der sich auf die Suche nach der Wahrheit begibt, droht die Erschöpfung noch vor dem Abend.

„Das Udenkbare // jetzt bin ich wieder dort / wo ich vor fast siebzig jahren / schon einmal war als ich zornig / zu meinem längst verstorbenen / heidegger-philosophenbruder sagte / es geht jetzt doch nicht darum / nach diesem zweiten weltkrieg / [...] / den menschen die welt zu erklären / es geht doch darum sie zu verändern / dass so etwas nie mehr passiert / weil es nie mehr passieren darf“ (102)

Peter Paul Wiplinger in seinem unermüdlichen Kampf gegen das Verdrängen und Vergessen, hat sich wahrlich nie alp-träumen lassen, dass seine Gedichte plötzlich wichtig sind, weil sie vielleicht das einzige sind, womit man die Zeit überbrücken kann zwischen den Nachrichten aus der Abendsendung und dem Medikament, das vielleicht beim Sedieren hilft, von Einschlafen keine Spur!

Peter Paul Wiplinger: Feuerzeichen – ВОГНЯНІ ЗНАКИ. Gedichte zum Krieg gegen die Ukraine. Deutsch / Ukrainisch. Übersetzung Hanna Hnedkova.

Wien: Löcker 2023. 113 Seiten. EUR 19,80. ISBN 978-3-99098-185-6.

Peter Paul Wiplinger, geb. 1939 in Haslach, Gymnasium in Hall in Tirol, lebt in Wien.

Hanna Hnedkova, geb. 1992 in Kiew, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 15/01/24

GEGENWARTSLITERATUR 3337

In der Beständigkeit der Tage

„Bis heute bedauere ich, dass ich das Talent zu malen nicht geerbt habe, dass ich zurückgeworfen bin auf ein Alphabet, denn die Bilder sind unmittelbarer in der Produktion und ebenso in der Rezeption. (15)

Mangels einer Alternative für die eigene Seele tut sich Raimund Bahr schon seit Jahrzehnten die Ochsentour des Schreibens an, die Jahreszahlen auf seinen Journalen zeigen marginale Veränderungen an, der aktuelle Band umfasst Texte aus den Jahren 2021/22.

Am besten stellt man sich den Schreibvorgang als Kontinuum vor, wie andere Muskeltraining und Dehnübungen absolvieren. Der Autor absolviert zusätzlich seine regelmäßigen Spaziergänge und formt anschließend seine „Schreibwurst“ die er in lesbare und diskutierbare Längen abklemmt.

Als Hauptstränge des reflektierenden Erzählens lassen sich vier Themenstrecken ausmachen:

- das lyrische Ich im Sog der Jahreszeiten
- Lesen und Schreiben im öffentlichen und intimen Kontext
- die Ausformung der Sprache zur gegenderten Poesie
- das Hinübergleiten der Boomer-Generation in den Ruhestand

Für alle Themenfelder leuchtet als Orientierung die beruhigende Leuchtschrift: In der Beständigkeit der Tage. Das lyrische Segment ist als Umarmung an die Leser gedacht. Das Ich spaziert wenn möglich in See- und Schilf-Nähe an den Rand der jeweiligen Jahreszeit. Zwischen Winter und Frühjahr etwa bleibt die Zeit tatsächlich stehen, und das Ich räuspert sich für den nächsten saisonalen Impuls. An solchen Tagen gefriert die Witterung zu einem Gefühl der Ausgesetztheit, Wind und Wetter stimulieren und euphorisieren um die Wette. Das Ich beschränkt sich auf kluge, kleine Notizen, um den Gefühlsschwall nicht zu überdehnen.

„Die Welt, wie sie ist, lässt mich am Erzählen verzweifeln. Immer wieder setze ich zu einer Geschichte an.“ (41)

Der Gedankenstrang vom Lesen und Schreiben handelt mit Experimenten, wie vergangene Texte aus der Erinnerung geholt und für die Gegenwart brauchbar gemacht werden können. Da wird etwa der Goethes Traum von der Wahrheit angesichts von Fakenachrichten relativiert, Kafkas Hintergrundprospekt für seine angeschlagenen Helden stellt sich als Naturverweigerung heraus, eine passabler Entwurf für eine schöne literarisierte Welt entsteht in den Bühnerpreisreden. Der Autor überlegt sich prophylaktisch ein paar Bühnerpreisreden, um darin ein optimistisches Literaturweltbild zu entwerfen.

Die Ausformung der Sprache zur Poesie hält sich naturgemäß an das Sternchen, das beim Gendern zwangsweise entsteht. Der Autor ist vor allem durch seinen Beruf als Pädagoge dazu gezwungen, sich diesem Sprachexperiment einer ganzen Sprachgesellschaft zu stellen.

Als erste Maßnahme schlägt er vor, so gut es geht von Wir, statt von Ich zu reden, der Plural dämpft die Schärfe des gesprochenen Geschlechterdifferenzierens.

Raffiniert ist auch die Überlegung, dass man durch die Sternchen sofort die Textsorte erkennt. Wenn Asteriske im Text herumschwimmen, handelt es sich um einen öffentlichen Text, ist der Text „rein“, handelt es sich um etwas Persönliches, wenn nicht gar Intimes.

Das Hinübergleiten der Boomer in den Ruhestand begleitet Raimund Bahr schon seit Jahrzehnten, ist doch sein Haupterlebnis vom Leben, dass immer zu viele um die Wege sind. Und das dürfte sich auch im Ruhestand nicht ändern, den er gleichzeitig anstrebt und verdrängt, weil ja nichts besser wird, wenn „ich nicht mehr lesen muss, sondern kann.“ (16)

Aus der Boomer-Diskussion ergibt sich auch die Frage, warum wir überhaupt auf der Welt sind. Eine recht melancholische Deutung lautet: „Weil die Eltern ihre Einsamkeit an die Kinder weitergeben wollen.“ (89) Zu glauben, in der Beständigkeit der Tage sei nichts los, ist natürlich ein Irrtum. Im Gegenteil, das Laute ist kontinuierlich im Vormarsch und trifft mit der Zeit das entlegenste Individuum. Ein Autor etwa schreibt an den Verleger, dass er seine Texte nur mehr in die Tasten hämmere, da hält Raimund Bahr inne und überlegt, ob er nicht als Verleger noch leiser sein muss.

Der sogenannte Literaturbetrieb poppt regelmäßig auf und pfuscht ins Denk-Geschäft hinein, und auch bei den Spaziergängen am See ist die Gefahr groß, dass die Fußstapfen plötzlich busy werden und im Moor verschwinden: Es bleibt ein persönlicher Schöpfungsbericht.

„Sich erinnern, am siebten Tag. Sieben Tage noch, in dieser Zeit erschaffen andere Welten, erschaffen Himmel und Erde und alles Getier, und in sieben Tagen verwüsten Armeen weite Landstriche einer einst blühenden Nation.“ (115)

Raimund Bahr: In der Beständigkeit der Tage. Journal 2021/22.

St. Wolfgang: edition art science 2023. 152 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-903335-32-5.

Raimund Bahr, geb. 1962 in Mödling, lebt in St. Wolfgang.

Helmuth Schönauer 17/01/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2387

Das weiße Pferd

Vollkommene Musik entwickelt den Sound erst, wenn man das Booklet dazu in Händen hält, dadurch wird das Cover haptisch trägt allmählich die Musik.

Michael Stark hat seinen Gedichtband mit Akribie wie ein Booklet zu einer ungespresten CD gestaltet. Vorne blickt ein weißes Pferd skeptisch vom Cover, hinten sind die Texte als minimalistisches Inhaltsverzeichnis vorgestellt mit Nummer, Titel und Dauer. In der Mitte als Kern ist das Genre „Liedtexte“ als Einladung an Leser formuliert: Du kannst dir eine persönliche Musik hinzudenken oder den Text von deiner eigenen Musikalität überwuchern lassen.

„Das weiße Pferd“ lässt sich jenseits dieser musikalischen Überlegungen freilich auch als purer Text lesen, die Kraft der Lyrik sorgt ohnehin dafür, dass die plane Fläche von bedruckten Seiten mit plastischer Phantasie überwunden wird. Spätestens seit Bob Dylan für diesen balladesken Sound den Nobelpreis für Literatur gewonnen hat, zählt das Lied zu einer wissenschaftlich anerkannten Methode, den Flow politischer, atmosphärischer oder geologischer Vorgänge zu beschreiben.

Im „weißen Pferd“ sind im ersten Abschnitt neun Lieder unter „Nacht“ subsumiert, im zweiten Teil gibt es neun Texte zum „Tag“. Da in der Lyrik Zahlen meist einen magischen Hintersinn haben, könnte man vielleicht von einem Kegelspiel reden, das mit dem Ruf „alle Neune!“ Tag und Nacht abgeräumt werden muss. Die Ausprägung von spezifischen Tag- und Nacht-Liedern hat in der mittelalterlichen Liebeslyrik einen Höhepunkt erfahren, nicht zu vergessen seien auch die indischen Ragas, die sich streng an den Tagesablauf der Musizierenden halten.

Grob vereinfacht geht es in den lyrischen Nacht-Schichten um das Andocken von Leben an die Finsternis. Dadurch bieten sich Varianten eines Schöpfungsberichts an, worin Gestirne sich selbst erschaffen, sich lyrische Subjekte entwickeln und schließlich durch Frost, Kälte und Starre einen apokalyptischen Zustand der Entropie ausrufen.

„Ein Stern fliegt ab“, heißt es spektakulär, mit kosmischem Gestus wird der lyrische Held mitgerissen, während dieser noch über den starken Sog ins Weltall staunt. Der Stern hat seinen Höhepunkt erreicht, das Ich ist zum Stern geworden, es wird Zeit, in Kälte zu verglühen.

„Es laufen Welten auf Grund“ heißt es sinngemäß unter dem großen Wüten, das ausgerufen ist mit ein paar Klängen. Aktiva und Passiva haben ihre Konsistenz vertauscht, zwei Wesen haben miteinander zu tun und stellen fest: Wir haben begegnet.

In einigen Abschnitten taucht ein seltsamer „Er“ auf, am ehesten mit dem Tagebuchschreiber Franz Kafkas zu vergleichen, wenn er lapidar auf jene Situation zurent, in der alles zu spät ist.

Begriffe vom Rand der Welt, Slum, feuchter Dreck, Krach bei Sonnensturm lassen die Existenz des Helden buchstäblich im Sand verlaufen. „Er schiebt zur Wand / den Rand zum Rand / darüber hinaus / den Sand auf Sand.“ (40)

Die Hauptmerkmale dieser existentiellen Erzählkunst sind Wiederholung und Verkürzung zum Riff. Dadurch werden die Motive immer spitzer und einprägsamer, allmählich schiebt sich das pure Drehmoment in den

Vordergrund und lässt alles, was nach musikalischem Werkzeug oder Dübel aussieht, in einem ewigen Fade-out hinter sich.

Die Lieder aus der Sektion „Tag“ sind nicht minder auf existentiellen Rand und Sand fixiert, allerdings sind sie jetzt „beleuchtet“, wodurch ihnen das Groteske ins Genick fährt bis es bricht.

„Hund im Clo“ greift Motive des Dadaismus auf und führt sie durch geschickte Applikation ad absurdum. Die erste Strophe lässt jäh das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten aufblitzen, aber kaum ist die Assoziation hinein in die Kindertage abgerufen, setzt schon das brutale Tagwerk einer amorphen Gegenwart ein.

„Ein Hund im Clo / ein Vogel im Hemd / eine Katze im Herd. // Was soll das sein / ich versteh keinen Reim // Ein Hund im Text / ein Clo im Bild / ein Herd im Ton.“ (47)

Mit den sprichwörtlich kurzen Sätzen, mit denen in der Musik-Didaktik gearbeitet wird, ist in ein paar Zeilen die „Lied-Verschiebung“ der Wirklichkeit angedeutet. Mit kaum merklichen Handbewegungen, mit denen sonst vielleicht ein Instrument nachgestimmt wird, wird hier die Realität ge-tuned, bis es für das Lied passt.

„Das weiße Pferd“ verhält sich im Text als Lied genauso, wie jenes am Cover als Bild. Das weiße Pferd ist Text, Bild und Ton in einem. Ein lyrischer Held versucht sogar, auf ihm zu reiten und verschwindet dadurch aus dem Text. „Er zuckt und stöhnt / das Pferd mit ihm / sie stolpern ins Licht / hintereinander in Sicht / von Spur zu Spur / keine Ahnung wohin.“ (54)

Michael Stark lässt uns Anteil nehmen an seinem „weißen Pferd“, er zeigt uns ein paar seiner Routen, die er damit abgetrabt ist. Seitlich zu den Liedtexten rauscht Musik im eigenen Rhythmus über ein Gefälle, das mal in der Finsternis endet, dann wieder im Frost, schließlich im urtümlichen Wald, den wir aus dem Märchen kennen.

„Ich singe das Lied / zu Ende sodann / ein Surren im Wald. // Ein Surren im Wald. Ein Surren im Wald.“ (84)

Das weiße Pferd ist sehr klar, genügsam und zugänglich. Aber es ist auch schlau und weiß mehr, als wir denken, wenn wir ihm mit flüchtiger Hand über den Hals fahren.

Michael Stark: Das weiße Pferd. Liedtexte.

St. Johann: Verlag Hannes Hofinger 2023. 94 Seiten. EUR 9,90. ISBN: 978-3-9505074-8-5.

Michael Stark, geb. 1968 in Fontanella /Vorarlberg, lebt seit 1987 in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 21/01/24

GEGENWARTSLITERATUR 3338

DALIEGENDE. UNBEWEGT

Körper ohne Kontext sorgen fürs erste für Alarmstimmung, jemand findet beispielsweise eine Daliegende und löst die Rettungskette aus.

Annett Krendlesberger lässt die Protagonistin mit jenem schrillen Moment einsetzen, wo der Traum aus der Nacht noch nicht abgeschlossen ist und das Tagwerk noch nicht begonnen hat. Die drei Hauptbegriffe für diesen Zustand sind Warten, Vorbereitung und Werkzeug. Die Protagonistin verrichtet ihr Tagwerk meist als Künstlerin, weshalb sie ständig Bleistift und Papier in Griffweite halten muss, wie andere vielleicht eine Brille aufsetzen. Diesem Vorbereitungsritual ist ein Motto von Ilse Aichinger vorangestellt, wonach aus Angst Hoffnung entstehen kann, wenn man ein Stück Angst von jemand anders übernimmt.

Damit ist die Absicht erklärt, wie man mit dem Objekt „Daliegende. Unbewegt“ umgehen muss, damit ein Subjekt daraus wird. Ein Stück Material wird durch Kunst zu einem lebendigen Signal, das über die Sinnesorgane der Betrachterin vielleicht gar zu einem vitalen Korpus erweckt wird. Diese macht sich Gedanken darüber, was die Daliegende für ein Schicksal haben könnte und ob sie überhaupt auf passende Weise zum Leben erweckt ist.

Diese Arbeitsschritte münden in ein Prosagedicht; halb Traum, halb Essay, erfährt es eine Manifestation als Ausriss aus einem Kunstkatalog, der als Abschluss des Buches angeführt ist.

Bilder von Skulpturen und Objekten aus dem Belvedere in Wien zeigen den Lesern, wie Erweckungen von Daliegenden im Kontext einer Ausstellung gemeint sein könnten. Die zugeschriebenen Titel nennen sich: Das tote Kind (1913), Kindertanz (1905), In der Laube (1901), Ententeich (1900), Kaiserin Elisabeth (1907). Die Schöpferinnen der Werke sind: Johanna Kampmann-Freund, Eugenie Breithut-Munk, Marie Egner, Olga Wisinger-Florian, Ilse Beatrice Twardowski-Conrat.

Die Objekte sind nach dieser Erzählmethode ordnungsgemäß mit Namen und Titeln versehen, aber die Zuschreibungen sagen noch nichts darüber aus, wie sie von der Betrachterin zum Leben erweckt worden sind. Der Text setzt sich nun aus poetischen Partikeln, Beschreibungen von Ritualen und Notaten zum Handwerk des Sehens und Zeichnens zusammen. So werden beim Betreten von Schau- und Empfindungsräumen mehrfach die Schuhe ausgezogen und sauber neben jenen aufgestellt, deren Trägerinnen bereits im Innern dieser Räume sind. Auf dem Weg zu einer Episode tritt mehrmals ein Kind im Treppenhaus auf und erzählt wie ein griechischer Chor eine allgemeingültige Wahrheit. „Das Kind im Stiegenhaus // Wenn ich ihm einen Euro gäbe, oder zwei, würde es mir erzählen, warum Fledermäuse so wichtig sind. Und Libellen.“ (125)

In fast regungslosen Beschreibungen absolvieren die Dinge ihre Bestimmung, „*die Stadt beginnt mit grünen Dächern und wird erst später blau*“. (61) An anderer Stelle wird das Drehen von Pasta (48) zu einer Endlosschleife wie jene Sätze, die dabei gesagt werden.

„Zusehen und Warten“ ist eine kleine Szene beschrieben, die ihre Kraft abermals aus dem Mund des Stiegenhaus-Kindes schöpft. „Erdbrocken? Das sind Fledermäuse, die in den Spalten zwischen deinen Blumentrögen wohnen, drei in der linken Spalte, zwei in der rechten, sagt das Kind im Stiegenhaus, das den Mund sonst nie auftut. / Doch.“ (80)

So in etwa könnte auch das Objekt „Daliegende. Unbewegt“ zum Leben erweckt worden sein, zuerst als Erdklumpen, später als Fledermaus, für den Kunstbetrieb dann final gedeutet durch Kindermund.

Zwischendurch entfernt sich der Text von seiner Aufgabe, als „Gedankenbilderspur“ durch die Ausstellung zu führen, er wird zur puren Lyrik. Als Beleg für diese Konsistenz treten zwei Vögel auf, die in der Gegenwartslyrik immer als Emblem angefügt sein müssen, damit man den Text im digitalen Zeitalter als Gedicht erkennt. Zwei Vögel sind mir zugeflogen, ich bin vor ihrem Käfig gegessen, sagt das lyrische Ich und stellt eine Verbindung her zu jenen Körpern, die im Verlaufe des Rundgangs durch sich selbst als einzigartige Ausstellung erkennbar sind. Der Rundgang endet mit einem hervorstechenden „Ja“, das an jenes Eingangszitat anknüpft, worin es um das Gelingen von Hoffnung geht.

Der Abschlusstext ist mit „Galerie“ umschrieben, darin sind alle Titel aufgeführt, die vielleicht im Belvedere hängen, vielleicht aber auch nur in der Poesie von „Daliegende. Unbewegt“. „D/U“ heißt jetzt Eva und ist zum Leben erweckt.

Im Nachwort beschreibt Birgit Schwaner einen Rundgang durch die Sprache der Annett Krendlesberger – „De profundis oder So weit die Sprache vermag“.

Annett Krendlesberger: DALIEGENDE. UNBEWEGT. Mit einem Nachwort von Birgit Schwaner.

Wien: Edition fabrik.transit 2023. 164 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-903267-58-9.

Annett Krendlesberger, geb. 1967 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 24/01/24

GEGENWARTSLITERATUR 3335

Über die Heuchelei

Der einzige Außenpolitiker von europäischem Rang, den Österreich momentan aufbieten kann, ist Paul Lendvai. Seit Jahrzehnten arbeitet er als Korrespondent, Journalist, Historiker und Verleger daran, die Unwissenden mit den Mächtigen in Verbindung zu bringen. Was man früher diplomatisches Wirken genannt hat, lässt sich heute am besten mit „Heuchelei“ umschreiben.

„[...] möchte ich insbesondere die Rolle der Heuchelei, der Doppelmoral, der menschlichen und politischen Doppelzüngigkeit und Scheinheiligkeit bei den im Rückblick unverständlichen Handlungen und Erklärungen von Spitzenpolitikern behandeln.“ (9)

Allein schon seine Biographie macht Paul Lendvai zu einem wachen Beobachter der Konflikte in Europa. 1944 nach Ungarn verschleppt, überlebte er in Budapest, erhielt 1953 Berufsverbot und konnte schließlich 1957 nach Österreich fliehen. Seither ist er dessen Wissens-Botschafter in der politisch-journalistischen Welt.

So hat der Autor wesentliche Konflikte als Korrespondent miterlebt, wie den Zerfall der Sowjetunion, die „blinde Russlandpolitik“ der deutschen Sozialdemokratie, den Bürgerkrieg am Balkan, sowie die leeren Versprechungen der EU an Erweiterungskandidaten.

Zu den sogenannten Machern dieser Ereignisse hat er jeweils persönliche Kontakte aufgebaut, indem er Interviews und biographische Artikel für die Presse in Westeuropa verfasst hat.

Schwerpunkte seines analytischen Wirkens sind naturgemäß Putin himself, Viktor Orban und dessen Lieblingsfeind George Soros.

In insgesamt neun Kapiteln verhandelt Paul Lendvai die Geschichte Europas anhand ausgewählter Presseterminale, Banketts und journalistischer Events. Der durchgehende Eindruck: Die heucheln alle!

Zwischen den ausgegebenen Kommuniqués und den tatsächlichen Absichten herrscht ein beinahe kontinentaler Gap. Aber nicht nur Machthaber spielen die Orgel der heuchlerischen Töne, viel schlimmer sind die journalistischen und parteipolitischen Parvenüs, die im Stile dekadenter Höflinge die Szenerie besiedeln.

In diesem Lichte ist auch das letzte Kapitel zu sehen, das sich dem Jugendstil-Kanzler Sebastian Kurz widmet.

Umgeben von studentischen Höflingen heuchelt er seine Botschaften ins Mikro, alles ist gespielt, nichts wird dem Zufall überlassen. Und selbst als der Kanzler zurückgetreten ist, läuft seine Propagandamaschine leerer Sätze noch weiter und dadurch wohl ins Leere. Innerhalb einer Woche kommen drei verschiedene Kurz-Filme in die Kinos, die letztlich nur deshalb Interesse auslösen, weil man ihre Financiers nicht vollends entlarven kann.

Dem Autor ist der Ekel anzumerken, der ihm beim Rezensieren dieser Filme kommt. An jener Stelle, wo die ehemalige Landwirtschaftsministerin mit glänzenden Augen erzählt, dass Sebastian schon mit acht Monaten

gehen und mit zwölf Monaten in ganzen Sätzen sprechen konnte, würgt es den Kommentator, dem es mit diesem Kapitel gelingt, den Nullpunkt von Heuchelei trefflich zu beschreiben.

Paul Lendvai ist eine rare Persönlichkeit auf dem Feld der Aufklärung und der großen Gedanken geworden, vergleichbar mit dem kürzlich verstorbenen Karel Schwarzenberg, der den Sebastian übrigens für einen „falschen Fuffzger“ gehalten hat.

Nach der alten Schule der Diplomatie müsste sich jeder Journalist und jeder Kleinpolitiker an der Nase nehmen, wenn der die Essays über politische Heuchelei liest. Denn Politik ist kein Gefäß mit Schmierstoff für Unterhaltungsmedien, sondern das Gegenteil von Krieg. Dieser bricht unweigerlich aus, wenn die Heuchelei einen kritischen Punkt überschritten hat.

Allein schon das Abarbeiten des Namensregisters beschäftigt Leser eine ziemliche Weile und dient als Skala des eigenen Nichtwissens. Und die angeführten Publikationen füllen spielend jede Institutsbibliothek.

Natürlich ist das zitierte Wissen von Mitarbeiterstäben in Redaktionen und Universitäten zusammengetragen. Aber die große Leistung des Paul Lendvai besteht darin, es in das Metermaß persönlichen Wissens zu übertragen.

Wenn die Heuchelei auf „europäischer Ebene“ so gefährlich ist und zum Krieg führt, dann führt sie auch auf lokalen Ebenen zu Zerstreuung und Ausgrenzung. Anhand des großen Buches die kleinen Konflikte in Kommunen und Wirtschaftsräumen auf Heuchelei hin zu untersuchen, könnte ungeahnte Erkenntnisse auslösen. Wem die Lektüre eines ganzen Buches zu lang ist, der kann sich an den Aphorismen des polnischen Autors Stanislaw Jerzy Lec (1909-1966) halten, die extra für Kurzzeit-Leser eingebaut sind: „Tote wechseln mühelos die politische Ansicht.“ (29)

Paul Lendvai: Über die Heuchelei. Täuschungen und Selbsttäuschungen in der Politik.

Wien: Zsolnay 2024. 176 Seiten. EUR 23,70. ISBN 978-3-552-07391-3.

Paul Lendvai, geboren 1929 in Budapest, lebt seit 1957 in Wien.

Helmuth Schönauer 26/01/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2389

Das Lied davon

Wenn jemand eine wortlose Kindheit erfahren hat, wie soll er später davon erzählen?

Robert Kleindienst nimmt sich das Schicksal seines Vaters zu Herzen, der einst ziemlich wortlos im Tiroler Oberland bei einer Pflegefamilie aufgenommen und bald darauf in die berühmte Bubenburg im Zillertal gesteckt worden ist. Später in Salzburg ist er dann ein geschätzter Musiker geworden, der den Ton der Wortlosigkeit beim Publikum getroffen hat. Offensichtlich lässt sich die Sprachlosigkeit der Nachkriegszeit später mit Musik überwinden.

Der Roman „Das Lied davon“ ist vorerst eine späte Versöhnung des Herumgestoßenen mit der Tiroler Erziehungsluft. In seiner Behutsamkeit stellt er freilich auch ein Muster dar, wie man über eine schwere Kindheit erzählen könnte, ohne dass dabei die einzelnen Sätze zugespitzt abermals verletzend werden.

Das Romangestüst fußt auf einem ansprechenden Erzähl-Sockel mit überschaubaren Zeitachsen. Der Ich-Erzähler Luis ist erfolgreicher Musiker aus der Gegend um Radstadt und erhält in den 1960er Jahren einen Anruf aus Tirol, dass es seinem ehemaligen Pflegevater Alwin schlecht geht. Sofort setzt er sich in seinen „Mustang“, der ihm als Kultfahrzeug wertvolle Dienste bei seinen musikalischen Auftritten verschafft.

Die Reise geht den Inn entlang immer höher hinauf ins Gebirge und immer tiefer hinein in die Kindheit. Der Fluss führt Hochwasser und an seinen Ufern zittern die Leute, ob es nicht Überschwemmung gibt. Im gleichen Ausmaß schwillt der Strom in die Kindheit an, und der Erzähler ist sich nicht sicher, ob nicht auch die Dämme der Erinnerung jäh brechen.

In neun Stationen, einem verkürzten Kreuzweg nicht unähnlich, arbeitet sich der Erzähler zurück in die ersten Wahrnehmungen seiner Existenz, die er nicht in Worte fassen kann. Als lediges Kind wacht er eines Tages bei den Pflegeeltern Alwin und Rosa auf, die sich mit den kargen Mitteln der Nachkriegszeit um das Kind bemühen. Sie haben noch andere Pflegekinder angenommen, die aber jeweils von der Fürsorge abgeholt werden, sobald Luis mit ihnen familiär geworden ist.

Im Hintergrund werkelt auch der Pfarrer ordentlich mit, der offensichtlich dafür Sorge trägt, dass die sogenannte Bubenburg im Zillertal immer mit frischen Knaben aufgefüllt wird. Das Kind erlebt diese „fürsorglichen“ Vorgänge stumm und wortlos, es schnappt Melodien aus dem Radio auf und singt zu allen passenden und unpassenden Situationen Vico Torriani und Caterina Valente. Und plötzlich geht eine emotionale Welt auf, die alle Probleme mit dem Erwachsenwerden vergessen lässt. Quasi im Stande der Unschuld erwächst eine Musikerkarriere, die auf Frohsinn und Vergessen aufgebaut ist.

Für den Erzähler stellt es eine große Herausforderung dar, das Unsagbare mit seinem Pflegevater zu besprechen. Einerseits ist es große Dankbarkeit, die er vermitteln will, andererseits hat er keine Sprache dafür, zumal Alwin selbst im Alter verstummt ist. Er hat sich völlig in sich selbst verkrochen und wartet auf das Ende.

Ähnlich wie die Musik ist der Fluss hilfreich bei Verfassen von Lebensweisheiten, es geht nämlich nur darum, das elementare Gesetz zu befolgen: Alles fließt.

Die Erinnerung verläuft in groben Schwarzweißbildern von Dorf, Landschaft und brachialen Mächten im Hintergrund. Jede Geschichte fußt auf Naturgewalten, die sich vom Himmel lösen und den Fluss anschwellen lassen. Jede Liebkosung löst sich von den irdischen Lippen der Pflegeeltern und verschwindet im Sog der Behörde. Dazwischen sitzt das Kind und wird erwachsen.

In dieses Schicksal vom musikalischen Kind, das sich einen eigenen Reim auf die Welt macht und letztlich „das Lied davon“ singt, sind Ereignisse aus dem Chronikteil der Zeitungen und diverse Familiengeschichten eingebaut. Schon in den ersten Aufbausritten nach dem Chaos des Krieges wird gesellschaftlich eine Auslese getroffen: Die Habenichtse werden von den Besitzenden abgetrennt, ihre Kinder kaserniert man nach dem späteren Nutzen für die Wirtschaft. Der Geist der Staatsfürsorge aus der Diktatur wird unreflektiert weitergeschrieben, weil niemand eine Idee hat, wie man es besser machen könnte. Nur die Musik ist in ihren Texten unverfänglicher geworden, in der Melodie hat sich wenig verändert, denn es gilt immer das Lied von der Gegenwart.

Robert Kleindienst gelingt mit der Figur des Luis ein berührendes Porträt seines eigenen Vaters, indem er aus einem harten Schicksal die weichen Bewegungen der Versöhnung mit sich selbst heraus zeichnet. Die Kindheit wird zu einem Flow voller Musikalität.

Robert Kleindienst: Das Lied davon. Roman.

Innsbruck: Edition Laurin 2023. 192 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-903539-30-3.

Robert Kleindienst, geb. 1975 in Salzburg, *Stadtschreiber von Kitzbühel 2007, lebt in Salzburg.*

Helmuth Schönauer 28/01/24

GEGENWARTSLITERATUR 3339

Die Straßen sind sichtbar

In den Alpen bedeutet es im Winter höchstes Glück, wenn die Auto-Lenkenden plötzlich in der tief verschneiten Landschaft ausrufen: „Die Straßen sind sichtbar.“ Andererseits sind Ameisenstraßen oder Luftstraßen auch in den Alpen unsichtbar, jeder kennt sie, aber niemand befasst sich künstlerisch damit.

Franziska Fuchsl wendet sich den öffentlichen Straßen zu, um sie durch Beschreibungen, Geschichten und Sprachexperimente sichtbar zu machen. Das Textkonvolut lässt sich als Sammlung diverser Erzählungen lesen, die im klassischen Sinn rund um ein markantes Ereignis angesiedelt sind.

Es beginnt mit der sogenannten Luft im öffentlichen Raum, die sich anhand eines leeren Plastiksackerls messen lässt, während es über einen Platz treibt. Überhaupt ist es ratsam, die Dinge von ihrem Ende her zu beschreiben, das Plastiksackerl ist letztlich ein Messgerät, das den Sinn von frei zugänglichen Daten misst. Nach ähnlicher Erzähllogik werden Bäume nicht gepflanzt, sondern als Text manifestiert. Eine Erzählerin hat nämlich primär die Aufgabe, Erzählstraßen sichtbar zu machen. – Und für die Leser ergeben sich daraus sogenannte Ableitungen der Wirklichkeit. Jedes Sitzmöbel, jeder Baum, jedes Eingangsportal eröffnet eine neue Geschichte, die über die Literaturstraße erreichbar ist.

Die einzelnen Ereignis-Cluster sind durch leere Seiten, beziehungsweise durch gepflanzte Baum-Signets von einander getrennt, der Flow entlang des Verkehrsstrangs bleibt freilich durchgehend erhalten. Vermutete Grenzen werden sichtbar und lächerlich gemacht.

So überschreitet die Erzählerin den Gürtel und begeht dadurch das Delikt der Bezirksüberschreitung, was bedeuten kann, den ein und denselben Gegenstand politisch zweifach zu denken, wenn etwa die politische Lage zwischen den Bezirken kontrovers ist.

Das erzählende Ich erweist sich an vielen Stellen als Amts-affin, dokumentenecht und überaus Wort-treu. Ein Spaziergang zur Mittagspause wird schon mal mit der korrekten Fügung angegangen: „Ich gehe naherholen.“ (21) Wenn Warten notwendig wird, empfiehlt es sich, dieses im Park zu erledigen, ein Warten im Park ist weitaus erholsamer als jenes in einem Wartezimmer.

Nach längerem Nachdenken stellt die Heldin fest, dass sie den Gürtel aus psychologischen Gründen überschritten hat, ihr ist nämlich ab und zu danach, einen Bauernschneuzer zu platzieren, und der Gehsteig an einer bestimmten Stelle bietet dazu besten Grip.

An einem anderen Verkehrsknoten, wo sich Flow, Straße und Biographie kreuzen, outet sich die Heldin als Piratin mit Kind. Spontan stelle man sich eine Augenklappe vor, aber es ist eine Babyklappe, in die das Kind verklappt wird, um zu einem Muschelschatz zu gelangen. Das Kind trägt die ganze Last dieser Sequenz, heißt es lapidar, und die Heldin ergibt sich einem diffusen Schicksal. „Heute habe ich ein Kind, ob ich morgen noch eins habe, weiß ich nicht.“ (63) Jedenfalls wird es höchste Zeit, das Kind amtlich zu machen. Dabei kommt es zur semantischen Verwechslung, indem das Dokument, das die Existenz einer Tochter bestätigen soll, mit der Tochter selbst vertauscht wird. In der Folge trägt die Mutter das Dokument durch die Zukunft, erzieht es, lässt es ausbilden und ist zunehmend stolz darauf, zumal das Dokument keine Widerrede setzt.

Im nächsten Straßen-Abschnitt nähern sich handelnde Personen so gut es geht dem Wesen „Straße“ an, indem sie Spurengenau die Straße verfolgen und sich untereinander nur mit Leuten abgeben, die sie „von der Straße her“ kennen. (107) Das Urteil über diese Leute: „Sind wir nicht alle mir nichts dir nichts?“ (118)

Für lyrische Stimmung sorgt sofort der obligate Vogel, der bei allen lyrischen Prozeduren des Literaturbetriebs aufzutreten hat. Heute ist der Vogel ein künstlerisches Angebot, das auf der Homepage einer Justizanstalt vorgestellt wird. Offensichtlich haben Insassen des Strafvollzugs diesen Vogel gebastelt, der zumindest online große Freude macht. (125)

Allmählich nehmen geographische Besonderheiten und bauliche Maßnahmen das Ruder in die Hand, um über die Straße final zu sinnieren „Die Straßen sind offen, weil man sie nicht überdacht hat.“ (140) Dahinter rutscht das Zimmer der Erzählerin ab, was eine gewisse Schräglage ergibt. Aber alles ist noch im grünen Bereich, solange es ein Fenster gibt, das auf wundersame Weise die Elementaren Gegensätze des Sehens zusammenführt: Einblick und Aussicht!

„Was wollen Sie eigentlich!“ heißt es gegen Ende in übergroßer Schrift. Und die Antwort fällt kleinlaut aus: „Ich will, dass die Welt einbricht, die Welt wie sie jetzt ist.“ (211)

Quasi als Bonus-Track ist das Textprojekt „Geschützabwerferin“ (231) angehängt, worin eine Straßenkultur des Erzählens entwickelt wird. Die Grundzüge der wie Häuser durchnummerierten sechs Teile gehen auf einen Projektaufenthalt in Belgrad zurück. Der Kumulationspunkt besteht aus einer ganzen Seite, die stumm mit dem Wort „nein“ eingenebelt ist. Im Stil der visuellen Lyrik wird das Nein zu einem Nein-Gedicht, – volle Schnappatmung! –, ehe es durch Umblättern entkrampft und zu seiner regelmäßigen Atmung als Text zurückgeführt werden kann.

Die Theorie des Projekts, der Erzählweise, ja der sichtbaren Straße überhaupt, ist in einem winzigen Ausruf verborgen: „Geile neue Sprache, heile Inspiration.“ (237)

In einer Meta-Notiz werden abschließend ein paar Informationen über die Geschützabwerferin zur Verfügung gestellt. Es handelt sich um ein Motiv, das offensichtlich während des Ersten Weltkriegs aus einem Gemälde gefallen ist und dabei einen niederländischen „Zischlaut“ von sich gegeben hat.

Franziska Fuchsl hat die Straße für sich entdeckt und gleich für sich eingenommen. Plötzlich bekommt der Aufruf, auf die Straße zu gehen, eine neue Sinnlichkeit. Lesen, Schreiben, Flanieren und Phantasieren, bis man die pure Straße sieht!

Franziska Fuchsl: Die Straßen sind sichtbar. Erzählungen.
Klagenfurt: Ritter 2023. 272 Seiten. EUR 23,-. ISBN 978-3-85415-660-4.
Franziska Fuchsl, geb. 1991 in Putzleinsdorf, lebt in Wien.
Helmuth Schönauer 29/01/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2390

Sichere Bindung

Unterwegs im Netz geht der Blick immer wieder in Richtung jenes Buttons, der in der Kopfleiste des Bildschirms eine sogenannte „sichere Verbindung“ anzeigt. Und alpine Menschen des vorigen Jahrhunderts können sich noch an jene Erfindung in den 1960er Jahren erinnern, als es plötzlich „Sicherheitsbindungen“ gab, die das Überleben der Schisaison ohne Gips erst ermöglichten, indem sie bei Sturz rechtzeitig aufsprangen. Andreas Maislinger lässt schelmisch diese Assoziationen mitschwingen, wenn er seine Kindheit 1955 bis 1970 unter den Titel „Sichere Bindung“ stellt. Damit ist das ausgewogene Verhältnis zwischen aufregender Außenwelt und geordneter Innenwelt gemeint. Die Kindheit zeigt sich als Abenteuer mit open end, ehe äußere Umstände wie Studium, Ortswechsel oder Arbeitsaufnahme jäh einen Schlussstrich ziehen und das Erwachsenenalter ausrufen.

Die Kunst der „Kindheitsbeschreibung“ gilt als anspruchsvolles Genre, weil jedes Kind in etwa das gleiche erlebt und dennoch die Ereignisse einmalig und unwiederholbar sind.

Andreas Maislinger hat sich für dieses Unterfangen ein raffiniertes Erzählmodell ausgedacht, indem er nach Wikipedia-Manier seinen Kindheitskosmos in sauberen Kleinessays und Informationseinträgen seinen persönlichen Schlüsselbegriffen der Erinnerung zuordnet. Es entsteht ein alphabetisch geordnetes Erinnerungslexikon, das man mit dem ermunternden Begriff „emotionales Archiv“ überschreiben könnte. Nach dieser Erzählmethode ist immer das Individuelle mit dem Kollektiven verknüpft, und das einmalige Ereignis stellt sich dem Diskurs mit einem fortwährenden Ritual.

Verknüpft man die einzelnen Begriffe zu kleinen Assoziationsketten, ergibt sich plötzlich ein plastisches Bild, worin sowohl die Zeitgeschichte als auch der individuelle Tagesablauf gleichberechtigten Zulauf haben. An manchen Stellen wird das Verfahren gleich mit erzählt. So glaubt das Kind sich selbst auf einem Bild zu erkennen, das der Nachbar als Maler zeitnah zu einem flüchtigen Gespräch ausgeführt haben dürfte. Beim Maler handelt es sich um den öffentlich bestens bekannten Georg Rendl, beim erinnerten Gemälde um eine flüchtige Begegnung mit Farbe, Licht und Gespräch.

An anderer Stelle ist vom Suizid eines Mannes und einer Frau die Rede, aber die Erinnerung hat sich zu einem Konglomerat aus zitierten Sätzen, überlieferter Zeitungsnotiz und Nachhall von längst vergangenen Sätzen verfestigt. Diese „Verunreinigung“ der Quellen tut dem Ergebnis freilich keinen Abbruch, es bleibt ein Ereignis, um das herum sich Zeitgeschichte angesiedelt hat.

Für die Leser hat diese Erzählmethode mindestens drei große Vorteile:

- a) Durch die alphabetische Ordnung entsteht jene Magie von Logik, von der vor allem Bibliothekare schwärmen, dulden sie doch kein anderes Gesetz als das alphabetische Anordnen von Wissen.
- b) Durch die Wahl der Schlüsselwörter lassen sich die Geschichten mehrfach erzählen, indem aus einem Ereignis durchaus mehrerer Geschichtsstränge abgeleitet werden können.
- c) Durch Vernetzung der Schlüsselbegriffe erzählen sich manche Bilder wie von selbst. Beispiel: Fahrrad – Fensterln – Fernrohr – Fernsehen – Fix und Foxi. Allein diese fünf Begriffe erzählen die 1950er und 1960er im Hinblick auf Wissensvermittlung und Erfahrung.

Der spätere Politologe hat natürlich seine Erinnerungen unter dem Aspekt einer allgemein brauchbaren Geschichtsschreibung formuliert, zu diesem Zweck ist perfektes Register angeführt, das sich wissenschaftlich bestens nutzen lässt.

Manchmal genügt die Erwähnung eines ausgestorbenen Begriffes wie „Gehschule“, um die damalige Zeit zu evozieren, selbst wenn es wie im konkreten Fall darum geht, dass der Autor keine Erinnerung daran. Diese pädagogische Einrichtung Gehschule sagt andererseits eine Menge über die früheste Kindheit des Autos aus, der seine intensivste Zeit im Gasthaus seiner Eltern erlebt hat, worin ein Leben voller Gespräche, Emotionen und politischer Analysen abgelaufen ist, wie es später an den Universitäten nur mühsam in Gang gesetzt werden konnte. Schönes Bild: Während die Eltern den Gasthof als Uni betrieben, saß der Kleine gesichert in der Gehschule und bildete sich durch Zuhören weiter.

Keiner kann was für seine Kindheit dafür, aber was er in der Erinnerung daraus macht, das ist seine Persönlichkeit. So sind es oft intime Kleinigkeiten, die jemandem zu seinem persönlichen Drall verhelfen. Im konkreten Fall ist es etwa die Legasthenie, die den Autor längere Zeit quält und erschüttert, ehe sie quasi über Nacht verschwindet. Geblieben ist ihm nur mehr die Angst vor Rechtschreibfehlern.

An anderer Stelle geht es darum, den Führerschein zu machen, quasi die Identitätskarte für ein Leben auf dem Land. Der spätere Widerstandsforscher freilich streicht das Erlebnis Auto aus seinem kulturellen Wahrnehmungsfeld und erhält dafür einen spielerischen Zugang zu jener Epoche, die später einmal als das Zeitalter des Autowahns beschrieben werden wird.

Und das Berührendste jeder Kindheit ist die Verabschiedung des Kindes von den Eltern. Im Epilog werden Vater und Mutter mit persönlichen Nachrufen gewürdigt. Der letzte Satz stammt vom Vater, der sich dem Satz fügt: „Mein Zug ist schon abgefahren, aber noch nicht angekommen.“

Andreas Maislinger hält, was der Titel verspricht: Auf eine sichere Bindung kommt es an. Und diese Erzählung ist safe!

Andreas Maislinger: Sichere Bindung. Meine Kindheit 1955 bis 1970.

Innsbruck: Studia 2023. 200 Seiten. EUR 19,90. ISBN: 978-3-99105-050-6.

Andreas Maislinger, geb. 1955 in St. Georgen bei Salzburg, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 30/01/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2391

Schatten über dem Inn

Wer eine Stadt wirklich erkunden will, muss hinter die Fassaden der Häuserzeilen blicken. Während das Navi gute Dienste leistet beim Abschreiten der Objekte, braucht es für die Geister, die dahinter stecken, meist ein Archiv, worin die historischen Seelen gespeichert sind. Die Aufgabe eines Seelen-Erweckers besteht darin, die einzelnen Quellen ausfindig zu machen und ihnen den Stöpsel zu ziehen, um die flüchtigen Gespenster in die Gegenwart zu entlassen.

Christian Kössler hat als Bibliothekar einen sechsten Sinn für makabre, gruselige und hintersinnige Geschichten entwickelt. In regelmäßigen Abständen schreitet er diverse Archivregale ab, nimmt Sagenbücher und Quellen-Schwarten aus dem Regal und zieht den Büchern den Stöpsel. Dadurch entlässt er eingesperrte Geister und tritt mit ihnen anschließend vor einem fröhlichen Publikum auf.

Mittlerweile sind seine „Gruselabende“ legendär, nicht nur um Halloween oder Sommerwende herum tritt er mit seinen Geschichten auf, durch seine Mitschriften zu abenteuerlichen Begebenheiten ist er längst zu einem anerkannten Buchautor geworden, der seinen Lesern vor dem Einschlafen noch eine Portion Gänsehaut verpasst. Dem Grusel wohnt ein ähnlicher Zauber inne wie in den Tricks der Magier, weshalb seriöse Rezensenten nur über die groteske Aura sprechen, aber keinesfalls die einzelnen Kniffe verraten.

In der Buchhandlung Wagner'sche erscheint schon seit einiger Zeit eine haptisch anspruchsvolle Kleinserie über Innsbruck, worin die einzelnen Stadtteile porträtiert, schräge Kalauer exhumiert und mündliche Bestseller ans Tageslicht geholt werden.

In diese Serie passt bestens „Schatten über dem Inn“, worin siebzehn unheimliche, sagenhafte und gruselige Geschichten aus Innsbruck versammelt sind. Ein gemeinsames Merkmal dieser Storys ist es, dass die Heldinnen und Heroen am Schluss alle den „wohlverdienten Innsbrucker Nervenzusammenbruch“ (224) konsumieren. Die einzelnen Sequenzen der dritten Art werden jeweils mit einem Zitat aus einer gesicherten Sagenquelle eingeleitet, es folgt der handverlesene Innsbrucker Horror, während ein sogenannter „Faktencheck“ die Episode abschließt.

In der Starter-Story wird die verbürgte Maßnahme verängstigter Bücher-Besitzer vorgestellt, wonach man das Buch gegen Diebstahl versichert, indem man einen Fluch darüberlegt. Sollte das Buch geklaut werden, trifft der Fluch dem Dieb mit voller Wucht, sodass er sein Leben lang nicht mehr froh wird.

In grotesker Weise tritt eine Userin des historischen Lesesaals zu Innsbruck auf, sie studiert die Raritäten des Bibliothekswesens, und wenn ihr ein Buch besonders ins Auge sticht, bestellt sie es antiquarisch im Internet und lässt es sich von einem Paketdienst zustellen. Als gewiefte Leserin weiß sie, dass sie selbst verflucht wäre, wenn sie ein Buch stehlen würde. An der Uni-Bibliothek sind nämlich alle Bücher mit einem Fluch versehen, und sei es nur, dass eine Mitarbeiterin ihn aus Versehen während der Arbeit ausgesprochen hätte.

Trotz aller Vorsicht geraten ihr manchmal Figuren außer Kontrolle, und verschwinden unter Umgehung des Schutzfluches im nächtlichen Innsbruck. Dabei springen sie spontan vor das nächstbeste Fahrzeug, wie ein Pizzabote leidvoll erfahren muss.

Die Geschichte wird mit einer Notiz, „Fact“ genannt, abgeschlossen, worin der Bücherfluch „wissenschaftlich“ erklärt wird. Neben dem Gruseln, das bei der entsprechenden Lese-Performance ausgelöst wird, ist auch das Long-Covid der Geschichten beachtlich. Leser zucken oft noch Monate nach der Geschichte zusammen, wenn ihnen ein Schatten vor die Kühlerhaube springt oder im Inhaltsverzeichnis eines Buches eine wichtige Figur fehlt, weil diese mit einem Riss in der Buchseite ausgewandert ist.

Ähnliches zwischen Realität, Phantasie und handfestem Auslöser trägt sich zu, wenn ein Clown sein Kostüm missbraucht und nicht mehr in die Realität zurückfindet. So sehr er auch bittet und bettelt, eine psychische Störung fällt wie ein Schatten über ihn her und bringt gleichzeitig seinen Arzt zur Verzweiflung, der gerade remote eine Gartenzwergattacke bei einem anderen Patienten abgewehrt hat.

In Feierabendstimmung brechen drei Typen auf, um in Hötting einen scharfen Abend zu verbringen. Aus Übermut schnitzen sie aus einem Holzsechseck eine Figur, die ihnen aber sofort die Leviten liest und einen elementaren Schrecken einjagt. Ohne es zu wissen haben sie nämlich beim Schnitzen eine Sagen-Schlagader getroffen und eine längst erledigte Geschichte wieder zum Funktionieren gebracht.

Den hitzigen Schluss dieser phantastischen Orgie setzt eine Friseurin, der die Trockenhaube entgleist. Statt schöner Dauerwellen produziert diese plötzlich formvollendete Pirouetten mit den Konturen eines Krampus. Auch hier ist die Faktenlage eindeutig: In den Alpen kommt es immer wieder zu Krampus-Auftritten, die von Gerassel begleitet sind, das nicht nur bei Kindern Schrecken auslösen kann.

Christian Kössler legt einen wilden Schatten über die Stadt, der sich aber schon während des Vortrags löst. Entspannung durch Gruseln ist angesagt, weshalb auf psychische Triggerwarnungen verzichtet werden kann. Die Innsbrucker Sagen und Schatten sind absolut kinderfreundlich und lassen Alt und Jung pointiert erschauern.

Christian Kössler: Schatten über dem Inn. 17 unheimliche, sagenhafte und gruselige Geschichten aus Innsbruck.

Innsbruck: Wagner'sche 2023. 231 Seiten. EUR 14,95. Wagner-BN 2023100000044.

Christian Kössler, geb. 1975 in Innsbruck, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 31/01/24

chronologisch

Ralf B. Korte: tagewaise. Notate.

Daniel Stögerer: So ein Mensch. Erzählungen.

Sonja Gruber: Dichtungen III. Gedichte und Miniaturen.

Simon Chkheidze: Als die Sonne versank. Kurzgeschichten.

Max Höfler: Alles über alles oder warum.

Vera Vieider: Wer trägt das Licht in den Tag. Gedichte.

Peter Rosei: Die Geschichte geht weiter. Ungemütliche Essays.

Stefanie Holzer / Walter Klier: Heiter bis grantig.

Christian Schacherreiter: Bruckner stirbt nicht. Roman.

Florian Dietmaier: Die Kompromisse. Roman.

GEGENWARTSLITERATUR 3340

tagewaise

Wenn der Begriff Waisenkinder neben dem sozialen Status allerhand Emotionen transportiert, müsste auch der Begriff Tagesweise Auskunft über die Zeit geben und gleichfalls das Herz der Leser rühren.

Ralf B. Korte rührt mit seiner Sammlung von Notaten durchaus an die Gefühle, die beim Aufzählen diverser Tagesweisen entstehen. Denn weder lässt es den Autor kalt, wenn Zeitpartikel scheinbar losgelöst von determinierten Zeiteltern herumschwirren, noch die Leser, welche diese vom Kontinuum abgetrennten Zeiteinheiten beiläufig entdecken, um sie für sich selbst geordnet zu archivieren.

„Tagewaise“ ist eine Art aufgedröselte Chronik, bei der die diversen Stränge auseinandergenommen sind, um sie als dünne Fäden auf ihre Reißfestigkeit hin zu untersuchen. Als „Erzählfäden“ fungieren Einrichtungen im öffentlichen Raum, die in einem frischen Kontext genutzt werden. So transportiert das Einkaufsband an der Ladenkasse nicht nur aufgelegte Waren dem Scan entgegen, während die Waren Anlauf nehmen für den Akt des Bezahlens, erodiert zusehends der Begriff des Transportbandes und kümmert sich um Probleme der Bodenbeschaffung und Bodenversiegelung. Tatsächlich wäre die Installation einer Ladenkasse gar nicht möglich, wenn nicht zuerst die entsprechende Bodenversiegelung passiert wäre.

Eine weitere Methode, den Wert des Bodens zu bestimmen, liegt im möglichen Nutzen als Gelände für Familienaufstellungen. Für das Sichtbarmachen der Verhältnisse bedarf es eines handfesten Grunds, worauf die Beziehungen der Familienmitglieder fußen. Dieser Denkansatz nimmt den Begriff wörtlich wie einen Grund, welcher Boden und Kausalität in einem Aufwaschen auszudrücken vermag.

Während die einzelnen Notate werkeln, sind freilich andere Erzählfelder nicht ruhig gestellt, schwere Verkehre rollen vorbei (14), ehe sich eine persönliche Schattierung aus der Kindheit Bahn bricht. Wenn ein Sachverhalt auf den ersten Blick absurd erscheint, taucht im Hintergrund die Stimme des Vaters auf, der die Weltlage genervt dokumentiert. Aus seiner vorgeblichen Kenntnis über die Wunderkräfte der V2 resultiert ein permanenter Kommentar zu allem, was nach Rakete aussieht. Märchenhaft genau wird dabei jeweils das Abwerfen der ersten Raketenstufe gewürdigt, wenn sich das Geschoss selbst drei Wünsche in Form von Brennstufen erfüllt. Selbst der harmlose Begriff Christbaum erfährt durch Vater eine schreckliche Deutung, wenn er von der Beleuchtung bei der Bombardierung des Ruhrgebiets spricht.

Motive aus dem Märchenland sprudeln vor allem am Waldrand hervor, bis hin zur Erkenntnis, dass alles magisch ist, das vom Rand ausgeht.

In die persönlich abgerufenen Quellen sind Zitate und Zusammenfassungen von Thesen eingeflochten. Das Raketenwesen kommt im Kleide der Popkultur zu literarischen Ehren, als 1969 Ferdinand Kriwet rund um den Apollomythos in New York einen solitären Hör-Kosmos entwickelt. Etwas später wird der Leitsatz ausgegeben: „Einfach so weiter machen“ (24), was sich auf alles beziehen lässt.

Den Schwerpunkt der Notate bilden diverse Analysen zu Werken, Vorgangsweisen und Rezepturen für die gültige Rezeption. Die Aneinanderreihung diverser Schlüsselbegriffe ergibt einen Querschnitt der sogenannten Avantgarde.

Aus Slangs Begriffe fischen – Licht fällt wie im Roman Nouveau aus Lamellen – „formuliere so dass trotz flüchtigem überlesen was wesentlich scheint hängen bleibt.“ (40)

„Was daran ist Text? Es sind die klammen Finger, wenn der Text von diesen gehalten wird.“ (53)
Schritte am Kanal entlang provozieren die Stimmung, die in Graz herrscht, jeder zweite will weg. Dazwischen gibt es Meldungen von größeren Zusammenhängen, wenn die Klitschko-Brüder in der Nachricht auftauchen, ist verlässlich Krieg in der Ukraine. An anderer Stelle entlässt der Warschauerexpress am Endbahnhof dicke Ströme von Migration.

Die Themenfindung funktioniert nach der Methode Streusand. Hartnäckig gilt es, die Tagesnotizen der Leute festzuhalten. Fallweise muss die Handlung dem Verlauf angepasst werden. Aber was verläuft? (130)

In einem hermeneutischen Zirkel umarmen sich die Notate lyrisch in sich selbst: „nachts dann der mond, wir kreisen uns ein“ (157)

Die Harmonie wird noch einmal jäh aufgebrochen durch ein scharfes PS: Rheinmetall erklärt den Patriotismus anhand von Standorten, an denen Waffen erzeugt werden. Das Geschäftsmodell Verteidigung lautet: Wo Waffen gebaut werden, ist Heimat.

Jetzt sind die verwaisten Stücke des Tages zu einer Gedankenkette aufgefädelt und schlüssig miteinander verbunden. - Eine grandiose Erzählung!

Ralf B. Korte: tageweise. Notate.

Klagenfurt: Ritter 2023. 160 Seiten. EUR 23,-. ISBN 978-3-85415-665-9.

Ralf B. Korte, geb. 1963 in Ulm, lebt in Berlin und Graz.

Helmuth Schönauer 02/02/24

GEGENWARTSLITERATUR 3345

So ein Mensch

Allein schon der Tonfall, mit dem man über die Menschen spricht, macht sie zu Opfern, Tätern oder Idolen. Das klassische „Ecce Homo“ lässt sich als Seufzer übersetzen, „so ein Mensch“ oder bewundernd auf- und abwertend im Sinne von „so ein Schlingel“.

Daniel Stögerer rückt mit seinen fünf Erzählungen den Menschen im Kosmos Kleinfamilie auf den Leib, indem er von Krisensituationen berichtet, die sich durch Therapien weder verhindern, beschleunigen oder wegreden lassen. Im Volksmund ist oft von einem Teufelskreis von Ursache und Wirkung die Rede, wenn es eine arme Haut nicht schafft, halbwegs beizeiten wieder ein selbstgesteuertes Leben zu finden. Und die Zeit heilt alle Wunden, aber die Heilung kann nicht beschleunigt werden, lautet eine andere Bemerkung, die über gequälte Helden oft ausgestreut wird.

„So ein Mensch“ (7) ist beispielsweise der dreijährige Mattheo, der sich von der Mutter schon abgeschaut hat, wie man ein Handy entsperrt, dennoch aber mit klassischem Spielzeug operiert, wenn er beobachtet wird. Man hat ihm die Oma Aurelia in die Kindheit gestellt, die nach einem Schlaganfall ein Spielball für Pflege geworden ist. Mattheo nimmt alles als Spiel, draußen machen die größeren Kinder auf „Bundesheerler“ und schießen sich über den Haufen, drinnen liegt Aurelia und zuckt unter Erinnerungsschüben zusammen, weil sie noch echte Soldaten aus dem großen Krieg vor Augen hat. Zwischen Lähmung und Spiel macht sich Mattheo bereit, ein Mensch zu werden.

„In den Abgrund“ (35) führt gerade die Ehe von Petra und Hermann, die Scheidung können sie sich nicht leisten, weil sie im Substandard zusammengekettet sind. Petra putzt in der Schule und jagt mit dem Kleinwagen von einer prekären Baustelle zur nächsten. Zwischendurch erfährt sie, dass die Tochter wieder schwanger ist. Zu Hause bringt sie es angesichts des großen Bauches ihres Mannes nicht über die Lippen, ihm diese Bauchbotschaft zu verkünden. Lapidarer Seufzer: „Das tut sich keiner freiwillig an.“ (40)

„Einen Tag“ (51) müssen die Schwestern immer zum Vater, der samt seinem Motorrad überraschend ausgezogen ist. Es ist ausgemacht, dass die Töchter ihn einen Tag lang besuchen, damit eine Art Illusion von Restfamilie erhalten bleibt. Zuhause weint die Mutter indes durch, sie kann noch immer nicht fassen, dass sie jetzt ein „Restel“ sind, wie man es von übriggebliebenen Speisen sagt. Die ältere Tochter hat gerade den Führerschein bestanden und macht die erste Autofahrt, die jüngere packt ihr großes Schmetterlingsheft ein. Bald einmal hat die ältere genug, „es ist eh schon länger als ausgemacht“ (64). Prompt vergisst beim jähen Aufbruch die jüngere ihr großes Heft. Das Zusammenwachsen der Bruchstücke wird länger dauern als einen Tag.

„Wirklich“ (72) nennen die Jugendlichen jenen Zustand, wenn sie von der Arbeitsvermittlung hinausgeschickt werden in einen Betrieb, um etwas zu lernen. In diesem Verschickungsmodus will keine rechter Wirklichkeitssinn entstehen, was sich auch auf das Private auswirkt. Der Held verlässt seine Saisongeliebte, weil er es von der Arbeitswelt so gelernt hat. Arbeitsstelle und Liebesstelle, beides ist unter den Jugendlichen noch sehr fluktuierend. „Präsentierst dich gut!“ ruft ein Ausbildender, und es ist nicht klar, ob der Arbeitsplatz oder die Liebe gemeint ist.

„So wie du?“ (100) Dieser Schreckensruf entfährt dem Freund Gustls, als er ein verlorenes Schicksal final betreuen muss. Gustl hat sich versoffen und wird von seinem langjährigen Arbeitgeber gekündigt. Ehe die Verhältnisse klar angesprochen werden, flüchtet sich der Alkoholiker meist in dumpfe Schleifen der

Wahrnehmung. Gustl macht sich an Edith heran, die eben besoffen bei der Taxiprüfung durchgefallen ist. „So wie du?“ entfährt es auch ihr, als sie den schwer betrunkenen Gustl noch einmal empfängt. Sie hat sich gerade mit ihrer Geige ein wenig abgelenkt, das letzte, was ihr aus einer unversehrten Zeit geblieben ist. Gustl wird gewalttätig und zerschlägt zuerst das Instrument, später die Frau. Am nächsten Tag wird der blaue Fleck mit Sturz und Dunkelheit im Stiegenhaus umschrieben. Aber der Freund hat jetzt kein Erbarmen mehr und beginnt mit einer Radikalkur. Die Sätze werden ab jetzt nicht mehr für das Vertuschen geduldet.

Daniel Stögerer erzählt von diesen Klein-Soziotopen, in denen es drunter und drüber geht. Es scheinen höhere Mächte am Werk zu sein, welche die Helden in diese trüben Situationen bringen. Mitleid ist keine Lösung, Therapie und Aussitzen hilft schon eher. Aber letztlich sind diese Verunreinigungen in der glatten Biographie etwas zutiefst Menschliches. – So ein Mensch eben.

Daniel Stögerer: So ein Mensch. Erzählungen.

Graz: edition keiper 2023. 141 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-903322-99-8.

Daniel Stögerer, geb. 1997 in Oberwart, lebt in Wien und St. Lorenzen am Wechsel.

Helmuth Schönauer 04/02/24

GEGENWARTSLITERATUR 3341

Dichtungen III

Das Alphabet ist ein Zauberspruch, mit dem sich die Welt in eine poetische Ordnung bringen lässt. Nicht umsonst sind in Bibliotheken die Bücher alphabetisch aufgestellt.

Sonja Gruber fasst ihren poetisch-essayistischen Blick auf die Welt mit dem weitläufigen Begriff Dichtungen zusammen. Damit soll letztlich nur die Art der Linse beschrieben sein, mit der die Welt betrachtet wird. Es handelt sich um eine fiktionale Einstellung, wodurch die Weltimpulse gefiltert werden, ehe sie auf die Verarbeitungs-Box des Individuums treffen.

Im mittlerweile dritten Band der Dichtungen sind etwa 130 Eintragungen subsumiert. Bis auf ein paar Einstellungen, die einem Romanentwurf oder dramatischen Story-Board entsprechen, handelt es sich um Notizen, poetische Pointen, auffällige Sequenzen im Tagesablauf und überraschende Drehungen des Lebenssinns aus der Hüfte heraus.

Die Überschriften sind kunstvoll gestaltet, damit sie einmal ins Alphabet passen, und zum anderen einem ungewöhnlichen Sachverhalt gerecht werden. Oft werden die Wörter daher graphisch zerlegt, wie beispielsweise im ersten Begriff: „Ab_was_er“, worin der Tagesablauf in fragende Partikel zerfällt, die in einer besonderen Form von Abwasser weggeschwemmt werden. Eine zweite Besonderheit neben der graphischen Auflösung ist die Neubildung von Wörtern, wie sie oft aus einem Hörfehler oder sonstigem Defekt der Datenübertragung entstehen.

Als Beispiel taugt hier vielleicht der Begriff „Dramabet“ (29), womit ein dramatischer Werkzeugkasten angesprochen wird, der für alle Handlungsstränge einen passenden Spitzer anbietet, um das Drama al dente zu halten.

Einträge wie „Lippenfrost“ (68) und „Münzmond“ (72) machen sich die Kraft der Lyrik zu eigen, eine Szene so weit einzudicken, dass sie sich in einem einzigen Wort sagen lässt.

Wo Lyrik im Spiel ist, ist naturgemäß der passende Vogel nicht weit. Seit die echten Vögel beinahe ausgestorben sind, kommen sie umso häufiger in den Gedichten der zeitgenössischen Romantik vor. Im Gedicht „Vorvögel“ (116) ist gar nicht mehr von der Gegenwart die Rede, sondern der Gesang aus einer vergangenen Jahreszeit klingt nach, wenn auch eingefroren in Kälte.

Die Gedichte und Kleinerzählungen „funktionieren“ in etwa wie beim Optiker, wenn dieser diverse Filter vor das Auge legt, um Sehschärfen und Schraffuren zu messen. Im Falle der „Dichtungen“ spielt das Lyrische Ich so lange mit den Blickwinkeln, bis der poetische Gegenstand, die Stimmung oder die psychische Tagesverfassung mehrdeutig ausgeleuchtet ist.

„Schraffiert // Eine Erkenntnis kriecht ganz langsam in meinen Ärmel. Die Sonne kommt an diesem Tag kaum durch die Decke. In meiner Ellenbeuge sticht etwas. / Eine Fliege taumelt über mir. Als ob sie sich mit Absicht gegen eine Glaswand geschmissen hätte. / Ich nicke lieber wieder ein. / [...] / Licht kommt ja heute doch keins mehr.“ (98)

Die Beobachtungsposition wird zum eigentlichen Thema, indem sich alle möglichen Sinne kurz einschalten und Irritationen, Überforderung oder Überreizung melden. Mit der Abwesenheit von Licht erübrigt sich letztlich jede Überlegung, wie ein Sachverhalt ausgeleuchtet werden könnte.

Das Zerfallen der Bilder während der Beobachtung leitet auch jene magische Dramaturgie, die in dem größeren Prosatext „entwischt“ (37) zur Anwendung kommt. Eine Ich-Erzählerin, die nach dem Ausscheiden aus dem Körper ihre Identität rekonstruiert, ist offensichtlich einem Verführer anheim gefallen, der ihr mit Trugbildern, Drogen und Drohungen nach dem Leben trachtet. Zusammengeflickt aus Bildern vom Schulhof, überblendet von Glücksvorstellungen im Hochglanzformat, nimmt die Bedrohung die Züge eines Henkers an, der die Erzählerin

zur Strecke bringt. Die Szene lässt sich religiös wie bei Fronleichnam deuten, forensisch wie nach einer Kripo-Untersuchung oder psychedelisch wie nach einem missglückten Trip. Vielleicht ist es aber auch nur eine Todesdarstellung mit Perspektivenwechsel. Die Erzählerin ist bereits aus jeglichem kollektiven Bewusstsein gestrichen, nur mit größter Anstrengung lässt sich noch ihr Name finden. „Ich hieß, ahne ich erst jetzt, doch nicht Bea oder Berta, sondern Bernadette. Ich sage lieber nichts, man glaubt mir ja doch nicht.“

Die Dichtungen III enden mit einem offenen Erzähl-Abgang. Die letzte Eintragung „Zwischengeschichten“ macht darauf aufmerksam, dass nichts zu Ende ist, was sich zwischen den Zeiten bewegt. Diese poetischen Kleinode leben von der Flüchtigkeit und der Versuchung, sich zwischen den Dingen zu verkriechen. Das Abwasser des Anfangs verkriecht sich letztlich in den Zwischengeschichten. „Was linst der Tag / in dein dünnes Haar?“ (126)

Sonja Gruber zeigt neben den poetischen Schaustücken des Alltags vor allem eine Methode, wie sich dieses Chaos an Eindrücken meistern ließe. Und sie vertraut letztlich auf das Alphabet, wie ganze Generationen von Bibliothekarinnen, die ihr schelmisch zunicken: Es gibt nur jene Ordnung, die man sich selbst schafft.

Sonja Gruber: Dichtungen III. Gedichte und Miniaturen.

Wien: edition fabrik.transit 2024. 134 Seiten. EUR 19,-. ISBN 978-3-903267-60-2.

Sonja Gruber, geb. 1985 im Salzburger Land, lebt in Bad Leonfelden.

Helmuth Schönauer 07/02/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2392

Als die Sonne versank

Mit einem prägnanten Dreiklang sind zwölf Kurzgeschichten angespielt, und schon schießen daraus Miniaturen hervor und verwandeln sich in musikalische Riffs.

Simon Chkheidze komponiert seine Geschichten minimalistisch und setzt auf die Sprache der Musik, die sein Wirken beeinflusst, indem Klänge in die Satzporen eindringen. Stellenweise gleichen diese Geschichten kleinen Aussparungen in der melodischen Landschaft, worin man den Verlauf der Strecken erahnen kann, wie sonst beim Begutachten einer Modelleisenbahn auf künstlichen Gebirgsstrecken.

Untereinander sind die Helden mit ihren Musikstilen und Instrumenten verbunden, ohne dass sie deshalb zu einem Ensemble aufgestellt genommen hätten.

„Als die Sonne versank“ ist eine wohltemperierte Eingangsformel, mit der sich das triviale Tagwerk zurückdrängen lässt, damit Platz bleibt für die Poesie. Die einzelnen Miniaturen handeln von schlichten Heldinnen und Heroen, die mit Vor- und Nachnamen angeführt sind, wie es in alten Telefonbüchern Brauch ist. In der ersten Zeile steht meist der „Dreiklang“ der mit drei Begriffen das Wesen der Person beschreiben soll.

„Die Haut runzlig. Die Stirn gelb. Eisenschwach.“ (5) So wird der Musiker Alfred Muskat eingeführt, der sich bescheiden mit seiner Trompete durchs Leben schlägt, halb liebevolle Karikatur wie bei Robert Walser, halb Spitzweg pur als ärmliche Existenz. Ein Treffen mit einem Berufskollegen zum gemeinsamen Spiel endet letal, als er diesen trifft, liegt er bereits tot und unmusikalisch im Raum. Freilich ist ein Zettel auf seinen Leib geklebt, Poesie muss sein. „Rot funkelt mein eigen Leib. / Blut beschmiert mein eigen Wein. / Grün tobt das nasse Gras. / Wurd eigen ich zu Würmerfraß.“ (9)

Roselin Weide trägt den Steckbrief mit sich: „Schüchtern. Süß. Wie eine Nelke.“ (11) Ihre Mutter ist früh verstorben, aber ihre Stimme klingt noch nach, Vater ist wohl ein Pflegefall, aber der Weg zum Friedhof geht sich gerade noch aus. Diese Friedhofs-idylle scheint auf einer Vignette Platz zu haben, so schlicht und fein ist sie ausgearbeitet.

In der dritten Geschichte taucht Markus Krüger in die Szenerie rund um einen Gebirgsbach ein. Er wird intoniert mit dem Akkord: „Langhaarig. Weltfremd. Scheu.“ (17) Sobald das Rauschen der Natur voll aufgedreht ist, krümmt er sich in Lese-Pose und vertieft sich in einem Roman von Dostojewski. Manchmal formt er zwischen der Lektüre und seinem Denken kleine Verbindungssätzchen. „Fiktive Realität wird zu wahrer Sehnsucht.“ (20) Bald darauf findet man sein zerfleddertes Zelt: Held und Handlung sind verschwunden.

Die Geschichten folgen der Dramaturgie von poetischen Sketchen, jäh tauchen die Figuren auf, zeigen eine typische Bewegung wie für ein Beruferaten, und verschwinden mit einem poetischen Spruch auf den Lippen, der oft stumm nach innen gesagt wird.

Die taubstumme Ballerina aus St. Petersburg tanzt für den Mond nach der Choreographie eines stummen Gedichtes: „Der Mond rasierte sein Gesicht. / Stolz in dunkler Ferne. / Heller schien sein weißes Licht, / Funkelten stoppelige Sterne.“ (26)

Ein Karikaturist hingegen verfasst nach den Worten des Ehemanns eine schroffe Zeichnung der Ehefrau, die Regie des Mannes geht in gezeichnete Gesichtszüge seiner Frau über.

Ein gewisser Manuel Göde, der fern wie ein Mathematiker wirkt, hält sich selbst in der eigenen Wohnung gefangen und entwickelt Tag für Tag ein Trinkspiel. (37) Sein Schlaf wird zusehends schlechter, sodass ihn manchmal ein Freund neben dem Bett liegend findet, wenn er Nachschau hält. Alles scheint damit zu tun zu

haben, dass der Arme keine Kindheit hatte und unvorbereitet Erwachsener werden musste. Aber er hat Glück: Der Flügel des Wohnzimmerfensters lässt sich plötzlich öffnen und das hungrige Gesicht drängt ins Freie und spürt jäh die frische Luft der Welt.

Im hinteren Teil der Miniaturen treten manchmal jene Figuren noch einmal auf, die vorne bereits zu Tode gekommen sind. So ist es beim Musiklehrer durchaus denkbar, dass er ein Wiedergänger ist, der jederzeit in Erscheinung treten kann, wenn ihm danach ist.

Die Künstlerin Alicia Schulbert versinkt unvorbereitet im Eis und stößt eine eigenartige Tonleiter aus, während sie von der Oberfläche verschwindet. (67)

In einem fulminanten Abgesang, „als die Sonne versank“, drehen sich die erzählten Kleinodien final um die eigene Achse, sie nehmen die Gestalt einer Schallplatte an, die als Arche Noah dem Weltuntergang entgegenschlingert. – „Die Schallplatte drehte sich: Als die Sonne versank, stotterte sie kurz, und rauschte weiter und weiter und weiter.“ (71)

Heiter und heiter und heiter könnte man die Klangfarbe beschreiben, die über den Kurzgeschichten von Simon Chkheidze liegt.

Simon Chkheidze: Als die Sonne versank. Kurzgeschichten. Mit Zeichnungen von Beka Khoshtaria.

Innsbruck: Laurin 2024. 72 Seiten. EUR 17,-. ISBN 978-3-903539-37-2.

Simon Chkheidze, geb. 1998 in München, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 09/02/24

GEGENWARTSLITERATUR 3346

Alles über alles oder warum

Ein wirklich gut organisiertes Kind ist ständig neugierig und empfindet Wissen als ein Spiel, das keinen unmittelbaren Nutzen hat. Bildungssysteme scheitern wahrscheinlich weltweit daran, dass sie Neugierde und Spiel aus dem Verhalten eliminieren. Ein ausgeschulter Mensch ist weder neugierig noch spielerisch unterwegs, alles ist auf einen augenblicklichen Nutzen konzentriert ohne Perspektive nach vorne oder in die Geschichte nach hinten gerichtet.

Max Höfler stellt in seinem Kompendium „Alles über alles oder warum“ ein Curriculum vor, wie man den Sinn der Welt spielerisch hinterfragt und mit neuen Kausalketten hinterlegt.

Zu diesem Zweck wählt er die Form eines Unterhaltungslexikons, worin während einer Session „Trivial Pursuit“ die Welt für kurze Augenblicke auf den Kopf gestellt wird.

Am hinteren Cover sind jene Schlagwörter abgedruckt, die nicht nur potentielle Leser zum Aufschlagen des Buches einladen, sondern dann im Innenteil als Register alles halten, was sie außen am Umschlag versprechen. So kommt zwischen 100-jährigem Streit, ALF und Amazonas über James Brian, Kafka Franz und Keaton Buster bis hin zu XXX-Portion, Yngwie und Zukunftsenergien alles über alles zur Sprache, was man so während eines spielerischen Gedankenspaziergangs brauchen kann oder auch nicht.

Die Artikel kümmern sich um Eigennamen, Thesen, Sachbegriffe oder geographische Zuschreibungen ohne Ansehen von Person oder Wahrscheinlichkeit. Im Gegenteil, die Einträge werden mit einer Relativierungsformel ins Spiel gebracht: „Ist es vielleicht nicht vielmehr so, dass [...]“

Streng fragmentierende Oberbegriffe erwecken den Anschein von straffer Fakultätskultur. „Erdkunde / Unterhaltung / Geschichte / Kunst & Kultur / Wissenschaft & Technik / Sport & Vergnügen.“ Unter diesen Gesichtspunkten lassen sich Universitäten mit Instituten ausstatten, Zeitungen mit Redaktionen, Regierungen mit Ministerien.

Die einzelnen Erörterungen spielen also durch, warum Japan eine Zeitlang mit dem preußischen Heerwesen liebäugelte (98), warum die Gravitation nicht nur auf Kontinenten, sondern auch in der Erotik wirkt (134, oder ob die Donau nicht doch den Schraffuren der Melancholie folgt und nicht den Konstellationen von Gestein (38). Wesentlicher Bestandteil der Gedankenspiele ist deren Zusammenfassung in kleine Merkkästchen, die in Gestalt von Prompts ganze Datenfluten künstlicher Intelligenz in Wallung bringen können. „Du weißt, was du tun musst! Oder warum(at)gmx.at“ (98)

Die Schwachpunkte in Argumentationen werden unbarmherzig zur Schau gestellt und der Finger in die Wunde des Kästchens gelegt: „Jetzt kommt alles raus. So reagiert unsere Urknalltheorie auf Grammatikfehler. Alle Reaktionen auf S. 139 (Urknalltheorie)“.

In regelmäßigen Abständen sind Bilder eingeblendet, die in doppelter Hinsicht irritieren. Einmal passen sie wie die Faust aufs Auge des Textes, und zum anderen passt der Untertitel wie die Faust aufs Auge des Bildes. Diese plastische Formulierung mit dem „Faust aufs Auge“ wird durch Anwendung selbst zu einem Fremdkörper. Das Bild ist vielleicht eine Fläche, um darin eine Irritation unterzubringen. „Zum Geleit“ zeigt vier graue alte Männer aus grauer Vorzeit, wie sie schalkhaft in die Luft schauen. Der Kommentar lautet: „Jugendlicher [14, mittig rechts] überrascht von der Schönheit des freien Westens.“ (7) Im Bildverzeichnis ist freilich der

Originaluntertitel angegeben. „Harris & Ewing: Speaker William Bankhead (right) with group, Library of Congress. Public Domain.“

Diese Methode des disparaten Subtextes erinnert an die frühen Dokumentationswerke Alexander Kluges, worin er abendfüllende Kinoprogramme zwischen Seherwartung und Sehabschweifung installiert.

Die abschweifende Konnotation schafft neue Räume, indem sich das Publikum plötzlich umgeben von Nachrichtenmaterial empfindet, das sich weder als Sperrmüll noch als Baukasten eindeutig verwenden lässt.

Gleichzeitig ist das Sprachmaterial entgleist und hat den semantischen Track verlassen. Die politicalcorrectness steht auf dem Spiel, weil sie nicht mehr eindeutig den Begriffen zugeordnet werden kann.

„Alles über alles“ wird endgültig zu einem Spiel, wenn das Buch als Spielanleitung gelesen wird. Im Idealfall treffen sich Leser zu einer Sitzung, nehmen das Buch Max Höflers in die Hand und beginnen zu schwadronieren: Über Gott und die Welt!

Max Höfler: Alles über alles oder warum.

Klagenfurt: Ritter 2024. 199 Seiten. EUR 19,-. ISBN 978-3-85415-664-2.

Max Höfler, geb. 1978 in Vorau, lebt in Graz.

Helmuth Schönauer 13/02/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2393

Wer trägt das Licht in den Tag

Vielleicht sollte man Lyrik ähnlich auf sich wirken lassen wie Bilder von der Outdoor-Staffelei, die in einer friedlich unversehrten Landschaft aufgestellt ist.

Vera Vieider macht sich in ihren Gedichten auf den Weg, das Helle und Weite zu suchen, das durchaus in Gestalt eines Gefühlssturms auf das Individuum einwirkt. Wie Wattebausch auf einem staunenden Gesicht reizen die Gedichte die Sinne, einem stetigen Fahrtwind ausgesetzt. Die sogenannte lyrische Staffelei ist aufgestellt und blickt in alle vier Hauptrichtungen:

- Wo das Meer beginnt (5)
- Wenn Sturm aufkommt (23)
- Wie im Deckweiß das Land (39)
- Wer trägt das Licht in den Tag (63)

Komplettiert wird dieser lyrische Kompass von einem Cover, das in seiner paradigmatischen Art erwähnenswert ist: Auf einem abgedunkelten Himmelblau sind neun schwarze Flusen zu sehen, die in ihrer luftigen Anordnung als Vögel gedeutet werden können. Sie schwirren teils als solitäre Punkte durch das Firmament, teils bilden sie nach Art die Gestirne ein „Vogelbild“, auf das man seine Navigation ausrichten kann.

Die gut sechzig Gedichte kreisen in der Folge um die Begriffe Weite (Meer), Wetter (Sturm), Land (Deckweiß) und Licht (Tag).

Ein erster Motivbogen führt entlang der Küste über die südlichste Düne (11) und über Klippenrand (12) zu einer Ankerstelle, an der ein poetischer Schnappschuss aufzieht. Die Farben sind labil, die Flut beginnt sich in sich selbst zu verschieben, ein Anker fixiert die Farben und ist selbst festgemacht mitten im Kopf.

In den Lichtstrahlen ist gegen Abend ein lyrisches Ich zu erkennen, das seinem Partner einen Klang aus den Wangen zupft, ehe das Schweigen zu einem Sound wird, der Glück verheißt. (17)

Später wechselt das Glück die geographischen Breiten und bleibt unter einem Kirschbaum liegen, über dem der Tag soeben ein Rad geschlagen hat. „so vergessen wir die Stunden / die Namen der Tage / als wäre es ganz einfach / zu bleiben“ (29)

Wieder geht es im vollen Fahrtwind in eine Region, die gerade die Jahreszeit gewechselt hat. Nebel ziehen auf, heißt es eisig, wenn sich das Dezembergrau über die Felder legt. Kälte ist angesagt über dem trockenen Staub, der aus der Fläche aufsteigt.

Der Blick nach oben bleibt in der Himmelskälte hängen, das ein Flugzeug durchpflügt. In einem anderen Gedicht, in einem anderen Himmel, setzt sich abermals ein Flugzeug fest.

„Dort // Ein Flugzeug / weit oben am Himmel / das Jahr hat Geburtstag // gelbes Licht schwimmt im Blau / über Wolken // dort / legen wir die Hoffnung / zwischen die Tage“ (75)

Je länger dieses Gedicht aufgeschlagen vor den Lesern liegen bleibt, umso grimmiger wird der Sinn, der aus der Idylle hervorbricht. Jemand hat die Farben Blau und Gelb vor Augen und wird den Krieg nicht mehr los, der unter dieser Fahne tobt.

Das Gedicht lässt sich nicht mehr umblättern, es ist das letzte des Gedichtbandes. Die schlichte Verortung mit „dort“, lässt es überall wirken, überall ist dort.

Schon zuvor ist der Titel „Wer trägt das Licht“ als Frage aufgebrochen, die niemand beantworten kann. Jemand versucht eine Deutung, und sammelt einen Wunsch ein, wie das Licht getragen werden könnte. „Jene Tage // die mit den Wolken ziehen / ein Kommen und Gehen / ein Dauern / vielleicht“ (69)

Vera Vieider nimmt die zarteste Form der Lyrik in ihr Repertoire auf, es sind diese Liedformen, zwei drei freie Strophen, die den Klang zu einem Tropfen der Zeit ausformen, wie Gedichte manchmal genannt werden. Es sind Miniaturen, wie sie in der Musik oft nachhallen, wenn die Hauptmelodie schon längst geschlossen ist. Das Ohr hört Nachts Sonatenklänge, heißt es bei Georg Trakl unverblümt in seiner Musik im Mirabell. – Eine Art Lichtklang wird auch hier zum Schwingen gebracht, wenn es über lichte Stellen heißt: „Dieser Ort / ist mir so nah // im Erinnern / weck ich / das Bleiben // die Haut zu berühren / an lichten Stellen / wie das Streichen der Sohlen / über nasses Gras“ (74)

Jetzt hängen die vier Windrichtungen der Poesie erschläft zu Boden, die Staffelei ist zusammengepackt, Meer, Sturm, Deckweiß und Licht haben ihr Tagwerk getan.

Vera Vieider: Wer trägt das Licht in den Tag. Gedichte.
Innsbruck: Laurin 2024. 80 Seiten. EUR 18,-. ISBN 978-3-903539-38-9.
Vera Vieider, geb. 1988 in Meran, lebt in München.
Helmuth Schönauer 16/02/24

GEGENWARTSLITERATUR 3342

Die Geschichte geht weiter

„Eines ist auf jeden Fall festzuhalten: Gemütlichkeit und Denken schließen einander aus.“ Peter Rosei warnt zur Vorsicht sich selbst und seine Leser vor einem allzu eingelullten Umgang mit der Literatur und ihren Protagonisten. Seit Jahrzehnten verfasst er zwischendurch Essays, die sich vor allem mit der Innensicht des Individuums beschäftigen. So kann bei ihm eine These über längere Zeit Gültigkeit haben, unabhängig vom Zeitgeist, wenn nur die Persönlichkeit standhaft bleibt gegenüber sich selbst. Ein Beispiel für „ewige Verhältnisse“ ist die Freundschaft des Autors zu H. C. Artmann. Nach seinem Jus-Studium bleibt der Ich-Erzähler Peter Rosei mit seinem „Entwurf für eine Welt ohne Menschen“ 1975 literarisch in Salzburg hängen. Der Residenz Verlag nämlich ist dem Text gnädig gesonnen und macht das erste Buch daraus. Salzburg wird dadurch schlagartig zu einem hellen Ort des Wohlbefindens. Das hängt auch mit dem Umfeld zusammen, das sich damals als Künstlerkolonie hinter der Brauerei Mülln ausbreitet. Im Mittelpunkt steht dabei H. C. Artmann, der wie eine Nestroy-Figur gekleidet an einem Hühnerteil herum knabbert – seine losen Zähne wackeln und er muss konzentriert beißen. Für den aufstrebenden Autor Rosei sind die Grenzen zwischen Literatur und Leben verwischt. Erst Jahrzehnte später kann er es halbwegs auf die Reihe bringen: Literatur ist Freundschaft über den Tod hinaus, man kann sie erst später als Erinnerung erkennen, nicht aber als Leben in Echtzeit.

Diese melancholische Schlussgeschichte der Sammlung scheint im Widerspruch zur eingangs evozierten Gemütlichkeit zu stehen, aber sie erzählt ja nur, dass das Denken zu einem abgerundeten, versöhnlichen Ende führen kann. Mit seinem Essay „Wie alles begann“ (153) verneigt sich der Autor auch vor seinem eigenen Antrieb, mit der Literatur in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten.

Die knapp dreißig Essays sind wie im guten Feuilleton nach Schwerpunkten rund um die suchende Seele ausgebreitet. Die Texte sind ausgewogen zwischen „Standard“ und „Presse“ aufgeteilt, ein weiterer Beleg dafür, dass Peter Rosei sich um das mit der Gegenwart ringende Individuum kümmert, weniger um politische Wellen, die den individuellen Seegang meist noch verstärken.

Die Kapitel sind als sechs Zugänge überschrieben, wodurch man einzelne Ereignisse gezielt aufsuchen kann. „Grundbegriffe / Sinn und Unsinn / Philosophisches / Politik / Reise / Literatur.“ Das sind auch die Beobachtungsfelder, die der Schriftsteller über die Jahre aberntet, wenn das eine oder andere Thema darauf reif geworden ist.

Die Herangehensweise an diverse Themen gleicht ein wenig jener des Robert Walser: Naiv hellichtig lässt er Begriffe wie Glück, Dummheit, Liebe, Zwang oder Kitsch auf sich wirken, ehe er ein paar Zeilen darüber formuliert, was andere sagen oder er selbst schon erlebt hat.

Natürlich ist diese Methode des Walser wie des Rosei höchste Kunst, indem das Wissen um die Begriffe bescheiden zurückgenommen wird. Hinter jedem ausgesprochenen Satz steckt ein verschwiegener, der nur im Autor nistet und später vielleicht auch im Leser, wenn dieser aufmerksam bleibt bei der Lektüre.

„Vom Glück“ (9) // Was Glück genannt wird, ist das deckungsgleiche Zusammenfallen einer inneren Verfasstheit mit äußeren Umständen“. Als Beispiel wird der Durst eines Wanderers angeführt, der just mit dem Einsetzen des Mangelgefühls eine frische Quelle erspät. Das Glück arbeitet außerdem als Kategorie ohne Verstand, weshalb im Sprichwort gerade der Dumme das Glück hat. Leider gibt es deshalb auf der Welt mehr Unglück als Glück, lautet der Schlussbefund.

Eine weitere bemerkenswerte Herangehensweise an die Themen ist jene über das Bild, vor allem der Malerei. Das sind vielleicht die Spuren aus jener Zeit, in der Peter Rosei als Sekretär des Malers Ernst Fuchs gearbeitet hat. „Vom Gang der Dinge // Gehe ich in der Landschaft und sehe fern drüben große Wolken ziehen, komme ich

mir angesichts ihrer Mächtigkeit klein vor, wie ein kleines Tier etwa, wie ein kluges Tier dazu. [...] Der Mensch geht Tausende von Jahren in der Landschaft und such sich sein Leben einzurichten.“ (71)

An diese „Bilder aus Sätzen“ lassen sich dann allerhand Erkenntnisse andocken, unter anderem das Motto des Buches, das am hinteren Cover prangt. „Wie heißt der schönste Satz jeder Erzählung? Die Geschichte geht weiter.“

Die Essays sind zwischen 2021 und 2023 entstanden und haben ihren Platz in der Tagesaufmerksamkeit verloren. Höchste Zeit also, dass sie als Buch in konzentrierter Form nachzulesen sind.

Es wäre ewig schade um diese eleganten Analysen, Beschreibungen oder puren Notizen.

„Wer hundert Jahre in die falsche Richtung gegangen ist, hat weit zurück. Es gibt aber kein Zurück. Zurück – das ist die falsche Richtung.“ (80)

Peter Rosei: Die Geschichte geht weiter. Ungemütliche Essays.

Wien: Sonderzahl 2024. 158 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-85449-653-3.

Peter Rosei, geb. 1946 in Wien, lebt in Wien.

Helmut Schönauer 18/02/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2394

Heiter bis grantig

Alarm in der Geschichtsschreibung: Dieser Tage hält die Erforschung der österreichischen Zeitgeschichte den Atem an, weil die ehemalige Sozialministerien bei ihrem Ausscheiden aus dem Amt alle ihre Dienst-Akten für privat erklärt und unter Auflage einer 30jährigen Sperrfrist ins Archiv verbracht hat. Nach vorherrschender Rechtslage kann man die Geschichte eine Zeitlang vertuschen, wenn man sie für privat erklärt.

Unter diesem Aspekt ist es für die Zeitgenossen doppelt interessant, wenn jemand sein privates Denken für öffentlich erklärt und regelmäßig Glossen und Geschichten daraus formuliert. Diese Textsorte funktioniert nämlich zweifach: Einmal in Echtzeit und im zweiten Anlauf als erzähltes Kontinuum im Sinne des „emotionalen Archivs“. Glossen sind als sensibler Mikrokosmos am ehesten geeignet, den Sound eines Jahrzehnts für die unmittelbaren Zeitzeugen zu archivieren.

Stefanie Holzer und Walter Klier haben in den Nuller und Zehner Jahren ein einzigartiges Genre entwickelt und in der Tiroler Tageszeitung publiziert. Unter dem Titel „Heiter bis grantig“ sind verschieden lang geratene Geschichten in das Einheitsblatt der Tirolernden geraten, wobei Redaktion und Kreativ-Duo mit einem Open-End des Projekts rechneten. Trotz wechselnder Blattlinien und ständig erneuertem Blatt-Personal ging die Sache beinahe zwanzig Jahre lang gut, ehe dann zum Jahreswechsel 2020 der Tschüs-Artikel fällig wurde, sinnigerweise überschrieben mit „309 Das neue Jahr bringt Änderungen“. Für diesen Erinnerungsband sind folglich 309 Geschichten ausgewählt, die nach einer fünfjährigen Cooldown Phase frech und spitz daherkommen, als wären sie gerade erst geschrieben worden.

Die Auswahl ist durchnummeriert, chronologisch geordnet und als epischer Fließstrom angeordnet, der freilich durch die Partikel-Gliederung bei jedem Umblättern erfrischt. In der Galeriesprache könnte man sagen, die Texte sind neu gerahmt und blick-freundlich gehängt, sodass im veränderten Kontext durchaus neue Schwerpunkte auszumachen sind.

Beim Durchstreifen von Readern empfiehlt es sich, auf die drei Kreativ-Komponenten zu achten: a) Medium; b) Themen; c) Autorschaft

a) Die TT als Medium ringt sich im neuen Jahrhundert wie alle Printmedien dem Untergang entgegen. Das Publikum rinnt in Richtung Friedhof aus, die diversen Textsorten stehen unter enormem Druck der Digitalisierung, die Redaktion kämpft um Haltung und Richtung und verliert dabei auf jeden Fall Intellektuelle und Künstler, falls es solche in Tirol je gegeben hat.

Die Serie „Heiter bis grantig“ bleibt ein permanenter Pilotversuch, Globalisierung und Digitalisierung im regionalen Umfeld mit analogen Erfahrungen zu unterfüttern. Die Serie lässt sich auch als Schlingern eines Tagesmediums und seinem disruptiven Umgang mit dem Tagesgeschehen lesen.

b) Die Themen resultieren aus diesem Ringen. Alles, was für den Tagesjournalismus relevant sein kann, ist auch für den Glossisten relevant. „Heiter bis grantig“ erzählt ein Ereignis als erlebbare Geschichte, die Serie berichtet in lakonischen, oft auch ironischen Sätzen davon, was im Individuum passieren kann, wenn darin Tages-relevante Ereignisse einschlagen.

c) Stefanie Holzer und Walter Klier gelten spätestens seit der Herausgabe der Kult-Zeitschrift „Gegenwart“ als prädestiniert für diesen Akt der Transformation: Durch Geschichten-Erzählen letztlich Geschichte zu erzählen. In ihren „Neben-Leben“ treten sie zudem als Kleingärtnerin und Kleinmaler auf, beides Berufungen, die den Endverbraucher einer kolossal globalisierten Gesellschaft ironisch in den Mittelpunkt stellen.

Alle Wirtschaft trifft dabei auf den Horizont der Selbstversorgung Marke Robinson Crusoe, alle Medienkunst endet mit jener Fläche, die ein dem Biedermeier nicht ungewogener Maler innerhalb des Spannrahmens auszugestalten vermag.

Die Glossen in der Tageszeitung filetieren somit die Geschehnisse, die als Endloswurst aus dem Nachrichtenticker sprudeln, in menschenlehnende Erlebnishappen.

Der Sammelband, unmittelbar aus dem Licht des Tagesgeschehens gerückt, zeigt schon nach kurzer Zeit das „Epochale“ einer Epoche, für die wir noch keinen gültigen Namen haben, weshalb wir sie die Nuller und Zehner nennen.

Was haben die TirolerInnen allerlei Geschlechts zwischen 2002 und 2019 gemacht? Welche Ausflüge haben sie unternommen? Lebten sie lieber in der Stadt oder auf dem Land? Wie gingen sie mit ihren Kindern um, wenn sie diese in kaputte Schulen oder gar zur Impfung schicken mussten? Wie redeten sie miteinander, wenn sie sich nichts zu sagen hatten? Wie gläubig waren sie gegenüber den Sätzen ihrer politischen Leitfiguren? Wie gingen sie mit Bären um, die plötzlich aus der Floskel vom aufgebundenen Bären herausstiegen und sich im Land breit machten?

Alle diese Fragen würde man heute einfach in die Google eingeben und die KI beantworten lassen. Der Witz ist allerdings, dass diese KI dann auf jene Geschichten zurückgriffe, die Stefanie Holzer und Walter Klier mit Ironie im Netz hinterlegt haben.

„Heiter bis grantig“ trifft wörtlich genommen die Tagesverfassung jedes einzelnen von uns Lesern. Durch diese Geschichten nämlich sind wir erst imstande, unsere Laune zwischen den Gemütszuständen in Worte zu fassen.

Stefanie Holzer / Walter Klier: Heiter bis grantig. 309 kleine Geschichten aus der guten alten Zeit 2002–2019. Buchholz: Laugwitz Verlag 2023. 250 Seiten. EUR 18,-. ISBN 978-3-933077-71-4.

Stefanie Holzer, geb. 1961 in Ostermiething, lebt in Innsbruck.

Walter Klier, geb. 1955 in Innsbruck, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 20/02/24

GEGENWARTSLITERATUR 3342

Bruckner stirbt nicht

Wer von einem Genie erzählen will, braucht selbst einen genialen Einfall. Über das Musikgenie Anton Bruckner zu schwadronieren, braucht folglich eine mitreißende Rahmenhandlung.

Christian Schacherreiter löst diese generelle Aufgabenstellung an Künstlerbiographien souverän. Er führt in Gestalt eines umtriebigen Musikstudenten einen adorativen Musterbiographen ein, der dem Anton Bruckner zu Lebzeiten und vor allem in der Totenmaske die Noten von den Lippen liest. Durch diesen Kunstgriff können drei scheinbar unversöhnliche Strömungen als Ansporn genutzt werden.

a) Der Geniekult nach dem Motto: Bruckner ist tot, aber er stirbt nicht

b) Die Essayistik über die Musiktheorie Bruckners

c) Die Ironie zum Thema Provinz und Pathos

Der Erzähler und Vorantreiber des Romans ist ein gewisser Jakob Weinberger aus Waidhofen, der nach der Uraufführung von Bruckners Achter als Student so ergriffen ist, dass er beschließt, alles fahren zu lassen, um der einzige und wahre Biograph des Meisters zu werden.

(Als zeitgenössischer Leser politischer Vorgänge, denkt man bei diesem Lebenslauf des Erzählers sofort an einen politischen Konzertmeister aus Waidhofen, der als Nationalratspräsident ein Goldenes Klavier im Parlament aufstellen lässt, um seine provinzielle Herkunft zu vertuschen.)

Im Roman werden in der Folge zwei Stränge gegeneinander erzählt. Einmal kommt vom Tod ausgehend nach hinten in die Kindheit führend das Leben Anton Bruckners zum Vorschein, es ist sauber in vier Sätze gegliedert und hält sich an die Locations Wien, Linz, St. Florian, auf dem Lande. Darin sind die Epochen vom anerkannten Komponisten rückführend über Provinz-Größe, Organist bis hin zum Chorsänger angesprochen.

Zum anderen kommen die Leiden des Biographen zum Vorschein, der aus Waidhofen nicht recht loskommt, aber in Wien nicht heimisch wird. Für seine Dispute steht ihm der Freund Raimund zur Verfügung, ein aufgeklärter Kommilitone, der jene Passagen essayistisch übernehmen darf, die dem erzählenden Bürschlein aus Waidhofen letztlich nicht zugemutet werden können.

Darin geht es um die Stellung der Kirche zwischen Himmel und Erde, um einen permanenten restaurativen Eingriff in die Staatsgeschäfte, um eine unaufgeklärte Haltung gegenüber der Kunst, die höchstens als theologisches Beiwerk zu fungieren hat.

Aus den beiden Erzählsträngen ergeben sich auch zwei Schicksale. Anton Bruckner ringt ständig um Überleben und Anerkennung außerhalb der Provinz, dabei hält er sich politisch stets zurück wie im Falle des Linzer Bischofs, der anlässlich einer Novell zum Ehegesetz vollends durchdreht und den Gottesstaat ausruft. Die Selbsteinschätzung Bruckners endet mit dem legendären Satz: „S ist eh nix g'scheg'n.“

Privat zahlt der Komponist offensichtlich einen keuschen Preis, indem er sich wohl ein paar Mal zu Liebesgefühlen aufrafft, ehelos aber seine hormonellen Kräfte in die Notenschrift hineinlegt.

Der Erzähler Jakob Weinberger hingegen verschwendet seine Gefühle zuerst mit dem Anbeten seines Meisters und dem Zusammentragen allerhand Notizen, er verlässt Waidhofen und lässt eine potentielle Verlobte so lange

in der Provinz stehen, bis sie sich einen anderen sucht. Auch ihm zerstört das Musikwesen sozusagen eine bürgerliche Ehe. Einen weiteren Niederschlag erleidet er, als er feststellen muss, dass schon ein anderer bei Bruckner um die Biographen-Hand angehalten und alle Dokumente über ihn gesammelt hat. Auch der Rezensent steht vor dem Dilemma, dass er in der Provinz nichts ausrichten kann, weshalb er dann doch in Wien hängenbleibt und eine offizielle Karriere als Musikkritiker einschlägt.

Die beiden Stränge Musik und Rezeption sind mit Originalzitate unterlegt, die jeweils einen lakonischen bis sarkastischen Ton hervorheben.

Große Theorien werden dabei durchaus schlicht zur Sprache gebracht, etwa dass Bruckner nur ein Stück geschrieben habe, das er in verschiedene Symphonien zerlegt hat. Oder dass seine Symphonien aufgebaut sind wie das Stift St. Florian, jedem Flügel und Gewölbe wird eine einzigartige Gestaltungsweise zuteil.

Die jeweilige Zeitgeschichte kommt einmal als belanglose Hintergrundgestaltung für Bruckner und ein andermal als hyperventilierende Studentenwelt des Weinberger zum Vorschein.

Christian Schacherreiter bringt genüsslich alle Fallstricke und Intrigen des Rezensionswesens zur Sprache. Als Musikjournalist weiß er gekonnt zwischen den Elementen Genie und Wahn zu spielen. – Die wahre Ehrfurcht zeigt sich in der Fallhöhe, die der Betrachter dem angebeteten Subjekt eingesteht. Christian Schacherreiter blickt Anton Bruckner ziemlich direkt ins Gesicht!

Christian Schacherreiter: Bruckner stirbt nicht. Roman.

Salzburg: Otto Müller 2024. 316 Seiten. EUR 28,-. ISBN 978-3-7013-1315-0.

Christian Schacherreiter, geb. 1954 in Linz, lebt in Linz.

Helmuth Schönauer 22/02/24

GEGENWARTSLITERATUR 3344

Die Kompromisse

Der Kompromiss ist das Sperrigste, womit sich eine Literatur mit ihren Abenteuern und heldenhaften Stars beschäftigen muss. Ausgestattet mit diplomatischer Gelassenheit freilich sind die Kompromisse jene Knoten, an denen die porösen Elemente der Geschichte wieder und wieder zu einem tragfähigen Konstrukt zusammengeschweißt sind.

Florian Dietmaier erzählt mit aberwitziger Kühnheit vom Lauf der Geschichte abseits des Datenstrangs, der sich durch die Enzyklopädien wälzt. Zwar sind die großen Geschehnisse der Zeitgeschichte stets in Hör- und Sichtweite, aber die Abenteuer des Kompromisses spielen sich in abgegrenzten Milieus ab.

Die Erzählstruktur einer Weltgeschichte an Kleinigkeiten und Kleinodien ist in einem programmatischen Vorausgedicht umschrieben: „Woulda coulda shoulda“. Was hier in einem Sound von Pidgin-English vorgeführt wird, hieße in einheimischer Mundart vielleicht „Tät I, Hätt I, Würd I“, damit wird der Konjunktiv als Hintergrund jeder Realität ausgerufen.

Der Roman erzählt in zwanzig Episoden von 1960 herauf bis in die Gegenwart. Zusammengehalten wird das Ganze von einer vagen Ich-Figur, die sich zuerst an den Erinnerungen des Vaters bedient, später eine Karriere als Delegations-Tourist hinlegt, in New York aus dem Stand heraus und vor dem Standesamt eine Familie gründet und schließlich mit seinem Sohn über die Nebenstränge historischen Zeitflusses diskutiert.

Der Umgang mit Quellen zeigt sich an einem Globus des Vaters, auf dem offensichtlich die politischen Grenzen aus der Vergangenheit übriggeblieben sind. Der Vater behebt das Malheur, indem er den Namen des Globus-Schöpfers aus der Halterung ritzt. Letztlich handelt es sich um eine Art Entnazifizierung light.

Beinahe jedes Kapitel geht auf einen Bibliotheksbesuch zurück, wobei Raritäten genauso herangezogen werden wie Rekonstruktionen von verschollenen Schriften. An manchen Stellen entsteht dadurch eine individuelle Form von Geschichtsschreibung, wenn der Lesende eine ungewöhnliche Seite aufschlägt und sie für sich zur Hauptquelle erklärt.

So ist vielleicht das Saarland deshalb so sprichwörtlich klein, weil der Erzähler in Saarbrücken ein Buch über Gulliver gelesen hat, worin überdurchschnittlich viel kleines Zeug vorkommt.

Die Kraft der aufgeschlagenen Seiten kann sogar überlebenswichtig sein, wenn es am Schluss heißt: „Stürbe ich jetzt auf dieser Seite, wäre es die richtige gewesen?“ (149)

Während sich mit der Zeit eine Art „richtige Lesart“ der Geschehnisse durchsetzt, geraten die Nebenhandlungen, die zu diesen Kompromissen geführt haben, in die Rubrik Skurriles, aus der man sich höchstens für Anekdoten oder Quizfragen bedient.

Dabei steckt hinter jedem Fakt ein Kompromiss Marke Woulda-coulda-shoulda.

Ein paar dieser Nebenhandlungen werden für den Erzähler so dominant, dass er dabei die große Geschichte vergisst. Diese taucht höchsten noch als Jahreszahl und Personenregister auf, etwa wenn 1971 Vorbereitungen getroffen werden, Waldheim als UN-Generalsekretär zu installieren, während eine kleine österreichische Wirtschaftsdelegation auf den Spuren des Universal-Korrespondenten Scholl-Latour nach Sikkim reist, um die Chancen für den Bergtourismus auszuloten.

Die meisten Aktionen des Erzählers sind kontemplativ angelegt, etwa wenn er in Singapur ein Nudelgericht stehen lässt und sich überlegt, wie wohl die Maden darüber herfallen werden, während er selbst schon vergessen haben wird, warum er nach Singapur gereist ist.

Als es kurz danach nach Nauru geht, um als Wirtschaftsdelegation etwas Größeres vorzubereiten, taucht die Frage auf, wie man ein Land verstehen könnte. Da kommt dem Helden der „Gedanken-Kompromiss“, dass man ein Land nur verstehen kann, wenn man die Unterschiede ihrer Partikel ignoriert. Österreich lässt sich als Ganzes begreifen, wenn man aber den Unterschied zwischen einem Innsbrucker und einem Badener in Erwägung zieht, wird automatisch das ganze Land unverständlich.

In die geographische Größenordnung von Sikkim, Luxemburg oder Vaduz passt auch die Überlegung, dass das Dritte Reich für ein paar Stunden ganz winzig geworden ist, als es sich auf Flensburg zurückschrumpfte, worin Dönitz die Kapitulation vorbereitete.

Ähnlich geschrumpft ist für Stunden der große Völkerbund, der von seiner bürokratischen Auslegung her für Jahrhunderte gedacht war.

Aber auch die türkische Provinz Hatay schwebt für Stunden als Niemandsland zum benachbarten Syrien über den Karten der Grenz-ziehenden Diplomaten, ehe sich diese Provinz wieder fix auf dem Kartenboden absetzen kann, jetzt mit einem dicken Grenzstrich in eine neue Form gefasst.

Wenn es um Kompromisse und Nebenfronten geht, darf auch das hochneurotische Südtirol nicht fehlen. In einer von niederen Chargen getragenen Szene wird die Universität Bozen gegründet, und jemand sagt vor den Augen des Landeshauptmanns Durnwalder einen schönen Satz: „Die Sprache macht das Volk. Das hat der Mensch schon früh verstanden. Deshalb hat der Italiener versucht, uns das Deutsche wegzunehmen.“ (63)

Mit zunehmendem Alter des Erzählers zerfällt die Welt in den binären Hauptkompromiss Fiktion und Fakt.

Ein Delegierter soll für die Arbeiterkammer auf Malta die Arbeitsbedingungen untersuchen, in Wirklichkeit aber ist er von einem Dosenkonzern gekauft und soll testen, ob sich alle an die geschützte Marke eines roten Stiers halten.

Unter dem Blickwinker der EU soll jemand die politische Zustände in Serbien dokumentieren, aber schon während der Reisevorbereitung bleibt er an einem Bahn-Video hängen und lässt sich von der Lokomotive durch das Land tragen, ehe er feststellt, dass die kyrillischen Einblendungen falsch übersetzt sind.

Als Hongkong-Experte bleibt der Erzähler in Kowloon hängen und merkt erst allmählich, dass er sich in einem Videospiel verfangen hat. Ähnliches geschieht beim Vergleich von Hallstatt Austria mit Hallstatt China. Die Frage nach dem Original hat sich schon längst in einem Bündel an Wahrnehmungskompromissen aufgelöst. Florian Dietmaier erzählt „kompromisslos“ mehrdeutig. Weltgeschichte, Individuum, Erzählposition, persönliches Glück und politische Wohlfahrt rasen durch den Roman, der sich selbst an Knackstellen in eine Bibliothek gibt um nachzulesen, wie es jetzt weitergeht. Eine grotesk-logische Geschichtsschreibung!

Florian Dietmaier: Die Kompromisse. Roman.

Graz: Droschl 2024. 149 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-99059-148-2.

Florian Dietmaier, geb. 1985 in Graz, lebt in Graz.

Helmuth Schönauer 25/02/24

chronologisch

Christine Vescoli: Mutternichts. Roman.

Rudolf Lasselsberger: Auf einmal war ich mitten drin. Texte.

Willem Elsschot: Tschip. Roman.

Klaus Ebner: Klaus Ebner. Podium Porträt 127.

Dominika Meindl: Selbe Stadt, anderer Planet. Roman.

Gerhard Ruiss / Klaus Zeyringer: Reimverbote und andere Schreibaufträge. Gedichte.

Reinhard Wegerth: Die besten Wunder. Mirakelgeschichten aus Christentum und Islam.

Christian Futscher: Der Erbsenjongleur.

Roger Van de Velde: Knisternde Schädel. Erzählungen.

Andreas Niedermann: Blumberg 3. Alte Schule. Roman noir.

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2395

Mutternichts

Mutterliebe, Mutterschutz, Mutterwitz – mit allem ist in der Literatur zu rechnen. Aber Mutternichts? Ein irritierender Titel wie alles, bei dem das Nichts die Hauptrolle spielt.

Christine Vescoli versucht sich an einem erzählerischen Kunststück, sie lässt eine Ich-Erzählerin über die Mutter reflektieren. Und obwohl es in der Erinnerungsliteratur hunderte von Schablonen für Mutter-Gedenken gibt, steht sie vor dem Nichts. „Mutter zieht sich ins Nichts zurück.“ (7)

Die Ausgangslage ist entsprechend fatal. Sobald die Erzählerin mit dem Begriff Mutter konfrontiert wird, ist keine Person mehr dahinter sichtbar, visiert sie aber die Person an, ist der Mutterbegriff weg. Diese wechselseitige Ausblendung von Sichtweisen kumuliert zu einem beinahe haptischen Nichts. „Das Nichts war zeitlebens im Rücken der Mutter, war allumfassend und doch nie greifbar.“

So dauert es eine Weile, bis dann unter Zuhilfenahme von einzigartigen Zugängen so etwas wie ein Steinbruch der Erinnerung auftaucht, schließlich liegen „Brocken und Brüche von Erzählungen“ herum. (53)

Zuerst sind es kleine Aufblendungen, die scheinbar nichts erzählen, aber hinter dem Nichts dann Schimmer einer Geschichte zulassen. Am Grab stehend empfindet die Erzählerin nichts, aber „ich habe sie in meinem Kopf“ (9).

An anderer Stelle sitzen Mutter und Tochter im Garten einer Anlage, völlig emotionslos drücken sie den Senf aus der Tube, damit sie den Imbiss lustlos hinter sich bringen. „Sie hat mir ihr Nichts hinterlassen.“ (11)

Als diese Einsprengsel von Geschehnissen zu nichts führen, versucht die Erzählerin zu erzählen wie ein Bericht. Die losen Ereignisse werden zwanghaft zu einer Geschichte gestreamt, das Motiv von Sigmund Freud lässt sich geschickt verweben, als die Tochter dort in seiner Gasse wohnt. In Telefonaten mit der Mutter ist vor allem die lange Schnur bemerkenswert, letztlich ist es sie, die eine Geschichte ergibt, während der Gesprächsinhalt im Apparat verschwindet wie das Schnurren einer Katze.

Über den Vater lässt sich keine formidable Muttergeschichte kreieren. Erinnerunglich ist der schwere Dialekt des Vaters, und wie sich das Kind schämt, als es in seinem Tal zu Besuch sein muss. Auch Mutter dürfte sich geschämt haben, denn später verbarrikadiert sie sich in der Küche, wenn Vater bei seinen Geschäftstelefonaten laut durch die Wohnung schreit.

Abermals setzt die Mutter-Erforschung neu an, wie immer nimmt die Suchende einen Anlauf vom Tod aus. Bald nach dem Begräbnis reist sie in die vorgebliche Kindheit zurück auf den sogenannten Pichlerhof. Auf diesem macht sie wie heute üblich jede Menge Handy-Fotos. Zentrales Motiv dabei ist ein gewisser Peterle, der als alter Mann über dem Kachelofen liegt, aufgespannt wie ein Wärmesuchendes Tier.

Das Feld draußen ist frei, und wartet darauf, dass Figuren aus der Geschichte darauf ausgestreut werden. „Jeder ist einer, der etwas getan haben wird, wenn etwas geschieht, von dem er noch nichts weiß.“ (42)

Die Option ist so eine Aufhellung der Vergangenheit, als alle unterwegs sind, aber Mutter sich schon nicht mehr zugehörig fühlt. Offensichtlich ist sie während der Option aus dem Familienverband gefallen. Später findet sich eine Notiz über ein Sibirisches Volk, das unter Stalin leidet, und jemand fragt, warum sie nicht einfach abhauen, wenn es so schlimm ist. Die dabei zitierten „Tschuktschen“ klingen ein wenig wie ein verballhorntes Volk in den Alpen.

Die große Lawine ist ein weiterer Höhepunkt im Vergangenheits-Tal, plötzlich gehört sie allen, ob arm oder reich, ohne sprachliche Unterscheidung der sprachlichen Zugehörigkeit.

Mutter hat in Bruchstücken erzählt. Dabei hat sie eine einmalige Ordnung im Auge, indem sie alles zerlegt, und zu einem neuen Bild zusammenbastelt. Aber oft kommt etwas dazwischen, und der Schritt des Zusammenfügens muss ausbleiben.

Die Erzählerin setzt ihre eigene Geschichte neu zusammen, indem sie zu Anlässen der Weltgeschichte ihre eigene hinzufügt. Bei diesem amerikanischen Präsidenten habe ich gestillt, bei dieser Katastrophe war ich in dieser Stadt, bei diesem Umsturz habe ich mich mit dieser Arbeit aufgehalten. Alles lässt sich nach dieser Methode zu einer Geschichte zusammenfügen, aber das Nichts geht nicht weg.

Wortfetzen aus dem Erinnerungsnebel: „Kinder weggeben.“ (144) Im ganzen Tal werden ununterbrochen Kinder weggegeben.

In der letzten Phase vor ihrem Streben hat sich Mutter für Sterbebegleitung interessiert. Tapfer hat sie ihre Dienste absolviert.

Und ein letztes Mal setzt es ein mit dem Tod. Mutter stirbt an einem Maiabend. Ein Kafka-Zitat gibt vielleicht Auskunft, wie sich das Mutternichts erzählen ließe. „Alles was möglich ist, geschieht ja; möglich ist nur das, was geschieht.“ (165)

Der Roman endet mit dem Knall der Schritte auf dem nächtlichen Asphalt, als die Erzählerin wieder einmal aus dem Nichts hinaus flieht in die nächtliche Stadt.

Christine Vescoli räumt auf mit antrainierten Gefühlen und verkitschten Mutter-Plots. Es gibt nämlich Geschichten, die passen nicht in vorgefasste Formen.

Nach Ivo Bischoff und seinem „Besitztums-Effekt“ könnte man formulieren: „Hast du keine Mutter, weil du keine Erzählung dafür hast, oder hast du nichts, weil du eine Muttererzählung hast?“

[Original: „Hast du deine Freundin, weil du sie liebst, oder liebst du sie, weil du sie hast?“]

Christine Vescoli: Mutternichts. Roman.

Salzburg: Otto Müller 2024. 168 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-7013-1314-3.

Christine Vescoli, geb. 1969 in Bozen, lebt in Bozen.

Helmuth Schönauer 02/03/24

GEGENWARTSLITERATUR 3347

Auf einmal war ich mitten drin

„27 Seiten lang kämpften sie zuerst aussichtslos, dann aber glorios, heldenhaft, die Feinde wurden Freunde, statt Krieg war dann Frieden. Bzw ich kann mich an die Handlung nicht mehr erinnern.“

Rudolf Lasselsberger bringt in seinem straffen Bildungsroman „Auf einmal war ich mitten drin“ entscheidende Lebensfelder zu Sprache, indem er komplizierte Entwicklungsprozesse einfach anhält und in Wort und Bild ein literarisches Selfie macht.

In neun Miniaturen werden die entscheidenden Knackpunkte für eine gelungene Lebensformung angesprochen und wie ein Kniegelenk kurz angespannt und dann wieder entlastet. Zudem wird die entsprechende Episode mit einer knackigen Überschrift versehen, und eine abschließende Skizze auf patiniertem Millimeterpapier schließt den Fall ab, der oft als Highlight eines ganzen Schuljahres empfunden wird.

Im „Aufsatz“ tauchen sogenannte Gutos und Bösos auf, machen etwas mit- und gegeneinander, aber der Aufsatzschreiber verliert sich im Schreibfluss, sodass er die Handlung vergisst. Jedenfalls bleiben 27 Seiten Stoff auf dem Papier kleben, und Lehrpersonal und Mitschüler sind sich einig, dass sie so etwas Großes noch nie gesehen haben.

Für das schreibende Kind freilich ist es eine Vorahnung von jenem Rausch, der über ihm hereinbrechen wird, wenn es später Schriftsteller wird.

„Die Schundheftln“ gelten heute als rare Dokumente einer rasanten Pädagogik aus den sechziger Jahren. Um diese Zeit steht der Klassenvorstand regelmäßig am Schulportal und kontrolliert, ob nicht jemand Comic-Hefte im Ranzen hätte. Allein, dass der brave Held kontrolliert wird, ob er nicht doch etwas Bebildertes unter die Schulsachen geschmuggelt habe, empfindet dieser als entwürdigend. - Ein halbes Jahrhundert später wird er vielleicht diesen pädagogischen Argwohn verstehen, als die Story um die Welt geht, wonach der bayrische Vizeministerpräsident als Schüler Nazi-Devotionalien in die Geschichtsschreibung geschleust hat. Ihn hätte man kontrollieren müssen, dann wäre dem Land viel internationaler Schmach erspart geblieben.

„Lauter Einser“ ist für gute Schüler jene Zauberformel, mit der sie die Tore zur Welt aufstoßen, mögen sie selbst noch so entlegen und von Bildungszentren entfernt wohnen. Zur Einser-Leistung gehört auch die Bescheidenheit. Der Ich-Erzähler lässt daher bei Fragen an die Klasse immer den anderen den Vortritt, wenn es um die Beantwortung eines Problems geht. Wenn niemand mehr was weiß, kann er sich ja immer noch zu Wort melden und den Einser abholen.

Als die Episode mit der „Party“ passiert, ist der Erzähler schon etwas älter, aber auf der Gefühlsebene zitterig wie ein Säugling. Beim entscheidenden Tanz ist er einen Schritt zu langsam und verpasst dadurch die angebetete Helga, die prompt in die Tanzarme eines anderen fällt.

Auch beim anschließenden „Schulausflug“ kommt es im Bus bloß zu einer Berührung mit einem Oberschenkel von Helga, die aber folgenlos bleibt. Daraufhin zieht sich der Held auf eine Lebensformel zurück, die im ewig gut tun wird: „Aus dem Busfenster schauen und sich nicht bewegen trauen.“

Einen Höhepunkt literarischer Bildung stellt im vorigen Jahrhundert das Aufsagen von Schillers „Bürgschaft“ dar. Zusammen mit einer hoch gebildeten Kommilitonin bewältigt der Held das Herunterspulen fehlerfrei. Abwechselnd bewältigen die beiden alle Strophen makellos und bringen sogar den Klassenvorstand, „Hiasl“ genannt, zum Klatschen.

„Geometrisches Zeichnen“ gilt gemeinhin als jenes Fach, in dem es auf die Hardware drauf ankommt. Der Held hat nicht nur das beste Geodreieck des Jahrhunderts im Ranzen, das Lang-Lineal ist wie eine Lang-Spielplatte mit den aktuellen Band-Namen beschriftet. Auch hier kommt es auf die Länge des Namens drauf an: Dave Dee, Dozy, Beaky, Mick & Tich.

Nach einem schulischen Transfer in die nächste Bezirksstadt wird das „Fußballtraining“ zum prägenden Ereignis. Auf der Jagd nach dem Lebensgefühl von Ajax Amsterdam wird selbst das finsterste Flutlichttraining zu einem Leuchtband mit dem Schriftzug Johan Cruyff.

Die Abschlussepisode ist ein Wortspiel: Das „Tor“ im Fußball entspricht in der Pädagogik jenem Tor, das einem für den Weg hinaus in die Welt offensteht.

Die Zeichnungen sind feinfühlig minimalistisch ausgeführt und halten sich an die Struktur des Millimeterpapiers, was ihnen einen sauberen und korrekten Anstrich gibt. Man ist als Betrachter geneigt, intuitiv ein Sehrgut zu geben.

Der sogenannte Anhang besteht aus 14 Landschaften von Erich Sündermann. Die Bilder erzählen eine ähnliche Bildungsgeschichte, die in diesem Fall aus den Strukturen, Formen und Hügeln der Landschaft herauswächst. Da die beiden Künstler aus der gleichen Gegend stammen, ist zu vermuten, dass ihnen eine ähnliche Empfindungsgeschichte zugrunde liegt. Text und Bild formen sich zuerst in zwei Künstlerseelen und werden in Flügelmappen zu einem Ganzen zusammengeführt.

Rudolf Lasselsberger gestaltet seine Bücher wie Arbeitsunterlagen der Erinnerung, Cover, Beschriftung und Layout erinnern an Baupläne, die jemand ausrollt, um auf ein paar Vermessungspunkte aus einer unversiegelten Kindheit zu zeigen.

Rudolf Lasselsberger: Auf einmal war ich mitten drin. Texte. Zeichnungen von Erich Sündermann. Anhang 14 Landschaften.

Wien: loma/druck.at 2024. 52 gez. Seiten. EUR 17,50. keine ISBN.

Rudolf Lasselsberger, geb. 1956 in Schlatten 8, lebt in Wien.

Erich Sündermann, geb. 1952 in Ruprechtshofen, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 03/03/24

GEGENWARTSLITERATUR 3348

Tschip

Selbst ein Klassiker muss ununterbrochen gepflegt und gegen das Vergessen gebürstet werden. Aufwändig wird diese Pflege, wenn es dazu einer Übersetzung bedarf, die den Ansprüchen von Zeitgeist und Sprachentwicklung entspricht.

Die Leipziger Buchmesse 2024 mit dem Schwerpunkt Niederlande und belgisches Flandern lässt allenthalben die Frage hochkommen: Wer sind die großen Drei der belgischen Literatur?

Die Antwort schickt einen sofort an die Regale, um diese zu durchkämmen auf der Suche nach Georges Simenon, Hugo Claus und Willem Elsschot.

Dieser Willem Elsschot wird in einer frischen Übersetzung von Gerd Busse im Grenzland Verlag in Eupen präsentiert. Übersetzer und Verlag sind bis in die Grenzen der Alpen hinein bekannt als Modell der Grenzüberschreitung. (Etwas ähnliches wünscht man sich manchmal für die Region Südtirol.)

„Tschip“ ist ein schmaler Klassiker der grotesken Unterhaltungsliteratur aus dem Jahre 1934. Ein gutsituierter Erzähler beschließt nach jeder Dienstreise hinaus in die weite Welt, zu Hause in Antwerpen sesshaft zu werden und sich für ewig in seinem Haus-Büro einzurichten. Als er sich wieder einmal zu Hause ausstreckt, wird er von einer seltsamen Störung des Hausfriedens heimgesucht.

Die Tochter Adele hat sich in ihrem letzten Jahr vor der Reifeprüfung mit einem polnischen Kommilitonen eine Liebschaft angefangen und führt ihn als Freund für eine glückliche Zukunft den Eltern vor. Bald kommt dem Erzähler die Aufgabe zu, vom warmen Ofenplatz aufzustehen und die Ehe der Tochter anzubahnen.

Als Fachmann für Korrespondenz und Geschäftsanbahnung stellt der Vater einen gut bürgerlichen Briefverkehr nach Polen her. Tatsächlich kommt bald darauf das dortige Familienoberhaupt in den Westen und es findet eine

Anbahnungskonferenz statt. Die Rituale zwischen Hilflosigkeit und Frömmigkeit gleichen durchaus einem Staatsbesuch.

Jedenfalls wird über die eigentliche Chose nichts geredet, dafür tastet man sich über religiöse, historische und wirtschaftliche Animositäten der jeweiligen Heimatländer an ein steifes Versprechen für die Zukunft heran. Freilich wird die Anbahnung unterschwellig geleugnet, die Tochter gibt sich ahnungslos, denn sie will nicht als verlobte Jungfer ein Jahr lang zur Schule gehen. Dem polnischen Sohn wird der Befehl erteilt, sich um das Studium zu kümmern und die Tochter des Gastlandes in Ruhe zu lassen. Totschweigen heißt die Parole. Das künftige Paar widmet sich der Schule, und für erregte Gefühle muss die Musik herhalten. Adele singt bei Gefühlsspitzen immer eine „Tyrolienne“, was als Inbegriff für emotionale Aufwühlung gilt. „Ihr La-la-la-iti, la-la-la-itu war bis auf die Straße zu hören.“ (46)

Aus dem diplomatischen Nichts erwächst plötzlich ein handfester Hochzeitstermin und der Erzähler, für seinen Pragmatismus geschätzt, bereitet die Hochzeit am Strand vor, wo man das Wochenendhaus nützen kann. Während die Hochzeit formell und amtlich schon läuft, tut sich ein jäh Graben auf: Die Religion ist noch nicht geklärt. In Polen muss alles katholisch sein, was das Land betritt.

Folglich inszeniert der Vater für seine Tochter schnell Taufe, Beichte und kirchliche Hochzeit, was für liberale Geister im Handumdrehen absolviert werden kann.

Der Rest ist Glück und Harmonie. Adele kriegt in Polen ihr erstes Kind, alle sind global miteinander versöhnt, und dem Säugling ist es egal, über welches Taufbecken er gehalten wird. Als das Enkelkind das erste Mal beim Großvater im Westen ist, kommt es zur Welt-berührenden Szene, die es mit dem guten Adalbert Stifter aufnehmen kann. Der Enkelzweig steht im Garten unter einer Schar von Spatzen, und Großvater kann nicht anders, als ihn nach Spatzenart „Tschip“ zu nennen.

Für romantische Gemüter ist es ausreichend, den Roman mit diesem Piepser enden zu lassen.

Willem Elsschot freilich fügt dem Text noch Notizen an, was ihm widerfahren ist, als er mit dem Religionswechsel zu freizügig im Text umgegangen ist. Unmoralisch und pietätlos dürften die geringsten Ausdrücke gewesen sein, die eine bigottische Leserschaft dem „Tschip“ entgegengebracht hat. Wohl aus der Angst heraus formuliert, dass ein Spatzenlaut das Universum erklären kann, mildern diese Notizen den Aufruhr rund um den Vogellaut „Tschip“. Sie sind mittlerweile fester Bestandteil des Romans geworden.

Gerd Busse schließlich berichtet von den Schwierigkeiten, die eine erste Übersetzung ins Deutsche 1936 allen Beteiligten gebracht hat, gilt es in diesen Jahrzehnten doch als besonders kollaborativ, sich auf das Deutsche einzulassen. Und wenn die Religion an einem Vormittag gewechselt wird, wer weiß, ob dann nicht auch die entsprechenden ideologischen Hemden im Nu übergestreift sind.

Tschip freilich lässt sich von all diesen Klein- und Zeitgeistern nicht unterkriegen. Der echte „Tschip“ wird erfolgreicher Anwalt und erfreut sich bis ins hohe Alter einer glücklichen Gelassenheit, die er auf den Kosenamen zurückführt, den ihm sein Großvater vor neunzig Jahren im Garten mitten unter Spatzen gegeben hat.

Willem Elsschot: Tschip. Roman. A. d. Niederl. von Gerd Busse. Mit Nachwort ‚Anstiftung zum Aufruhr‘.

[Orig.: Tsjip, Amsterdam 1934.]

Eupen: GEV / Grenz-Echo-Verlag 2024. 112 Seiten. EUR 14,-. ISBN 978-3-86712-191-0.

Willem Elsschot (= Alphonsus Josephus de Ridder), geb. 1882 in Antwerpen, starb 1960 in Antwerpen. / Gerd Busse, geb. 1959 in Visbek, lebt in Dortmund.

Helmuth Schönauer 05/03/24

GEGENWARTSLITERATUR 3349

Klaus Ebner – Podium Porträt

Liliput ist in seiner Urform eine fiktive Insel in Swifts Roman Gullivers Reisen. Später hat sich unter diesem Namen die Idee durchgesetzt, eine große Welt überschaubar zu machen, indem man sie verkleinert, bis sie auf einem Handteller Platz hat.

In der literarischen Serie „Podium Porträt“ wird die große Welt der Poesie heruntergebrochen auf einen wesentlichen Gedanken, der einer porträtierten Person als Lebensmotto dienen könnte. Das „Liliput“-Format in Postkartengröße und im Umfang von 66 Seiten (wie einst bei den Perry- Rhodan-Heften) ermöglicht es, das jeweilige Porträt als Visiten- und Grußkarte unter Freunden zu verschicken. Und wie in den klassischen Fußballer-Sammlungen von Panini werden die lyrischen Stars mittlerweile gehandelt, gelesen und getauscht. Klaus Ebner ist im März 2024 Star der Podium-Sammlung. Seine „Lebensthese“ fasst Hannah Mühlparzer in ihrer Einbegleitung mit der Fügung zusammen „Respiro paraudes / Ich atme Worte“. Darin ist wundersam knapp zusammengefügt, dass der Autor seine Texte oft in Katalanisch mitverfasst, um den Gedichten eine zusätzliche Sprachbeleuchtung zu verpassen. In der Poesie gilt ja die Annahme, dass sie in allen Sprachen der Welt auftritt, weshalb sie nie eindeutig ist. Die Überlebensformel „Ich atme Worte“ lässt sich wahrscheinlich von allen Sprachen beflügeln wie ein „fang mir den Mond“ (23) oder „die Sonde meiner Seele“ (45).

Im Vorwort arbeitet Hannah Mühlparzer sechs Schritte heraus, mit denen Klaus Ebner auf den Kern seiner Poesie zuzugehen scheint.

I – am Werden // II – Original // III – Tradition // IV – Leinwand // V – Fremdheit // VI – Conclusio

Für eine erste Rezeption dieser Lyrik sind diese gespannten Begriffsleinen hilfreich, um darauf die einzelnen Gedichte für lange Haltbarkeit auszulegen, wie Früchte beim Trocknen im Wind. Ein zusätzlicher Aspekt ergibt sich durch das lyrische Stereoskop, wenn Katalanisch und Deutsch quasi übereinander gelegt die Motive plastisch erscheinen lassen.

Lesern, die des Katalanischen nicht mächtig sind, muss im ersten Anblick das Layout in fremden Worten genügen. Aber der wesentliche Eindruck, dass eine einzelne Sprache immer zu wenig ist, um das Universum zu begreifen, lässt sich schon bei diesem oberflächlichen Vorgang erahnen.

Die Würdigung jenes Kosmos, den Klaus Ebner für uns ausgelegt hat, vollzieht die Autorin anhand des Titelgebenden Gedichtes in Katalanisch und Deutsch.

„ich atme Worte / die schon vor der Sprache / der sie angehören / existierten / ich öffne meine Hände / um sie zärtlich zu berühren / es ist der Duft der verrinnenden Zeit / die ich dem Leben entlehne“

„respiro paraules / que aparegueren / abans que la llengua a la qual pertanyen / existís / obro les mans per a tocar-les / delicadíssimament / és l'olor del temps passant / que vaig manllevar a la vida“ (15)

Diese simultane Anwendung der beiden Layouts stellt die übliche Art des Übersetzens in Frage, heißt es, und in der Conclusio kommt eine Überlegung zum Vorschein, wonach sich die Gedichte sowohl in die Ferne, als auch ins Innere richten. Die Gedichte haben also nicht nur einen pan-poetischen Zug hinein ins Universelle, sondern auch die Schleuderkraft eines Empfindungspfeils, wenn dieser von innen nach außen zielt, aber von außen nach innen wirkt, wohl hinein bis mitten ins Herz.

Biographische Daten und ein Überblick über die Publikationen lassen die Größe dieses Podium-Konzepts final aufblitzen. In jedem einzelnen Porträt nämlich müssen Leben, Wirken und Werk eingedampft werden auf die magische Seitenzahl 66.

Das Podium Porträt über Klaus Ebner ist naturgemäß „zeitlos“, andererseits unterliegt es auch der Schwerkraft während der Publikation im Jahre 2024.

Die Podium Serie hat ihren geographischen, mentalen und personellen Schwerpunkt wohl in Niederösterreich und unterliegt den Passatwinden des Landes mit seinen vier Vierteln.

Seit Beginn des aktuellen Jahrhunderts sind 127 Porträts entstanden, die ein quasi kanonisiertes Potpourrie von Literatur dokumentieren.

Die Serie erhält durch die öffentliche Förderung einen beinahe amtlichen Anstrich nach dem Motto: Seht her, dies und das haben wir um diese Zeit für Förderungswert gehalten.

Viele Porträts dienen deshalb auch als Baustein für das Projekt „Vorlass“, und das Land Niederösterreich ist berühmt für seine umfangreiche Vorlass-Förderung.

Seit die aktuelle NÖ-Landesregierung einem Großteil der Autorinnen missfällt, gilt qua Petition der IG Autorinnen das Verhältnis zwischen Künstlern und Regierung als eingefroren.

Eine Spezialität im Umgang mit Texten stellen diverse Sonderzeichen für Geschlechtsformulierungen dar, die für amtliche Texte verboten sind.

Im konkreten Podium-Fall ist dieses Problem dadurch gelöst, dass der voraus gestellte Meta-Text durchgehend mit Asterisken versehen ist, die aber in den poetischen Texten vermieden sind. Mag sein, dass hier das Katalanische ein Ausweg ist, um den Konflikt zwischen öffentlichen und poetischen Texten zu umschiffen.

Klaus Ebner: Klaus Ebner. Podium Porträt 127. Vorwort: Hannah Mühlparzer. 1 Abb.

Wien: Podium 2024. (= Podium Porträt 127). 64 Seiten. EUR 6,-. ISBN 978-3-902886-82-8.

Klaus Ebner, geb. 1964 in Wien, lebt in Schwechat.

Hannah Mühlparzer, geb. 1997, lebt in Gmunden und Wien.

Helmuth Schönauer 10/03/24

GEGENWARTSLITERATUR 3350

Selbe Stadt, anderer Planet

Wenn das gesellschaftliche Leben eine Inszenierung ist, muss dann nicht auch das Individuum sich selbst inszenieren? Macht es einen Unterschied, ob eine Fassade historisch gewachsen oder von einer KI gestaltet vor der Selfie-Kamera auftaucht? Ist ein absolutes System wie die Volksrepublik China vielleicht ähnlich organisiert wie die für den Tourismus ausgereizte Region rund um Hallstatt?

Dominika Meindl greift als Journalistin und Fiktionsmanagerin (= Autorin) auf den weltweit verbreiteten Plot zurück, wonach in China für einen Tourismus-Park das urtypische Kleinod Hallstatt nachgebaut worden ist.

Andererseits findet im nahen Bad Ischl gerade eine kaiserliche Nachinszenierung des Habsburgermythos für das Projekt Kulturhauptstadt 2024 statt.

Die Parallelen zwischen China und Hallstatt liegen auf der Hand: Für beide „Installationen“ braucht es ein gigantisches Management, bestehend aus Fachleuten und kultur-touristischen Insidern, und eine ziemlich baffe Rundherum-Bevölkerung, die nicht weiß, wie ihr geschieht. Sind die Einheimischen Staffage, Nutznießer oder einfach schlichte Deppen, die nicht mitgekriegt haben, welches Geschäftsmodell rund um sie aufgezogen worden ist?

In Sichtweite von vier Kern-Einheimischen ist mit dem Roman „Selbe Stadt, anderer Planet“ kommt ein Ambiente zum Tragen, an dem die Protagonisten mitzuwirken gezwungen sind. Denn das Hauptthema „Tourismus“ bedeutet letztlich nichts anderes, als dass ein gewisser Typus von Wirtschaften wie ein Schöpfungsmythos über dem Land ausgestreut worden ist wie seinerzeit in der Bibel Berge, Seen und glänzende Gesichter.

Die Schwestern Johanna und Doris wachsen im Hallstatt-Milieu auf und bleiben nach einigen Erkundungen der Welt in seinem Mini-Kosmos hängen. Doris packt als Tischlermeisterin handfest zu, während Johanna die Arztpraxis des Vaters übernimmt, samt seinem maroden Kundenstock. Beide sind dem Tourismus ausgeliefert, weil jegliche Produktivität als Zuarbeiten für diese Monokultur angelegt ist. Möbel für das Hotel, Medikamente für die angeschlagenen Gäste! Als sich die eine beim Fräsen beinahe die Hand absägt, flickt sie die andere zusammen und überweist sie ins Krankenhaus. – Nach langer Zeit wieder ein authentischer Akt unter Einheimischen.

Diesen „Schwesternwelten“ sind zwei Protagonisten aus dem maskulinen Macher-Bereich entgegengestellt. Ren ist chinesischer Staatsbürger, der einst in Europa unter dem Stern eines Restaurant-Clans auf die Welt gekommen und groß geworden ist. Spät entschließt er sich, nach China zurückzukehren und den Tourismus mit europäischem Flair aufzubauen.

Andrej ist aus der slowenischen Diaspora nach dem Zerfall Jugoslawiens in der Salzgegend übriggeblieben und arbeitet an Zukunftskonzepten gegen den Overtourismus.

Beide sind als sogenannte Projektmacher titulierte, die in der Hauptsache etwas auf die Beine stellen müssen, egal ob es zu was taugt oder nicht. So baut Ren eben Hallstatt in China nach und versucht die keltischen Devotionalien digital zu optimieren, während Andrej die Idee kommt, einen „Desaster-Park“ zu konzipieren. Darin könnte der Untergang durch Klimawandel und wirtschaftlicher Überreizung des Planeten thematisiert werden.

Alle vier versuchen unter diesem Überlebensauftrag nicht die Nerven zu verlieren und für sich einen kleinen individuellen Bereich aus dem großen Tumult herauszuschälen.

Mal geht es ins Gebirge, dann in die Meditation, dann gibt es Freude mit den Kindern, ehe deren Mutter an Krebs stirbt und plötzlich neue Herausforderungen anfallen.

Was immer du tust, du musst es mit dir selbst in Einklang bringen. Es gibt weder Konzepte, noch garantierte Erfolge, noch planbaren Sinn für länger als ein halbes Jahr.

Die sogenannte Nachdenk-Epidemie verschafft dem Hallstätter Rummel eine kleine Pause. Zwar stellen die Protagonisten verblüfft fest, dass die Welt auch ganz anders ticken könnte, aber dann setzt schon wieder die post-pandemische Reizüberflutung ein.

Während die Schwestern nach China fliegen, um endlich die legendäre Hallstatt-Kopie zu besichtigen, fliegt Ren zurück nach an den Hallstätter See, um auszureizen, ob man auch Stille und Innigkeit kopieren und auf einem anderen Kontinent reinstallieren könnte.

Bei einem Meditationsversuch im stillen See gerät der Kopie-Spezialist in einzigartige Seenot und droht zu ertrinken. Die Ärztin Johanna rettet ihm das Leben, damit alle ordnungsgemäß ihre Existenz im Roman abschließen können.

In einem essayistischen Nachspiel nämlich rollt Dominika Meindl die Thesen des Romans als wirklichkeitsgetreue Nachbildung auf. „Selbe Stadt, anderer Planet“ zeigt die Mechanismen, mit denen Illusionen erweckt und verraten werden. Eine nachgebaute Stadt tickt dabei ähnlich wie ein Roman, welcher der Wirklichkeit nachgebaut ist.

Die Geschichte endet mit der überzeugenden Plausibilitätsformel: „Die Orte sind real, Handlung und Figuren fiktional.“ (206)

Während der Inszenierung von Bad Ischl als Kulturhauptstadt liest sich der Roman besonders flüssig, weil er auf die Grenzen touristischer und kultureller Events hinweist. Die Helden tun ihr bestes, indem sie sich ohne zu moralisieren freizuschwimmen versuchen und dabei die Leser als Verbündete an die Hand nehmen. Seht her, wie wir uns bemühen, als Einheimische das Wort „heimisch“ nicht zu verlieren. Aber es wird mit jedem Event härter, mit sich selbst am Leben zu bleiben.

Dominika Meindl: Selbe Stadt, anderer Planet. Roman.
Wien: Picus 2024. 208 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-7117-2144-0.
Dominika Meindl, geb. 1978, lebt in Wilhering, Wels und Linz.
Helmuth Schönauer 12/03/24

Reimverbote und andere Schreibaufträge

„Wenn etwas zum Ausdruck gebracht werden muss, lässt es sich weder durch Vermeidungen umgehen noch durch Umgehungen vermeiden.“

Gerhard Ruiss und Klaus Zeyringer arbeiten seit einem Vierteljahrhundert „so nebenher“ an der Beobachtung jener Widerstandsliteratur, die als Myzel unterhalb des öffentlichen Literaturbetriebs ausschweift und fallweise als Fruchtkörper aufschießt.

Eine Besonderheit dieser Literatur ist es, dass sie scheinbar ohne Sinn jäh auftaucht und bei Usern und Produzierenden große Freude auslöst. Vor allem die Sinnhaftigkeit macht allen Beteiligten großen Spaß, denn mit den „Reimverboten“ wird nicht nur groteske Literatur zum Leben erweckt, sondern hinterher auch noch mit einem Sinn ausgestattet.

Die beiden Autoren wissen aus lebenslanger Berufserfahrung als Interessenvertreter und Kritiker des Literaturbetriebs, dass nichts auf den Markt darf, was nicht einen geheimen Sinn hätte. Sonst wäre es ja DADA, und dieses Genre leidet schon seit einem Jahrhundert darunter, dass ihm ständig Sinn verpasst wird.

Die Gedichte kommen daher völlig harmlos mit Andockstellen zur Deutung daher. Und wäre nicht ein raffiniertes Vorwort voller Überraschungen beigelegt, würde sich niemand tiefer gelegte Gedanken über diese Lyrik machen.

„dichterschmalz // schließ das gatter / hol das holz / trags mit fassung / zünds an voll stolz / gott erhalts // fast nicht gewollt.“ (34)

Das Projekt „Reimverbote“ geht auf einen zwanzigjährigen Prozess zurück, wobei der Literaturkritiker Klaus Zeyringer dem Literaturfunktionär Gerhard Ruiss regelmäßig Schreibaufträge übermittelt. Beide sind zudem ausgewiesene Sachbuch- und Poesie-Autoren, sodass die Grenze zwischen Arbeitsauftrag und poetische Gestaltung höchst durchlässig ist.

Die Reimaufträge bestehen meist aus straffen Wörtern, die von einem durch Lektüre antrainierten Sprachprogramm auf Reim-Tauglichkeit getestet worden sind. Zufall und individuelle Kreativität lassen sich nicht von einander trennen.

„Küssen / müssen / Flüßen“ (2007) // „Bart / wart / Tracht / wacht / Tirol / wohl / Süd / müd“, leichte Fingerübung (2011) // „Diese Regierung ist alternativlos“, nach Wilfried Haslauer, Landeshauptmann von Salzburg (2018) // „Was wuchs?“, Personen-Kreuzreim (2019)

Den Schlüsselwörtern sind bei Bedarf Hinweise auf die Verfahrensweise angefügt, und hier zeigt sich ein literarisches Paradoxon: Je genauer der Sachverhalt austariert ist, umso weitläufiger reagiert die Literatur darauf. So entsteht bei den Lesern der nicht unerwünschte Eindruck, dass eine sogenannte Fingerübung literarisch den gleichen Stellenwert einnimmt wie die Bildung einer Regierung.

In der Funktion eines Poeten und Liedermachers reagiert Gerhard Ruiss auf diese Vorgabe, und baut Thema, Medium, Zeit und Zeitgefühl in das Gedicht ein.

„kassiber // alte kassavettel / sing dein dudijödel / nimm statt meiner an / hier dein schreibauftrag: [...]“ (99)

Die flächendeckende Einführung der Kassabons in Österreich führt zu einer Literarisierung des Geschäftsvorgangs mit kleinen Dingen. Während die Semmel womöglich schon längst in Ausscheidung übergegangen ist, liegt ihr Kassabon noch immer in der Hand des Poeten und wird durch Umwandlung in eine Gedicht quasi unsterblich.

Ähnliches Vorgehen ermöglichen Servietten, die ein Geschäftsessen durch Wegwischen der Spuren beseitigen, es sei denn, sie werden zuvor noch mit einem Gedicht behaftet.

Und wer kennt nicht Steuererklärungen am Bierdeckel, Theaterspielpläne auf Taschentücher und Nachruf-Entwürfe am Handy.

Neben diesen fundierten Überlegungen, wie Alltagsgegenstände zu Datenträgern werden können, Verbote zu Animationsstücken und Unterhaltungen zu Dokumenten, kommt noch ein verrückter Gedanke ins Spiel.

Was ist, wenn Meta- und Grund-Texte vertauscht sind? Kann Auftragsprosa vielleicht jene Poesie sein, die in der ausgewiesenen Poesie unerreichbar bleibt? Und was geschieht eigentlich mit dem Literaturbetrieb, wenn sich Literatur als großes Vergnügen für die Schreibenden, aber nicht für die Lesenden herausstellen sollte.

Die beiden Autoren sind durch ihre Berufserfahrung ausreichend gefestigt, dass sie diese Umdrehung der Verhältnisse aushalten. Und die Lesenden greifen sich erfreut an den Kopf und lesen die Gedichte mit dem subversiven Willen, geheime Aufträge im Text ausfindig zu machen. Eine getarnte Verschwörungselektüre gewissermaßen, die in Groteske und Gelächter ausföhrt.

Gerhard Ruiss / Klaus Zeyringer: Reimverbote und andere Schreibaufträge. Gedichte.

Graz: edition keiper 2024. 159 Seiten. EUR 23,-. ISBN 978-3-903575-15-8.

Gerhard Ruiss, geb. 1951 in Ziersdorf (NÖ), lebt in Wien.

Klaus Zeyringer, geb. 1953 in Graz, lebt in Pöllau (Stmk.).

Helmuth Schönauer 15/03/24

Die besten Wunder

Suche den Kern der Hülle! – In der Literatur gibt es ständig neue Rätsel zu lösen, deren Lösungen später wieder zum Aufbau neuer Rätsel genutzt werden können.

Reinhard Wegerth nimmt die „besten Wunder“ aus den Gründungsmythen von Islam und Christentum unter seine literarischen Fittiche, indem er sie ohne Vorurteile behutsam aus dem religiösen Kontext schält und als Präparate der Fiktion unter das Lektüre-Mikroskop legt.

Während das Genre Wunder in der Hauptsache bei religiös funktionierenden Geschichten zum Einsatz kommt, ist der Ausdruck „Mirakel“ schon ziemlich profan gedeutet. Schließlich steht beim Mirakel eher der Unterhaltungswert eines Ereignisses im Vordergrund, und das Staunen als Zeitvertreib ersetzt den moralisch dehydrierten Zeigefinger.

Die Mischung von zwanzig Geschichten aus dem Kulturkreis Christentum und Islam arbeitet natürlich die Ähnlichkeiten der beiden Religion-Sagas heraus, erweitert diese Verwandtschaft aber durch Vergleich und Durchmischung. Das Publikum, egal wie gottlos oder ehrfurchtsvoll es ist, kann bald nicht mehr unterscheiden, „who is who“ und „was ist was“, und erfreut sich an ziemlich lustigen Begebenheiten, die vom Alltag zerstreuter Helden zu jenen Zeiten berichten.

Den zwanzig Mirakelgeschichten sind nach der Nennung des Themas jeweils theatralisch Ort und Zeit angefügt, sodass sich ein guter Einblick in die jeweiligen Quellenlage der Storys ergibt.

Schon die beiden Schöpfungs- und Zeugungsmysterien sind Geschichten, die sich bei jedem Stehbuffet mit gehobenem Gelächter erzählen lassen.

Die „Jungfrau“ spielt in Nazareth, etwa 7 v. Z., wie man vor unserer Zeitrechnung klugerweise abkürzt. Ein Mädchen ist schwanger, weiß aber nicht von wem, der Verlobte ist so tapfer und treuherzig, dass er beinahe um eine Lüge bittet. Die Kusine des Mädchens ist in Sachen Zeugungsunfall ziemlich abgekocht und empfiehlt einen rhetorischen Überbau über das Ganze und entwickelt dabei ein göttliches Händchen, das alles dirigiert. Kurzum, der tapfere Zimmermann frisst die Geschichte, Maria gebiert ihren Sohn und die Quellen mystischer Geschichten beginnen zu sprießen.

Ähnlich alltäglich geht es 570 u. Z. (unserer Zeitrechnung) zu, als in Mekka ein besonderes „Licht“ aus einem Stein aufleuchtet. Ein junger Mann ist in Pilgermission unterwegs, als er an allen Körperteilen von einer schwarzen Kraft erfasst wird. Schon will er sich über die nächstbeste Frau hermachen, die ihm offen ihre Dienste anbietet, da strauchelt seine Erregung, denn der Stein empfiehlt ihm, es an anderer Stelle mit der Zeugung zu versuchen. Tapfer erledigt der Held seine Mission und zeugt ein Kind, das erwachsen auf die Welt kommen und eine Religion gründen wird. Auf dem Nachhauseweg zuckt er zusammen, als ihn das Angebot der Frau erneut überkommt. Aber die Religion beginnt schon zu wirken, der Mann ist ernsthaft geworden und hat keine Zeit mehr für Seitensprünge.

Nach diesem Zeugungsmuster lassen sich bestens politische Parteien, Firmendynastien und Nachfahren für große Stiftungen erklären, was beweist, dass dieser entschälte Ur-Plot aus Jungfrau und Licht in aller Welt Furore machen kann.

Nach diesem Akt der Entlarvung religiöser Motive bleiben meist klare Plots übrig, die mit logischem Genuss zu lesen sind.

In der „Besneidung“ wird standesgemäß der Frage nachgegangen, was mit der Vorhaut von Beschnittenen so alles passieren kann und wie man darauf ein Startup für Devotionalien aufbaut. Bei einer Speisung im großangelegten Stil geht es um Probleme des Caterings, die mit etwas Logistik auch in Wüstengebieten gut zu bewerkstelligen sind.

Große Gedanken haben es so an sich, dass sie oft auf kleinster Location das Licht der Welt erblicken. Ein „Palmstumpf“ in einem orientalischen Garten dient als Gesäüunterlage für einen religiösen Gedanken-Brüter, und dieser ist selbst am meisten erstaunt, wie viel Sinn letztlich aus einer simplen Meditation auf einem Wüsten-Strunk entstehen kann.

Reinhard Wegerth erzählt freilich nicht so despektierlich, wie es diese Beschreibung tut, die durch die Reduktion der Geschichten auf den „Strunk“ immer wieder zu Ausschmückungen neigt.

Aber das ist schließlich das Wesen von Wundern, dass sie ihre Wirkung auch dann noch verströmen, wenn sie ihrer Wirkung entkleidet sind. Eine Wundergeschichte wird immer wundersam bleiben, so sehr sie auch rational verklausuliert wird.

Der Autor unterstützt dieses Rätsel durch einen seltsamen Stil, der halb aus einer atemlos erzählten Mauerschau, halb aus einem Botenbericht eines kollabierten Helden besteht.

Den Sätzen ist oft das Subjekt entnommen, weshalb sich ein knapper Stil ergibt, der ansatzlos für alle denkmöglichen Begebenheiten angewendet werden kann.

„Hatte aber eine Frau [...]“ / „Wusste natürlich nicht [...]“ / „Geschah dann aber alles wie vorbestimmt.“ (20)

Die Mirakelgeschichten sind elliptisch zu Mirakelfloskeln eingedampft, die beim Lesen aufknallen wie gut paniertes Popcorn. Man hört es aus diesem Absätzen direkt heraus, wie sich die Erleuchtung auftut als Orgie von Knallfröschen.

Nach Episoden über Wein, Sonne, Versuchungen und Heilungen, Milch, See, Brunnen und Termiten ist die Wundersammlung endlich bei Hölle und Himmel.

Reinhard Wegerth beschließt diese extravagante Wanderung durch das Reich von religiösen Sagen und Legenden mit einem Rätsel. Die Lösung besteht aus elf Buchstaben und erklärt die Motivation des Autors für dieses Wunderbuch.

Reinhard Wegerth: Die besten Wunder. Mirakelgeschichten aus Christentum und Islam.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 94 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-903125-84-1.

Reinhard Wegerth, geb. 1950 in Neudorf, lebt in Mödling.

Helmuth Schönauer 17/03/24

GEGENWARTSLITERATUR 3353

Der Erbsenjongleur

Erbsenzählen und die Prinzessin auf der Erbse – der Erbsenjongleur ist als Märchenerzähler bestens eingekleidet mit Stoff.

Christian Futscher tritt mit seinen gut vierzig Kleinodien als Märchenerzähler, Text-Wirt, Flaneur und pingelig dahin werkelnder Schriftsteller auf. Seine Miniaturen widmen sich allen erdenklichen Genres und werden dementsprechend kurz angebunden abgehandelt.

„Die erste Seite eines Tagebuchs // 10.7. / Es geht los. // 13.7. Das Datum am Anfang stimmt nicht. Es war erst der 9.7. / Schlechter Start, ganz schlechter Start.“ (46)

„Die letzte Seite eines Tagebuchs // Heute bin ich leider gestorben. Jetzt geht gar nichts mehr.“ (53)

Dazwischen liegen aufwühlend makabere Texte, die ansatzlos aus der Hüfte heraus in den Alltag gekickt sind. So werden harmlose Zeitangaben wie „am Morgen“, „am Vormittag“, „am Nachmittag“ zu unauffälligen Zeit-Szenarien für den kontemplativen Helden, der sich nicht aus dem Geschehen nehmen kann, das jäh über ihn hereinbricht.

„Am Morgen trete ich aus dem Haus und sage: Alles gut!“ (7) Doch dann entwickeln sich die Gesichter der Passanten und Kinder, die ebenfalls das Tagwerk starten, zu Fratzen und stoßen Satzfragmente aus, die sie aus dem Medienkonsum des Vortags herübergerettet haben: „Fickt euch!“ Das kann ein befreiender Ruf sein, eine unverhohlene Drohung, oder die resignierende Zusammenfassung eines älteren Gemüts, das den neuen Tg nur mit größter Anstrengung anwerfen kann.

Da sich die pure Existenz als Held durch nichts abmildern lässt, – es gibt für diese Sanftheit gegenüber der eigenen Existenz keine Modellgeschichten oder literarische Erzählweisen, – probiert es der Erzähler mit dem reinen Ich-Hammer: „Ich ich ich ich“ (64), gleich viermal schlägt er im Titel zu, ehe die etwas suggestiv formulierte Ermunterung folgt. „Ich habe einen Mund, eine Nase, zwei Ohren, drei Augen, einen Hals, zwei Arme, einen Bauch, einen Hintern, zwei Füße, und auch sonst ist alles an mir dran, was an einem Mann so dran ist. / Ich mag Gänseblümchen. Danke.“

Was auf den ersten Blick ein radikales Porträt eines Individuums darstellt, das zur Umgehung von Gesichtserkennung und dergleichen dient, ironisiert auf den zweiten Blick den Erzähl-Duktus, wie er hinter Selfies als Bildbeschreibung unterlegt ist. Vulgär beschrieben könnte man auch von einem Tik-Tok-Ich sprechen, das ein Ich Erzähler in die Literatur eingeschmuggelt hat.

Das ist überhaupt die große Leidenschaft, die den Geschichten des Erbsenjongleurs zugrunde liegt. Die einzelnen Belanglosigkeiten werden random aus dem Topf gepickt und einzeln degustiert. In der Sprache des Sommeliers würde man wohl von einem gelungenen Abgang reden, den die einzelnen literarischen Petitesse hinterlassen.

Die Beschäftigung mit sich selbst führt automatisch zu großer Sensibilität, die über Selbstmitleid bis zum Weltschmerz führen kann. Ab und zu wird diese Reflexion unterbrochen und als Mitleid mit den Literaturakteuren geteilt. „Armer Lektor, armer Leser!“

Wenn die Tageszeiten nicht mehr ausreichen, um darin eine Geschichte zu verankern, geht es auch mal historisch zu, indem der Erzählfinger auf die zufällige Jahreszahl 1480 und das zufällige Land Apulien zeigt. Nach der Futscherschen Logik ergeben zwei Zufälligkeiten eine plausible Wahrscheinlichkeit.

In einem Weihnachtswunder werden vier Söhne mit goldenen Musikinstrumenten beschenkt, damit sie eine goldene Weise spielen, beinahe im gleichen Atemzug kommen die Jahreszahl 1934 und Seewalchen ins Spiel, und spätestens seit dem Roman „Der Mann im Schilf“ (George Saiko) wissen wir, dass es hier um den österreichischen Bürgerkrieg geht. In der konkreten Geschichte freilich heißt es „keine Wurst für Zenzi“ (49). Kein Mensch nämlich kann darauf vertrauen, dass er etwas von der Wurst der Geschichte abbekommt.

Das ist ein weiteres Paradoxon, das Futscher in seinen Geschichten pflegt: Je grandioser etwas im öffentlichen Diskurs besprochen wird, desto erbärmlicher fällt der Plot für das Individuum aus, das am Ende der Nahrungskette der Geschichte steht.

Die letzte Episode ist auch die längste, was damit zu tun hat, dass sie am Abend und in der Nacht spielt. Und beide sind eben die größten Zeitabschnitte eines Umlaufs unter der Sonne, zum anderen ist die Geschichte so lang, weil sie kein Ende findet.

Schuld daran ist der Ich-Erzähler, der in einer Endlosschleife gefangen ist. Sobald etwas Laub im Innenhof liegt, erreicht ihn ein Flash aus Innsbruck, wo er einst unter Kasernenbedingungen durch einen undurchdringlichen Haufen von Laub schlurfen musste.

Genauso wie das Laub, das hinter seinen Schritten wieder in sich zusammenfällt, ist wohl auch sein Leben verlaufen, indem die Geschichten in sich zusammengefallen sind, nachdem sie sich ereignet haben.

Im Bild des Erbsenbreis bedeutet das, dass der Löffel beim Umrühren durch die Masse fährt, sich der Brei aber wieder vor aller Augen schließt, wenn der Löffel durch ist.

In der Abendgeschichte fallen schließlich die Erbsen zu einem Gekicher zusammen, von der Geschichte bleiben Satzketten und die Überlegung, das alles eines Tages bearbeiten zu müssen.

Der Erbsenjongleur wird zum Überlebensphilosophen und beschließt sein Wirken als Fragment: „Einst sah ich einen Stier, der durch einen Friedhof stürmte. / Motte, Fliege, Erbse. / Es kann jederzeit aus sein.“ (175)

Christian Futscher: Der Erbsenjongleur.

Wien: Czernin 2024. 177 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-7076-0830-4.

Christian Futscher, geb. 1960 in Feldkirch, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 21/03/24

GEGENWARTSLITERATUR 3354

Knisternde Schädel

In der Literatur werden Geschichten manchmal so heiß, dass man sie nur erzählen kann, wenn man gleichzeitig die Kühlelemente beschreibt, die zu ihrem Schutz installiert worden sind.

„Knisternde Schädel“ sind zwanzig kleine Geschichten, die unter Überdruck in der Psychiatrie entstanden sind. Das Knistern im Kopffinnern diverser Helden deutet darauf hin, dass darin andere atmosphärische Drücke herrschen als in der sogenannten normalen Welt.

Der Journalist und Schriftsteller Roger Van de Velde wird zwangsweise und ungeplant zu einem Medium, das die Druckverhältnisse in den Schädeln von Psychiatrie-Insassen als Geschichten wiedergibt und über seine Frau in Zigarettenschachteln nach draußen schmuggeln lässt, wo angeblich die Realität vorherrscht.

Der Überplot der knisternden Partikel besteht aus einer imaginären Regieanweisung für Dichter, die der Autor wörtlich genommen und zur eigenen Biographie umgebaut hat.

Als Jugendlicher unter verqueren Familienverhältnissen aufgewachsen schreibt er Gedichte, die von einem Bekannten, der zufälligerweise Belgiens drittgrößter Dichterstar ist, wahrgenommen werden. Dieser Bekannte und Glücksfall ist Willem Elsschot, er ermuntert zum Schreiben, was in der Nachkriegszeit durchaus journalistisches Aufarbeiten jener Gefühle bedeutet, die im kollektiven Desaster aus Kollaboration, Unterdrückung und Gewalt unterminiert sind.

Wegen starker Schmerzen und dem Warten auf eine OP gerät Roger Van de Velde in den Einfluss von Schmerzmitteln, die letztlich zum Total-Kollaps führen. Da niemand in dieser chaotischen Welt weiß, was tun mit einem Opiat-Patienten, steckt man ihn in eine geschlossene Anstalt, wo strenges Regime und Zensur herrschen.

Unter dem Druck dieser Regularien beginnt der Autor sich in die Köpfe der Mitinsassen hineinzusetzen, ohne deren wahre Empfindsamkeit erkunden zu können. Es bleibt beim Beobachten von grotesken Grimassen, entgleisten Gebärden und spontanen Plot-Eruptionen.

Immerhin ist der beobachtende Schreiber der einzige, der auf Seite der sogenannten Realität steht, weshalb er seine Geschichten nach draußen schmuggeln lässt in der Hoffnung, dass sie sich in der Realität der „Draußenwelt“ entfalten mögen.

Dem Autor nützen diese Geschichten nur insofern, als dass er postum gefeiert wird. Zu Lebzeiten war ihm ähnlich wie bei Heinrich von Kleist nicht mehr zu helfen, er starb 1970 an einer Überdosis jener Tabletten, von denen er statt vier regelmäßig sechzig eingenommen haben soll.

Die Geschichten sollten unter dem Deckmantel einer poetischen-scurrilen Aura gelesen werden, wie sie etwa seit Ken Kesey's Roman „Einer flog über das Kuckucksnest“ bekannt ist.

Das heißt für die Lektüre, auf übliche Vereinbarungen über Geschmack und Tabu zu verzichten. Wenn etwa ein Kater mir nichts dir nichts an die Wand geschleudert wird und der geplatze Kater-Körper Anlass für einen kurzen Disput zur Lage der Welt gibt. Der Grund für das Ausrasten eines „knisternden Schädel“ ist banal, der

Kater hat dem Patienten eine Scheibe Fleisch vom Brot gefressen, auf das sich der Held schon Tagelang gefreut hat.

In der Erzählung vom „Gefrorenen Wasser“ (17) stellt ein Insasse wie bei einem Quiz Fragen an den Schreiber, weil er Auskunft von einer anderen Welt erhalten möchte. Einmal fragt er, ob der menschliche Körper wirklich in der Hauptsache aus Wasser bestehe. Und wenn ja, ob das auch bei Frauenkörpern so ist. Und wenn wieder ja, möchte er in diesem Wasser der Frauen schwimmen. Die Abschlussfrage lautet, ob es Gott gibt, und warum er an manchen Tagen das Körperwasser in den Ohren gefrieren lässt.

„Solche Dinge passieren im Irrenhaus.“ (21) Der Autor lässt sich in der Anstalt von Kommilitonen rasieren, obwohl er manchmal Angst hat, dass die Rasur in Erregung übergeht. Während der Rasur heißt es also, vorsichtig mit den Sätzen umzugehen. Zum Beispiel wäre es nicht günstig, über das erotische Foto des Friseurs Witze zu machen, welches dieser für ein Unikat hält. Wie er überhaupt glaubt, dass in der Erotik alles einmalig ist, weshalb man nie von ihr aufgespürt wird.

In einem Nachwort von Annette Wunschel, das für den Bibliotheksdienst leider mit dem Trigger-Hinweis „Sonderzeichen-gegendert“ versehen werden muss, in diesem Nachwort also wird der Kosmos Van de Veldes sauber in drei Kurzesays abgehandelt. Die Kapitel „Not eines Lebens“, „Werk und Kontext“, „Knisternde Schädel“ erklären, warum das Interesse an diesem belgischen Dichter berechtigt ist und wohl noch wachsen wird.

Roger Van de Velde: Knisternde Schädel. Erzählungen. | Berührende und scharfsinnige Porträts von Insassen einer psychiatrischen Anstalt. A.d. belg. Niederl. von Annette Wunschel. [Orig.: De knetterende schedels, Brüssel, Den Haag 1969.]

Berlin: Suhrkamp 2024. (= BS 1548). 143 Seiten. EUR 20,60. ISBN 978-3-518-22548-6.

Roger Van de Velde, geb. 1925 im belgischen Boon, starb 1970.

Annette Wunschel, geb. 1961, lebt in Berlin und Wien.

Helmuth Schönauer 24/03/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2396

Alte Schule. Blumberg 3.

Der Dichter ist in die Berge abgehauen und gilt als verschollen, das Publikum ist ungeduldig, es hat zwei Bücher über schwere Helden-Entgleisung gelesen und will wissen, wie die Geschichte zu Ende geht. Die Heldin „Blumberg 3“ sitzt in der Psychiatrie und bietet in hellen Momenten an, ihr kriminelles Leben fertig zu erzählen. – Eine ideale Ausgangsposition für einen Roman, als ein Verleger den erlösenden Schreibauftrag vergibt, um endlich alle von der Last der nicht-erzählten Geschichte zu erlösen.

Andreas Niedermann lässt das Konzept für seinen „Roman noir“ knapp durchschimmern als eingedampfte Literaturtheorie: „Bücher entstehen aus Büchern, Leben und Lügen.“ (86)

Aus diesen drei Welten sind die Helden „Alter Schule“ konzipiert, sie geben sich nach einem aufwühlenden Gespräch „old-school“-mäßig die Hand (158), oder denken in einer völlig beschissenen Lage „Alte-Schule-mäßig“ an Sex. (183) Natürlich gilt der Ausdruck auch für das bewährte Genre Detektiv-Roman, der ja auf der Kunst der Recherche beruht. In seiner Ausformung als schwarzer Humor freilich beginnt der Schriftsteller jedes Mal zu dichten, wenn er recherchieren sollte.

Die Rahmenhandlung ist ein Nabelbruch. Der Ich-Erzähler hat einen erfolgreichen Roman abgeschlossen, bei dem er sich „einen Bruch gehoben“ hat. Jetzt muss er ein paar Kilo abnehmen und sich auf die Operation vorbereiten. Ein idealer Zeitpunkt für den Verleger, ihm einen Schreibauftrag zu verpassen. Er soll „Blumberg 3“ verfassen. Am Schluss liegt der Erzähler von Hunden zerbissen im Krankenhaus und wartet auf die Operation, eine geniale Rahmenhandlung.

Im Roman-Innern geht es zu wie bei einem Dreizylinder-Motor, Stoff wird verdichtet, gezündet und das Erzähl-Pleuel in Bewegung gebracht. Einmal stößt es dynamisch auf, wenn der Ich-Erzähler in fetter Schrift eine Art Krimi-Text begutachtet, zum anderen rasselt es ständig, wenn der Erzähler in qualvoller Körperhaltung den Text formt, und zum dritten kommen die beiden Blumberg-Bücher „eins und zwei“ der Komposition in die Quere. Ausdruck für dieses quälende Verfassen von Texten sind die sogenannten Bauschlöcher, prosperierende Geschöpfe aus der Bauwirtschaft, eine Zusammensetzung aus Bau und A-loch, die den ganzen Tag über im Stadtteil am Werkeln sind.

Der Plot besteht aus der Suche nach Blumberg 3, der Roman liegt eigentlich schon auf der Hand, muss aber mühsam zusammengekratzt werden durch Gespräche, Interviews, Abwägen von Gerüchten und Erwartungen an einen Roman, der es mit den beiden bereits existierenden Blumbergs aufnehmen kann.

Isa Blumberg wird zu einer Heldin zwischen Realität und Fiktion. Einmal sitzt sie in der Psychiatrie und erzählt Schauergeschichten über ihren Sohn, der offensichtlich eine Entziehungskur macht. Regelmäßig taucht in ihrem Sermon ein abgehackter Kopf auf, der von Gangstern als warnendes Beispiel installiert ist. Und im Mittelpunkt steht eine horrende Schadenssumme, die bei einer Versicherung zu begleichen ist. Das genaue Ausmaß dieses

kriminellen Kosmos lässt sich nicht feststellen, am besten denkt man während der Lektüre einfach an das Darknet, wo ja auch alles kriminell random aufpoppt ohne logischen Zusammenhang. Zum anderen ist Blumberg eine Fiktion, die sich nach literarischen Gesetzmäßigkeiten durch die Action bewegt, halb Lektüre, halb Traum. Und zum Behübschungs-Motiv degradiert kratzt ein gewisser Andreas Niedermann an der Story, er hat sich in die Berge abgesetzt und will Esel züchten. Rund um diese Krimi-Schöpfungsgeschichte waltet der Literaturbetrieb seines Amtes. Im Gartenbaukino gibt es eine Filmgala zu Niedermann, der inkognito aus den Bergen angereist ist, um sein Werk zu sehen. Gleich darauf liegen statt der gesuchten Drogen Texte von Jack Kerouac im Kühlschrank, aber noch während der Held einen Blick darauf wirft, ändert sich das Konvolut, und es wird ein Metatext über das legendäre Genie „On the Road“ daraus. Halb im Traum, halb auf Recherchetrip klappert der Erzähler entlegene Häuser ab, weil sowohl der abgetauchte Niedermann als auch seine Kreation Blumberg auf diesen Gebäudetypus stehen. Gegen Ende beklagt Isa Blumberg, dass ihr die eigene Geschichte abhanden gekommen sei, was ihr Ende bedeutet. Denn in der Fiktion geht es ausschließlich darum, sich eine eigene Story anzueignen. Sie schreibt dem Ich-Erzähler einen „Abschiedsbrief“: Die Geschichte hätte auch ganz anders ausgehen können, machen Sie was Spannendes daraus! Andreas Niedermann (der vom Cover, nicht der Verschollene) führt elegant durch die zerklüftete Landschaft literarischer Kreationen. Das Wesen von Krimis, die Raffinessen der Postmoderne, die surrealen Mythen der Beatniks stoßen jäh aufeinander und feuern sich gegenseitig an. Als Leser ist man baff erstaunt, wie gut dieses Erzähl-Werkl funktioniert.

Andreas Niedermann: Blumberg 3. Alte Schule. Roman noir.

Zirl: Edition BAES 2024. 190 Seiten. EUR 19,90. ISBN 978-3-9505283-6-7.

Andreas Niedermann, geb. 1956 in Basel, lebt in Wien und Wengen.

Helmuth Schönauer 31/03/24

chronologisch

Erwin Uhrmann: Zeitalter ohne Bedürfnisse. Roman.

Jörg Reinhardt: Tageswörter. Eine Sammlung.

Kurt Drawert: Alles neigt sich zum Unverständlichen hin. Gedicht.

Georg Bydlinski: Blättervogel. Gedichte. Fotografien von Birgit Bydlinski.

Wolfgang Pollanz: Von Arschlöchern, weißen Fahrrädern.

Ilse Krüger: Faltenkatzen. Geschichten über nicht mehr ganz junge Frauen.

Alexandra Bernhardt: Zoon poietikon. Gedichte.

Caroline Wahl: 22 Bahnen. Roman. (= Innsbruck liest 2024).

Bartholomäus Holzhauser: Die geheimen Visionen des Bartholomäus Holzhauser.

Kurt Lanthaler: Vorabbericht in Sachen der Zona Cesarini. Roman.

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2397

Zeitalter ohne Bedürfnisse

Wenn keine Bedürfnisse mehr da sind, hat man sie entweder selbst erfüllt, oder sie sind von sich aus abgehauen und haben die bisherigen Bedürfnisträger entleert zurückgelassen.

Erwin Uhrmann nimmt gleich vom Titel an die Leser in die Pflicht. Er stellt zwar ein Ambiente für Utopie und Dystopie zur Verfügung, die Text-User aber müssen je nach ihren Bedürfnissen sich den Roman selbst ausmalen. Das ist übrigens bei allen Romanen üblich, die nicht ein vorinstalliertes Klischee abhandeln.

„Zeitalter ohne Bedürfnisse“ lässt also ein paar Figuren auftreten, die wie beim „Mensch-ärgere-dich-nicht“ nach einer selbst-gewürfelten Zahl ein paar Schritte machen, ehe sie wieder vom Feld geworfen werden. Das Spielfeld selbst ist seltsam allgemein ins Auge gefasst als eine Landkarte ohne irgendwelche Ortsangaben. Ab und zu fallen geographische Begriffe wie Himmelsrichtungen, beispielsweise Wien, Polen oder Meer, es ist jedoch den Lesern überlassen, wie sehr sie diese Angaben mit eigenen Bildern unterlegen.

Eine zeitlose Gegenwart hat den Kontinent erfasst, die Menschen haben keine Bedürfnisse mehr, es ist ihnen gelungen, das Essen einzustellen, indem sie in den „Ausgleich“ gegangen sind. Wenn die Suche nach Nahrung wegfällt, bleibt für die Menschheit nichts mehr zu tun, weshalb die meisten bedürfnislos in der Stadt herum taumeln, keinen Bock mehr auf Kinder haben, und die anfallenden Verstorbenen möglichst schnell irgendwo zur Endlagerung abschieben.

Als dünner Handlungsstrang, an dem ein nichtiger Überlebenskampf aufgewickelt ist, stellt sich die Aufzucht eines Findelkinds durch die Heldin Silvia vor. Diese findet eines Tages ein Bündel Mensch am

Wohnungseingang und adoptiert es spontan, indem sie es Darko nennt. Der Junge wächst ohne Artgenossen, Bildung oder Sinn heran, er saugt das bisschen Welt ein, das ihn umgibt, und pendelt in der Siedlung zwischen Unterwelt und Oberwelt herum.

Zum Zentrum mausert sich dabei der Kerzenmarkt heraus, auf dem es offensichtlich Licht zu kaufen gibt, während das Elektrizitätswerk am Rande der Stadt nichts mehr produziert. Dennoch arbeitet Silvia in diesem Werk weiter vor sich hin, denn ohne Bedürfnisse ist der Output von Leistung obsolet geworden. Am Kerzenmarkt steht offensichtlich eine Kathedrale mit einem Kardinal herum, der keine Erklärung des Weltgeschehens weiß und zu einer Gebetsfigur wird, der man die letzten Sorgen umhängt.

Darko macht sich allmählich selbständig und sucht Bekanntschaft mit den nächstbesten Menschen, die ihm in diesem chaotischen Umwelt-Design über den Weg laufen. Er lässt sich Begriffe und Ansichten von früher erzählen, er hilft mit, zwei Tote durch die Stadt zu tragen und an einem provisorischen Endpunkt abzulegen.

Nach einer unruhigen Nacht mit Traum- und Alpträum-Spots macht er sich auf den Weg hinaus aus der Stadt. In einer Gegend aus Treibsand, brüchigem Ufer und See endet die Tour bedürfnislos. Die Wörter, die über der Szene liegen, scheinen aus einer früheren Zeit zu stammen, als die Welt noch mit einer anderen Semantik hinterlegt gewesen ist.

„Darko legte sich in das feine, klebrige Gemisch aus Erde und Sand und überlegte, wie er die drei [Mitabenteurer] überzeugen konnte, zurückzukehren im Wissen um diesen weiten, leeren Raum. Mehr musste er nicht wissen. In der Stadt zu sein, mit den anderen, einfach dahinzuleben. Darin, verstand Darko, lag aller Sinn.“ (206)

Die Offenheit der Romankomposition lässt einen bei der Lektüre hinaus driften aus dem Text und andocken an angelesene Muster.

So könnte man das Buch als Bildungsroman lesen mit einem Ende aus der Romantik. Als der Held das Nichts sieht, hat er alles gesehen und kann heimkehren.

In einer anderen Aberration lassen sich Katastrophenromane, Kriegsdesaster oder Failed-States-Geschichten andocken. Wenn die Helden des Romans den Hunger abgestellt haben und wortlos durch die lichtlosen Keller einer imaginierten ukrainischen Stadt tapen, wird die Atmosphäre einer kaputten Welt schier unerträglich. Und weil im Roman ständig ein desaströser Wind (Dessert-Wind) weht, liegt es in der Vorstallung nahe, an einen Klima-Roman zu denken, wenn das alles gleichzeitig auf Sendung ist, was momentan noch als Wetterwarnung ausgegeben wird.

Alle Abschweifungen führen dann aber doch zu der interessanten These, wonach es zum Leben keine Bedürfnisse braucht, weil diese bloß Ablenkung sind von der puren Existenz. Auch im Zeitalter der Bedürfnisse gilt die Binsenweisheit der Evolution: Der Mensch lebt so lange, bis er tot ist.

Der Letzte der Menschheit nimmt diese Erfahrung mit ins Grab, während er im Erinnerungsschlamm liegt und ins Leere schaut wie Darko.

Erwin Uhrmann: Zeitalter ohne Bedürfnisse. Roman.

Innsbruck: Limbus 2024. 206 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-99039-247-8.

Erwin Uhrmann, geboren 1978, lebt und arbeitet in Wien.

Helmuth Schönauer 05/04/24

GEGENWARTSLITERATUR 3355

Tageswörter

Manche literarische Genres gleichen einer App, mit der nach einer ausgeklügelten Methode der Alltag der Lesenden erleichtert, dokumentiert oder imaginiert wird.

Jörg Reinhardt stellt unter der Bezeichnung „Sammlung“ eine literarische Kompositionstechnik vor, mit der sich über das Tagebuch hinaus der Alltag „beschlagwortet“ lässt; und umgekehrt kann man mit diesen Schlagwörtern dem Alltag einen postumen Sinn verpassen. – Die Methode heißt schlicht „Tageswörter“.

In der Gebrauchsanweisung für seine Print-App beschreibt der Autor, wie es spielerisch zu diesem Projekt gekommen ist, wie er zaghaft im Selbstversuch daran gearbeitet hat, und wie das Ganze überzeugend nach einem Jahr vollendet werden konnte, sodass er die „Methode Tageswörter“ auch einem gewissen Fachpublikum vorstellen möchte. Das Fachpublikum besteht in diesem Fall aus Alltags-Usern, die oft ein Leben lang damit beschäftigt sind, das eigene Ich in der jeweiligen Geschichtsmaterie zu dokumentieren.

Die Sammlung ist als Beschlagwortung-Lexikon ausgelegt, chronologisch geordnet versammeln sich unter fetten TAGESWÖRTERN Petitesse, Binsenweisheiten, Wunder, Irritationen oder falsch rezipierte Nachrichten. Die Texte sind jeweils mit Ortsangabe und Datum versehen, wobei die Jahreszahl fehlt, damit sich das Unterfangen als immerwährender Kalender lesen lässt.

„ZUFÄLLIG // war ich gerade nicht zuhause, als das Tageswort vorbeikam. // Maspalomas, 2.2.“ (19)

Die Leser könnten diese Einträge noch mit individuellen Rezeptionsangaben vervollständigen, indem sie etwa den Notizen ihre eigene Orts- und Zeitangabe hinzufügen. Oft wird nämlich übersehen, dass nicht nur das Schreiben, sondern auch das Lesen zeit- und ortsgebunden sind.

Die Hauptmotive sprießen aus den Clustern Jahresablauf, Jahreszeiten, vorgeschlagene Gedenktage, Reisen, Random, Abbreaction.

Vor ähnlichen Problemen stehen üblicherweise Journalisten, wenn sie für den lockeren Teil des Mediums Themen abarbeiten müssen. So sind natürlich die Geburtstage diverser Personen ein gefundenes Fressen, aber auch ausgegebene Tages-Mottos wie Welttag des Buches oder Hundes haben große Chancen, als Tageswörter Verwendung zu finden.

Die Verbindung diverser Lösungs-Worte ergibt denn auch eine individuelle, meist schräge Geschichte. „Neujahr“ geht in „Scheiß-Tag“ über, dieser wird bald darauf als „belanglos“ qualifiziert.

Als das recherchierende Ich zu einer Dienstreise nach „Masapalomas“ aufbricht, wo neben dem Stadt-Kleinod „Lindow“ ein Großteil der Einträge spielt, kommt es mit Begriffen wie „Flughafen“ und „bodenständig“ in Berührung.

Eine ziemlich fiktionale Begriffskette ergibt sich in der Mitte des Jahres aus „Pickel“, „Bibliothek“ und „Sargdeckel“, die auf eine spezielle Sicht auf das Bibliothekswesen hindeutet.

Ein „Tagtraum“ lässt sich unter „komisch“ wie ein Comedy-Festival mit „Bücherwunsch“ fortlesen. Und letztlich wird der Buchtitel selbst mit einem eigenen Eintrag verankert.

„TAGESWÖRTER // Titel des Buches eines unbekanntens Autors, der es originell fand, jeden Tag ein Wort auszuwählen und irgendetwas dazu zu schreiben, ein ganzes Jahr lang. Der Mann hatte offensichtlich viel Zeit oder Langeweile. Oder beides. Vielleicht aber auch nicht alle Tassen im Schrank. // Lindow, 2.12.“ (186)

Ähnlich wie bei einem Lyrik-Band liegt die Kraft der Tageswörter in der Dynamik des Lesens. Jeder Lektüre-Vorgang zieht eine eigene Beobachtungsgeschwindigkeit nach sich. So lassen sich Bonmots relativ rasch überfliegen wie Schriftzüge im öffentlichen Raum, andererseits sind Texte über „Wanderschaft“ oder „Barbarei“ durchaus zu Essays ausgebaut, die entsprechende Aufmerksamkeit verlangen.

Die Tageswörter verlangen danach, spielerisch in der Gruppe gelesen zu werden, sie lassen sich als leichte Einstiegsdroge für literarische Gespräche zum Kaffee benützen.

Jemand gibt das Tageswort aus, wem etwas dazu einfällt, der gibt seine Assoziation zum besten, ehe schließlich der Originaltext von Jörg Reinhardt gewürdigt wird.

„VOREILIG // Bevor man den Ausgang sucht, sollte man den Eingang gefunden haben.“ // Lindow, 10.10.“ (150)

Jörg Reinhardt: Tageswörter. Eine Sammlung.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 190 Seiten. EUR 13,-. ISBN 978-3-903125-87-2.

Jörg Reinhardt, geb. 1954 lebt in Berlin.

Helmuth Schönauer 08/04/24

GEGENWARTSLITERATUR 3356

Alles neigt sich zum Unverständlichen hin

Das Thema eines jeden Langgedichts ist der Atem, nur wer den sprichwörtlich langen Atem hat, kann es lesen oder schreiben.

Kurt Drawert setzt alles auf eine Karte und arrangiert „es“ zu einem Langgedicht. Der poetische Atem wird fürs erste nur unterbrochen durch die Bewegung des Umblätterns. Ein wenig später jedoch tut sich eine erste Struktur auf: In vierzehn Paragraphen wird die Materie zerteilt wie auf einem Verschiebebahnhof, um bald darauf wieder in neuer Zusammenstellung aus dem Gedächtnis-Knoten zu rollen.

Die Paragraphen sind mit Überschriften versehen, die eine vage Richtung angeben, wohin zu denken ist. „Die Würde des Menschen ist. / Das Ypsilon der Hysterie. / Anfang + Ende. / Die letzte Stunde. Vor den Spätnachrichten. / Psalmen. Gebete.“

In der Ausformung sind die Sätze wie in alten Druckstöcken zurechtgemacht für einen überspringenden Funken zwischen den Zeilen. Die Leer-Zeilen haben es in sich, sie durchkreuzen unbarmherzig den Lesefluss, indem sie sich nach jeweils drei Vollzeilen einmischen und den Text unterbrechen. Dieses erzwungene Anhalten verlangsamt die Lektüre. Wer mit dem gebräuchlichen Diagonal-Lesen oder An-den-Rand-Springen mit den Augäpfeln unterwegs ist, muss sich einbremsen, denn der Sinn geht meist über die Leerzeilen hinaus.

„Ich gehe nur noch ein + aus im eigenen Haus der Vermutung.“ „Meine Angst vor der Unsterblichkeit ist größer als vor dem Tod.“ (6)

Diese Methode des Überspringens kommt auch in der Dramatik der Motivanordnung zum Vorschein. Einmal angenommen, ein Textabschnitt zieht mit regelmäßigen Atemzügen durch die Zeit, so sind darin kleine Rituale eingelagert, die vielleicht an jedem Tag fix auftreten.

Aufwachen: „Noch gar nicht erwacht, fragt mich eine Stimme nach meiner Potenz. Weiblich vorinstalliert.“ (25)
Den Tag durchmachen: „Ich muss dringend was kaufen.“ (28)

Einschlafen: „Und auch ein Satz ist ein Rätsel. Also neigt sich, mit jeder Stunde, die ich länger wach bin, alles zum Un-/verständlichen hin. - Jetzt höre ich einfach, + für immer, mit allem auf.“ (34) Diese letzte Formel zum Tag dient auch als Buchtitel.

Die Überraschungen liegen sowohl in der Verbindung als auch in der Vereinzelung der Motive. Manches kommt als Paradoxon ins Spiel: „Am Nullpunkt stünde ich gerne. Verstand ist wie Sand in der Eieruhr.“ (84) Anderes wiederum zeigt sich als Pures Aha-Erlebnis, wenn erklärt wird, dass es das Ypsilon im Wort Hysterie ist, das die Hysterie auslöst. (16)

Ab dem letzten Drittel des Langgedichtes geht es in Richtung letzte Dinge.

Es beginnt mit dem Ausläuten des Tages durch die Spätnachrichten. Diese sind ja meist so formuliert, als gäbe es kein Morgen und als sollte mit dem katastrophentartigen Gestus der Atem zur Verlangsamung gezwungen werden. Wer von der Zuspitzung der Nachrichtenerregung herunterkommt, kommt auch mit seiner eigenen Erregung zurecht.

Plötzlich sind auch die Leerzeilen auf einen Vierzeiler-Rhythmus umgestiegen. Das Kapitel spielt jetzt in Amerika, indem „America Metaphern“ gezielt zum Klingen gebracht werden, Ölpumpen in der Wüste, achtspurige Autobahn, ein schroffes Schild in Richtung Canyon: schon sind alle Filme, die das lyrische Ich je gesehen hat, abrufbereit.

Auf der Reise durch diese Metaphern bricht auch das Ich zusammen wie bei einem Schlaganfall. Die Sprache ist gestört, ein Flügel des Rückflugs lahmt, an einer Stelle ist sogar von einem Taxi die Rede, welches das zerstörte Ich von Kalifornien aus direkt in den Odenwald zurückbringt.

Im Odenwald schließlich, ausgelegt als reifes Gelände zum Ausgeistern erfüllter Seelen, geht es in der Hauptsache um Psalmen und Gebete (142), jede andere Ausdrucksform bliebe ungehört.

„Nichtstun ist immer auch eine Handlung. Wir haben diese Möglichkeiten, keinen Schaden anzurichten. Wir müssen auf den Hasen nicht schießen.“ (156)

Den vierzehn Paragraphen sind jeweils zwei Fotos als Abschluss beigefügt. Der Autor erklärt, dass er Fotos misstraut, aber dennoch sind sie faszinierend, weil sie einen Traum von Echtheit wiedergeben. Jedes Motiv ist zweimal abgeknipst mit leichter Veränderung des Blickwinkels. So ist einmal eine Amtstafel abgelichtet, die stumm für sich allein in die Gegend glotzt. Im zweiten Blickwinkel ist sie von der Seite zu sehen, und siehe, jetzt sieht man auch ihre Botschaft: Nämlich nichts.

Für alle Zaghafte, die sich nicht mit eigenem Gemüt über dieses wunderschöne Gedicht darüber trauen, hat Kurt Drawert eine kleine Leseanleitung hinzugefügt. Darin verwendet er drei Fachbegriffe, damit auch die Fachleute wissen, wie sie das Ding, das sich zum Unverständlichen hin neigt, lesen sollen. „Syntaktisch / semantisch / als analoges Agententum.“ Die Lese-Vorschläge können auch ironisch aufgefasst sein, das Gedicht selbst bleibt eisern bei sich selbst und überzeugt.

Kurt Drawert: Alles neigt sich zum Unverständlichen hin. Gedicht. 42 Abbildungen.

München: C. H. Beck 2024. 175 Seiten. EUR 24,70. ISBN 978-3-406-81379-5.

Kurt Drawert, geb. 1956 in Henningsdorf, lebt seit 1996 in Darmstadt,
Helmuth Schönauer 11/04/24

GEGENWARTSLITERATUR 3358

Blättervogel

Ein richtig zusammengesetztes Wort kann in der Lyrik so etwas wie eine poetische Kernschmelze auslösen.

„Blättervogel“ ist eine geniale Wortkomposition, im direkten Bild verschwindet darin ein Vogel im Blattwerk, im übertragenen Sinn geht der Vogel, lyrisches Urbild für den Flug der Zeit, in den Blättern eines Gedichtbandes auf.

Georg Bydlinski spielt in seinen Gedichten mit den Scherwinden des Blicks, die oft auftreten, wenn man einem Bild zu nahe tritt. Mit der knappen Bezeichnung „Blick“ ist dieser magische Vorgang umschrieben, der letztlich zu einer neuen Sicht auf den Tag, wenn nicht gar zu einem Gedicht führt.

„Blick // ... dass ich die Welt erkenne / mit neuen Augen // sie begreife / mit Sprache / wie mit meiner Hand“ (5)
Die drei „Erkenntnisvorrichtungen“, die zu einem lyrischen Konzentrat führen, sind in diesem Gedichtband mit den Kapiteln überschrieben: Mitsprache, Einschlüsse, Südwärts.

Einmal ist es das lyrische Ich, das sich intim in die Öffentlichkeit einmischt, sei es durch Lektüre oder „Fang | Fund“, wie die Doppelseite 10/11 angelegt ist. Einmischen und Einwirken lassen sind dann auch die zwei Kanäle der Mitsprache.

Zum andern werden rätselhaft „Einschlüsse“ vorgestellt, wenn etwa in einem Acker ein Schatz eingeschlossen bleibt, während an seiner Oberfläche die Fruchtfolge gepflegt wird. Aber auch die beiden Gedichte „Mutter, nach dem Schlaganfall“ (41), „Mutter, zuhörend“ (42) handeln von Einschlüssen, die sorgfältig umhegt werden müssen, will man sich auf ihre Botschaften einlassen.

Der dritte Erkenntniszugang besteht aus einer schlichten Richtungsangabe „südwärts“, wobei der optimistische Klang des Wortes Süden in Reisebildern in Erfüllung geht. In einem Bogen eins bis zwölf und zwölf bis eins wird eine Bewegung angedeutet, worin sich das Ich auf den Weg macht, um verlässlich wieder an den Ausgangspunkt zurückkehren zu können. Der Ausgangspunkt ist dann auch das Ende des Gedichtbandes, der mit dem unverwechselbaren Glücksgeräusch endet: „Katzenschnurren: daheim“ (66)

Den Gedichten liegt freilich eine Art sensitive Chronik zugrunde, wenn das lyrische Ich in verdichteten Tagesnotizen den Zufall überwindet durch Konsequenz, es gilt nämlich wach zu sein und geduldig.

„... dreht sich die Welt weiter / mit mir und meinem Buch / und ich entdecke sie / - nur zeitweise eingeklammert - / nach der Lektüre / wie neu“ (9)

„Urlaubschronik // An jedem Tag hier / ein Gedichtbuch gelesen - / welch schönes Zeitmaß“ (17)

„Licht auf dem Wasser / Schau schnell / da ist's / schon wieder / fort“ (26)

Bei all dem regelmäßigen Registrieren und poetischem Kommentieren kann es schon passieren, dass jemand plötzlich siebzig ist. „Das Wesentliche / sagst du / ist schon vorbei // Das Wesentliche / schweig ich / kann nie / vorbei sein.“ (48)

Ähnlich diesem Dialoggedicht sind die Fotografien von Birgit Bydlinski zu sehen, die sechzehn Fotos sind im Überblicksverzeichnis als „Foto-Motive“ ausgewiesen, sie ergeben für sich gelesen eine Art Meta-Gedicht.

„Turmspitze in Wolken / Krähe im Baum / Blättervogel / Abendlichter / Baum und Teich im Oktober / Wasser und Stein / Blick vom Ufer / Buchhaus / Steinornament.“

Bilder und Gedichte stehen in permanentem Diskurs, wie man so schön sagt, wenn sich aus zwei Einspeisungen eine neue Substanz ergibt. Dabei verschmelzen lyrische Partikel wie das Haiku mit dem Bildlichen, wie es das Ornament darstellt.

In aller Verknappung bleibt jeweils genug Platz, um als Leser auszuschweifen über Text, Bild und Buchrand hinaus.

Ein karger Epilog versucht diesen weiten Blick noch einmal zu fokussieren, aber selbst das deklarierte Ende ist schon unwiederbringlich in das offene Gedankenfeld übergegangen. Der Vogel ist im Blattwerk verschwunden. „Epilog // Lyrikband – Vogel aus Blättern“ (67)

Georg Bydlinski: Blättervogel. Gedichte. Fotografien von Birgit Bydlinski.

Salzburg, Wien: Edition Tandem 2024. 72 Seiten. EUR 18,-. ISBN 978-3-904068-99-4.

Georg Bydlinski, geb. 1956 in Graz, lebt in Mödling.

Birgit Bydlinski geb. 1955, lebt in Mödling.

Helmuth Schönauer 14/04/24

GEGENWARTSLITERATUR 3359

Von Arschlöchern, weißen Fahrrädern, Scheißfilmen und Zebrastreifen

Dem Phänomen Pop-Kultur muss wissenschaftlich naturgemäß anders begegnet werden als kulturellen Flows mit oft Jahrhundertealten Aufgüssen. Wer Pop-Kultur begreifen will, muss in die Tasten ihres Vokabulars greifen, weshalb der Titel von „Arschlöchern und weißen Fahrrädern“ vollkommen stimmig und authentisch ist.

Wolfgang Pollanz hat für seine „Anmerkungen zur Pop-Kultur“ 17 Aufsätze ausgewählt, die er aus seiner Warte für die sogenannten A-Seiten der Essays hält. In seinem „Versuch über die B-Seite“ berichtet er von dem Marketingdesaster, das seinerzeit die Einteilung in A- und B-Seiten über den Musikmarkt gebracht hat. Erst als man dazu überging, zwei A-Seiten zu pressen, konnte halbwegs Gerechtigkeit unter den gepressten Songs verbreitet werden. – In diesem Lichte glänzen die ausgewählten Texte aus den Jahren 2006 bis Gegenwart jetzt alle als A-Seiten. Man könnte das Konvolut auch als Jubiläums-Pressung zum Siebziger des Pop-Künstlers Wolfgang Pollanz titulieren.

Der erste Teil des Titels geht auf den wundersamen Aufsatz „To Be an Asshole ...“ zurück, worin enträtselt wird, warum manche Pop-Künstler in den sechziger Jahren sich ausgesprochen fies und böse dargestellt haben. Zum einen geht es auf den Druck zurück, mit dem die Pop-Kultur einem Vulkan ähnlich ausgebrochen ist ohne zu überlegen, welche Schäden ihre Lava anrichten wird. Zum anderen handeln für diese eruptive Kulturhaltung viele Opfer einer repressiven Eigenerziehung. Sie haben es oft für normal angesehen, egomanisch den eigenen Arschlochismus zu verbreiten. Als Paradebeispiel für diesen Ungustl-Typ gilt allgemein John Lennon.

Die Beiträge über Pop-Kultur sind aus der Sicht eines Betroffenen heraus komponiert. Das Wissen um die Biographien, die Textzitate der Songs und die eleganten Kurven des Marketings ergeben nur dann einen Sinn, wenn sie als konkrete Rezeptionserfahrung „einschlagen“.

Eine Urszene dieser Pop-Erleuchtung erlebt der Autor in seiner Zeit im Grazer Internat, als sich eine Handvoll Zöglinge mit kargem Taschengeld jeweils Scheiben kauft, die nach der nachmittäglichen Studierzeit auf einem erbärmlichen Plattenspieler abgewickelt wurden. Das Musik-Hören wird zu einem sakralen Ritual, jeder darf zuerst die A und dann die B-Seite auflegen, und allmählich entsteht sie, die Pop-Kultur.

Aus dieser Zeit stammt auch die Erfahrung, dass es verwerflich ist, jemanden als dumm zu bezeichnen, nur weil er diese oder jene Musik bevorzugt. Selbst der große Frank Zappa hat seinen Song „Dumb all over“ über die politische Haltung des Publikums geschrieben, nicht aber über den Musikgeschmack. Er selbst habe für sich, vom Prostatakrebs tödlich gezeichnet, sein Rauchen als Dummheit bezeichnet, freilich mit der Erkenntnis: „Es wäre dumm, die Dinge jetzt noch ändern zu wollen.“ (28)

Mit einer gewissen Sorte Dummheit hat auch Klaus Kinski zu kämpfen, wenn er Scheißfilme für ein Scheißpublikum machen muss. Der Autor besucht Jahre nach dessen Tod eine Ausstellung mit Filmdevotionalien und kommt zum Schluss, dass er Klaus Kinski in seiner Jugend nur einmal ergreifend wahrgenommen hat, als dieser nämlich ein Villon-Gedicht liest und mit einem einzigen Atemzug so lange Poesie-Zweige auseinander drückt, bis die Pop-Kultur zum Vorschein kommt: „Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund / ich schrie mir schon die Lungen wund / nach deinem weißen Leib.“ (99)

Ein extravaganter Spät-Zweig entspringt dem legendären Surf-Beach-Sound aus Kalifornien, als die Musik der Beach Boys zur Meublage stilisiert wird. Im neuen Design umrunden Comic-Figuren eine Wohlfühlmusik, die unter dem Titel „Yacht-Rock“ fungiert. Dahinter steckt die Idee, dass man wirklich exquisite Yachten mit einer passenden Musik ausstatten muss, die es nur auf dieser einen Yacht gibt. In diesem Fall wird Pop also zum elitären Singulär-Erlebnis.

Oft versteckt Wolfgang Pollanz seine Botschaft auch in einen Mix, der aus scheinbar zufälligen Biographien zusammengestellt ist. So erscheinen ihm Bob Dylan, Thomas Pynchon und Serge Gainsbourg aus einem Guss die Popkultur darzustellen, weil er sie selbst in einem kompakten Hörerlebnis erstmals erfahren hat.

Da wurden die Songs von Bob Dylan im gymnasialen Kulturkreis meist der politischen Sprengkraft des Vietnamkriegs entkleidet und als Cover-Songs für Feldmessen aufbereitet. Von Serge Gainsbourg wurde nur sein Buch „Die Kunst des Furzens“ zitiert, wo jemand furzt, um damit abzulenken vom Gestöhne des Songs „Je t’aime“. Und Thomas Pynchon schließlich führt den Autor in seine erste Schreibkrise, da hat er noch keine Zeile geschrieben. Am Buch „Die Versteigerung von No. 49“ hat sich Wolfgang Pollanz schließlich aufgerichtet und weiterentwickelt. Wer genau hineinliest, merkt, dass mit dieser Erzählanstrengung Thomas Pynchon an manchen Tagen erreicht und überschritten wird.

Vom Furz zum Pynchon, das ist der literarische Teil der Pop-Kultur, die einsichtig bunt ist wie der Zebrastreifen der Abbey Road, die natürlich entsprechend gewürdigt ist im Album „Von Arschlöchern, weißen Fahrrädern, Scheißfilmen und Zebrastreifen.“

Wolfgang Pollanz: Von Arschlöchern, weißen Fahrrädern, Scheißfilmen und Zebrastreifen. Anmerkungen zur Pop-Kultur. (= Pop! Goes the Pumpkin, Band 10).

Wies: Edition Kürbis 2024. 140 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-900965-63-1.

Wolfgang Pollanz, geb. 1954 in Graz, lebt in Wies.

Helmuth Schönauer 24/04/24

GEGENWARTSLITERATUR 3357

Faltenkatzen

In der Nacht sind alle Katzen grau, und auch ihre Falten sieht man nicht.

Ilse Krüger ist eine Meisterin der Ironie, wenn sie plumpe Sprichwörter, verrutschte Selfies, und falsche Binsenweisheiten durch die Lebensrealität zurechtrückt. Ihre Heldinnen kämpfen mit Vorurteilen und falschen Prophezeiungen, die über sie im Umlauf sind. Oft sind natürlich die Männer der Grund für den Dissens zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Aber bei genauerem Hinhören stellt sich bei Männern und Frauen eine ähnliche Unwucht heraus, die ihre Bilder zum Trudeln bringen.

Die 18 Geschichten über „nicht mehr ganz junge Frauen“ sind vor knapp dreißig Jahren im Wiener Frauenverlag erschienen. Damals schon programmatisch der Aufklärung und dem Feminismus verpflichtet erweisen sich die Geschichten heute als frischer denn je. Jetzt zeigen sie nämlich die Protagonistinnen in ihrem „milden Kern“ voller Ironie. Autorin, Heldinnen und Publikum sind mittlerweile gereift und beurteilen die einzelnen Sequenzen mit jenem flinken Gestus, mit dem man die Seiten eines Fotoalbums einer vergangenen Epoche umschlägt.

Die dargestellten Schicksale lassen sich aus dem Blickwinkel der Gegenwart sauber unterteilen in tagespolitische Phänomene und in einen kulturellen Trend, der über die Sachverhalte gelegt ist. Oft spielen sich die Geschichten „wie immer“ ab, aber das Vokabular hat sich verändert. Bemerkenswert ist dabei die Milde, die aus heutiger Sicht auf beide Geschlechter gelegt ist, vielleicht auch, weil man heutzutage bei der Analyse des Zusammenlebens auf mehr als nur auf zwei Geschlechter Rücksicht nehmen muss.

In Zeiten der „Faltenkatzen“ haben die Heldinnen das Ruder fest in der Hand, zumindest in den Geschichten. Die Männer sind Randerscheinungen, wenn sie in der Aufmerksamkeit klein gehalten werden, lässt es sich besser einschätzen, welche Probleme von den „nicht mehr ganz junger Frauen“ hausgemacht sind.

Die wahre Machtverteilung zwischen Mann und Frau zeigt sich im letzten Lebensabschnitt des mehr oder weniger freiwilligen Zusammenlebens. So benimmt sich ein „Herr des Hauses“ zum Frühstück äußerst widerlich und kotzt seine Stimmung regelmäßig als „Großwetterlage“ (23) aus. Seine Frau lässt ihn ausbellen, während er allmählich in Gebrechlichkeit verfällt. Das Frühstück ist aufgetischt als Ritual einer vergangenen Zeit, als die beiden noch bemerkten, was auf dem Tisch steht. Jetzt gilt es, den Alten als Stillleben ruhig zu stellen. Die Frau droht mit einem Spaziergang nach Schönbrunn, weil das der Großwetterlage entspricht. Der Mann verfällt abermals, es reicht höchstens für eine Runde ums Haus. Dann ist er müde bis zum nächsten Tag, und die Frau kann ihr eigenes Leben führen.

In der Erzählung „Aufbäumen“ (47) soll Hermine nach einem heftigen Klinikaufenthalt entlassen werden. Sie aber bäumt sich auf, denn es steht ihr zu Hause ein Weiterleben mit ihrem gebrechlichen Mann bevor. Sie will unbedingt ins Heim! Aber das ist im Budget nicht drin. Die Kinder bringen sie wieder nach Hause und werden ab und zu vorbeischaun. Hermine steht fassungslos ihrem alten Ehemann gegenüber, der von all dem nichts mitbekommt.

Aber das Alter kann auch ohne erzwungene Zweisamkeit zur Verstörung führen. Die eine Heldin begutachtet täglich ihren Vorrat an Einweckgläsern und ist erfreut, wenn etwas schimmelig ist und weggeworfen werden kann. Eine andere flitzt durch den Garten und baut den angrenzenden Wald um. Einzelne Bäume müssen Klimagerecht ausgebaut werden, ein Unterfangen, das an griechische Mythologie erinnert, wo in jedem Baum ein Gott aus früheren Zeiten steckt.

Das „verlogene“ Alter zieht sich als düsterer Faden durch die erzählte Melange. Entweder die anderen kapieren es nicht, wie es den Protagonistinnen beim Verrotten ergeht, oder sie übertünchen es mit falschen Ritualen, wenn sie etwa der Mutter zum Sechzigsten einen Ring schenken, den sie sich vor Jahrzehnten gewünscht hat. Jetzt

steht sie da mit einem Ring, der vom Finger fällt, jetzt ist sie alt genug, dass man ihr danke sagt fürs Lebenswerk. Die Kinder, der Mann, alle haben zusammengelegt für diesen mickrigen Ring. Den Geschichten vom „erledigten Leben“ stehen die Aufmuck-Stories gegenüber, in denen die Heldinnen noch einmal Widerstand leisten gegen das Unausweichliche. Zumindest wollen sie die Veränderungen als freiwillig empfinden, auch wenn die Zukunft unbeeindruckt von der Stimmung über die Kämpferinnen hereinbricht. Vera wird an der Gebärmutter operiert, sie fühlt sich als Sackträgerin, der die Last des gebärenden Sackes endlich abgenommen wird. Sie wird sich eine kleine Auszeit nehmen und vielleicht bräunen und sagen, dass sie Wellness gemacht habe. Dann kann ihr Freund schauen, wie er zu seinem Kind kommt, das er an manchen Tagen mit ihr zeugen will, an anderen Tagen wiederum nicht. Nach der OP ist wenigstens Tabula rasa. An anderer Stelle sind Beamte und Beamtin in Rente gegangen und haben sich ein schön strukturiertes Leben vorgestellt. Aber der Mann ist ein Versager für alle Pläne, schon nach ein paar Tagen weiß die Frau: Es wird Kampf geben! Was redet man eigentlich zusammen, wenn man zusammen alt werden muss. Wieder einmal steht ein Paar vor der Leere des Lebensabends. Da kommt sein Gespräch glücklicherweise auf die Nachbarsfamilie zu liegen, die Fialas haben einen Sohn, der ihnen keine Freude macht, weil er kriminell geworden ist. Und das Paar hat endlich ein Schicksal (69), das es bereden kann, um über den nächsten Tag zu kommen. Das Schwindeln mit dem Alter, das Vertuschen der Macken, das letzte Aufkeimen erotischer Säfte schimmern durch, wenn sich die „Faltenkatzen“ räkeln und putzen. Bei einer Seniorenwanderung wird jeder Schritt begutachtet, wie gut die eine oder andre noch beisammen ist. An anderer Stelle wirft sich die Spät-Erotische in Schale und Parfum mit dem Ergebnis, dass ihr im Park ein kleiner Junge zuläuft und sie beschnüffelt, weil sie wie seine Mutter riecht. Der Aufriss im Park geht ins Leere und gleicht jener Frau auf Dienstreise, die leer im Hotel liegt und wartet, dass sie von ihrem Lover angerufen werde. Dagegen ist eine Home-Invasion von unerwarteter Klarheit. Zu Zeiten ohne Handy hat ein Paar eine Autopanne und läutet im nächstbesten Häuschen ein ältliches Paar heraus, um die Abschleppung zu organisieren. Bei dieser Gelegenheit begutachten die Fremden sowohl Häuschen als auch Paar und sagen unverblümt, dass beides Scheiße ist. – Jetzt ist die Idylle kaputt, und somit das ganze Leben, weil dieses als Idylle konzipiert ist. Man hört Ilse Krüger schmunzeln, wenn sie ihre Figuren quasi unverändert aus dem Leben abtextet und in die Kiste mit den Faltenkatzen steckt. – Wunderbarer Frohsinn tritt ein.

Ilse Krüger: Faltenkatzen. Geschichten über nicht mehr ganz junge Frauen.

[E.A. Wiener Frauenverlag, Wien 1995].

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 109 Seiten. EUR 12,80. ISBN 978-3-903125-85-8.

Ilse Krüger, geb. 1939 in Zwettl, lebt seit 1946 in Wien.

Helmuth Schönauer 26/04/24

GEGENWARTSLITERATUR 3360

Zoon poietikon

Manche Begriffe fußen glücklicherweise immer noch auf menschlicher Intelligenz, sie lassen sich auch durch penetrante Anrufung nicht von der Google bewältigen. Gibt man also „Zoon poietikon“ ein, so wird daraus ein „politikon“, das sich hartnäckig über dem gesuchten Begriff einnistet.

Alexandra Bernhards Gedichte stützen sich auf dem Kanon der Lyrik, wie er in leichter Veränderung seit Jahrhunderten tradiert wird. Verszeilen aus dem Griechischen, Renaissance-Sonette, der Schalk der Romantik und die Süße des Sprachspiels sind als Schattierungen quasi in jedem Gedicht verborgen. So lassen sich ihre Texte stets zweifach lesen, einmal als ihr Original, wie es einer Tagesverfassung entsprungen ist, und einmal als Zitat für ein literaturhistorisches Setting, das dadurch geadelt und für weitere Jahrhunderte gerettet wird.

Beim „Zoon poietikon“ könnte man also grob von poetisierten Lebewesen sprechen, die in Gestalt von fünfzig Gedichten sich zu einem Tier-Atlas von Lebensformen ausgebreitet haben. Diese etwa um die zehn Zeilen langen „Tierporträts“ treten alphabetisch von Adler bis Zebra auf und vermitteln fürs erste ein unbekümmertes Inventar von Tierarten, mit denen sich der Mensch seit Jahrhunderten angelegt hat.

In ein paar Jahrzehnten, ist zu vermuten, werden diese Tierarten alle ausgestorben sein, was ihren poetischen Glanz vermutlich erhöhen wird. Den aktuell besungenen Tieren sind lakonisch zwei renommierte Einschätzungen der Arten-Lage vorangestellt. Platon nennt den Menschen ein „zweibeiniges Tier ohne Federn“, und Lord Byron kommentiert die Evolution knapp in Schlagzeilen: „Staaten zerfallen, Künste schwinden – Natur aber vergeht nicht.“ (9)

Die ausgewählten lyrischen „Protagonisten“ haben neben ihrer evolutionären Eigenentwicklung auch permanente Ausrottung, Vernützlichung oder Zähmung durch den Menschen erfahren

Der Adler (11) im ersten Gedicht hat dabei noch ziemliches Glück, dass er oft als Wappentier und Orden verwendet wird. In der poetischen Darstellung sind die zwölf Verse linksbündig gekantet und stechen dadurch nach rechts wie die Umriss eines Adlers ins Papier. Der Text gleicht einem Gebet oder einer Huldigung: „Der /

du bist / zu kreisen / auszubahnen / zu ermessen / Schluchten Wasser / Höhen : aufgestiegen / in die Himmel / auszuweiden / rohe Erde : / Luft zu / sein“.

Dem Hermelin (51) ergeht es schon weniger naturfrisch, auch wenn er von einer gewissen Erhabenheit profitiert, indem er um den Hals von Hohen Gerichten gewickelt mit diesen gepuderten Perücken Recht spricht. „Von hohen Gnaden ganz umgürtet [...]“

In sogenannten Naturfilmen wird den Tieren oft eine Handlung unterlegt, die kurz vor Filmende mit einer heftigen Paarung endet. Hingegen verzichten die Plots von lyrischen Tierschicksalen auf diese Handlungen und kulminieren in Bildern und Motiven, die aus den Lebenszyklen der Tiergattungen straff herausdestilliert sind. Das Wesen der Amsel (13) ist verdichtet zu einem fliegenden Stein, der in den Frühwind geschlagen ist. Die Amsel ist im Gedichtband freilich nicht für sich allein gestellt, sondern konnotativ mit dem Adler und dem Armadillo verbunden, welche sie als Motivkette umklammern. Das Gürteltier seinerseits nimmt von der Amsel das Klumpige eines Steins und gibt es, nachdem es sich in seinem Panzer verkrochen hat, anstandslos an den Axolotl weiter, der im anschließenden Gedicht das Kauern in Höhlen zelebriert.

In dieser spielerischen Form greift die Schöpfung recht ungewöhnlich in einander, aber es wird das Wesen der Biodiversität auch poetisch ersichtlich: Nimmst du auch nur einen Helden dieser tierischen Ahnengalerie vom Haken, bricht dir quasi das gesamte Bild von der Welt zusammen.

Das Aufrufen der einzelnen Tier-Helden evoziert auch gleich ein Stück Menschheitsgeschichte, die Tiere sind ja über Jahrtausende nicht nur beschrieben und gezeichnet worden, sondern auch in die Rituale und Kulte der Menschen eingegangen.

Am Beispiel des „Wolf-Gedichtes“ zeigt sich überraschend deutlich, was es mit den heiß diskutierten Wolfsrissen und Wolf-Entnahmen poetisch auf sich hat.

„Wolf // Ist / umschlichen / umsteht : umgeht / ist entwichen besser / nicht in Meuten zu / suchen : ist waldkarg / Wiedergänger ältesten / Adels : steht ehern / gegen er trifft / dich von / vorn“ (107)

Achtung, Würde, Partnerschaft sind die Grundstimmung dieser Gedichte, die durch die Preisung der Lebewesen als „Zoon poietikon“ den Menschen klein halten in seinem Wahn, alles in Literatur verwandeln zu können. Die Weltordnung des Sprach-Fleisches ist für Augenblicke auf den Kopf gestellt, wie es im Vor-Gedicht heißt.

„Der Mensch / ein Tier / gemacht / dem Wort / gesponnen / aus dem / Widersinn / gedacht / der Sprache / machtvoll / Fleisch“ (7)

Alexandra Bernhardt: Zoon poietikon. Gedichte.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 109 Seiten. EUR 12,-. ISBN 978-3-903125-86-5.

Alexandra Bernhardt, geb. 1974 in Bayern, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 28/04/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2399

22 Bahnen

Manchmal wird der Literatur ein Programm übergestülpt, das ihre Kundschaft zuerst abarbeiten muss, ehe sie sich dem eigentlichen Text zuwenden darf. So sind es oft Literaturpreise, die vorerst in Marketing-Manier den Text zuschütten, ehe er sich verspätet der Leserschaft erschließt. Gerne gesehen ist Literatur auch als Prüfungsstoff, wenn in sadistischer Anwendung Prüflinge gequält und für die Literatur verloren gemacht werden. Eine Radikal-Methode, eine unwissendes Publikum mit Literatur zu betrüpfeln, besteht schließlich in diversen Kommunal-Aktionen, wenn etwa die Bewohner einer Kleinstadt mit einem Gratis-Roman beglückt werden. Auch hier steht das Programm der Stadt vorerst über dem literarischen Text, der als solcher erst freigeschaufelt werden muss.

Caroline Wahl wird gerade als Shooting-Star des vergangenen Jahres ausgerufen und darf als Höhepunkt ihrer jungen Karriere die Einladung für „Innsbruck liest 2024“ genießen. Mit ihrem Bestseller-Roman „22 Bahnen“ tourt sie nicht nur durch sämtliche literarische Einrichtungen der Alpenherz-Stadt, sondern in 10.000 Exemplaren turnt sie sie sich auch in die Herzen der Lesenden in Innsbruck.

Der Plot des Romans könnte als Musterschicksal einer Innsbrucker Seele gelten. Die Mathematikstudentin Tilda arbeitet prekär als Kassiererin im Supermarkt und schreibt ihre Masterarbeit. Zu Hause ist die Hölle los, wenn ihre zehnjährige Schwester Ida von der betrunkenen Mutter malträtiert wird. Als ritualisierte Überlebenseinrichtung erweist sich das Schwimmbad, in dem die Protagonistin so oft es geht ihre „22 Bahnen“ herunterschwimmt, bis sie in Trance ist.

„Wenn ich nachts auf meiner Matratze liege, dann denke ich, dass ich das Ganze da draußen noch lange aushalten kann. Solange der Wind nachts auf mich fällt, denke ich, kann ich mich tagsüber in den Krieg da draußen stürzen. Gegen meine Mutter, gegen ihre Launen, gegen diese Kleinstadt. Und für Ida.“ (15)

Der Roman kümmert sich aus der Ich-Perspektive um das Durchschlängeln zwischen Banalitäten, Alltagsfloskeln und Zufälligkeiten. Die Dialoge sind knapp, dabei werden Standardsätze ohne Überraschung miteinander verknüpft. Es entsteht Sprachlosigkeit, auch wenn ab und zu ein Mund offensteht.

Leitmotivisch taucht regelmäßig der Vorgang des Kassierens auf. Die Helden darf nicht in die Gesichter der Kunden blicken, damit diese „ungeniert“ ihre Produkte kaufen können. Die einzelnen Artikel werden zu einem Stillleben des Konsums arrangiert, während sie den Scanner überschreiten. Am Schluss wird eine Summe in den Raum gestellt und es gibt einen kurzen Blickkontakt.

Ähnliches geschieht beim Durchpflügen der Bahnen, wenn ab und zu auf den Nebenspuren Körper sich durchs Wasser wälzen, ehe sie außer Atem dem Becken entsteigen und den Tanz der Körper mit dem Wasser wortlos beenden.

Zuhause dient das Ritual des Tischdeckens dazu, den Alkohol-Spiegel der Mutter festzustellen. Solange sie die Teller auf den Tisch bringt, glaubt sie an eine vage Zukunft. Läuft das Arrangement aus dem Ruder, wird die Mutter zum „Monster“, vor dem sich die Töchter wegducken und in ihren Zimmern einsperren.

Diese drei „Kampffelder“ der Heldin sind auch in Innsbruck häufig anzutreffen: Sport, Universität, psychische Entgleisung sind die Begleitmusik für ganze Generationen, die sich letztlich routiniert und wortlos von einem Geschäft zum nächsten schlängeln, um durch irgendeine anstrengende Sportart schließlich „in die Bahn“ zu finden.

Da im Roman die Kleinstadt nicht näher beschrieben ist, kann die fiktive Stadt flugs über die Lesestadt Innsbruck gestülpt werden.

Gibt es überhaupt eine Dynamik in Richtung Zukunft, Sinn oder Optimismus?

Im Roman nimmt die Heldin ein Stipendium nach Berlin an, wo sie einen akademischen Titel als Ausweg aus dem Desaster zu erringen erhofft. Ihre zehnjährige Schwester hält sich mit Lesen, Schulwechsel und vorzeitigem Erwachsenwerden über Wasser.

Mutter überlebt einen Suizid-Versuch, ist aber nicht imstande, eine Therapie anzugehen, sie setzt auf „Aussitzen“ des Alkoholproblems.

Und die Erzählerin überlebt einen Multi-Kollaps des Körpers durch die Sportfreundschaft mit einem russischen Migranten. Er weiß, dass man auf jeder Bahn seine Meter machen muss, wenn man einmal ins Wasser geworfen ist. Der Rest ist Schweigen während einer akademischen Umarmung.

Caroline Wahl liefert mit ihren „22 Bahnen“ ein fast wortloses Stück Kleinstadtleben auf dem Weg zum Überleben. Der Roman passt wunderbar ins Konzept von „Innsbruck liest“, das immerhin ins zwanzigste Jahr geht. Die Lektüre verschafft eine kleine Atempause beim sinnlosen Sporteln, Studieren oder Konsumieren. Und während man über den Roman diskutiert, spendet er auch passende Wörter voller Ironie und Schalk für das Leben in dieser Kleinstadt.

Caroline Wahl: 22 Bahnen. Roman. (= Innsbruck liest 2024).

Köln: DuMont 2023. 204 Seiten. EUR 22,70. ISBN 978-3-8321-6803-2.

Caroline Wahl, geb. 1995 in Mainz, lebt in Rostock.

Helmuth Schönauer 30/04/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2398

Die geheimen Visionen des Bartholomäus Holzhauser

Bei der Beschäftigung mit „heimatlicher Chronik“ treten unter dem Schutt von Trivia immer wieder kleine Zeitkapseln zu Tage, worin dokumentiert ist, dass ein großer Geist an einem kleinen Ort gewohnt hat und darin vergessen worden ist.

Hannes Hofinger geht mit seinem bodenständigen Verlag konsequent die historischen Substanzen seiner Gemeinde St. Johann durch und wird fündig. Ab und zu befreit er einen Fund vom Staub der Zeit, lässt ihn historisch begutachten und veröffentlicht das Ganze als kleines Faksimile.

Von dieser bibliothekarischen Naturneugierde beseelt hat er kürzlich unter der fachlichen Kommentierung von Peter Fischer die „geheimen Visionen des Bartholomäus Holzhauser“ herausgebracht.

Dieser Bartholomäus Holzhauser gründete 1640 die Bartholomäer oder Communisten als Institut der in Gemeinschaft lebenden Weltpriester. Als Überlebensgemeinschaft gegen das allgemeine Chaos gleicht die Einrichtung einem gewerkschaftlicher Zusammenschluss von Überlebenspredigern für Endzeit-Visionen.

Nach Ende des Dreißigjährigen Krieges ist jedes Mittel recht, wieder Orientierung in die totale Verwüstung der Menschheit zu bringen. Die Bartholomäer versuchen durch heftiges Predigen das Chaos mit Bildern zu verdecken, indem die Apokalypse wortgewaltig in Zaum gehalten und durch Anrufung des Herrn überwunden wird.

Rhetorisches Zaubermittel ist dabei die Vision, die oft in pure Prophetie übergehen kann. Angeblich fällt bei der Orientierungslosigkeit und Verzweiflung der Menschen jedes noch so absurde Erzählmittel auf verwahrlosten Boden, wo es geistig zu indoktrinären Pflanzungen führt.

Bartholomäus Holzhauser macht 1642 als Dechant Station in St. Johann in Tirol (damals Leukental) und hat offensichtlich zehn Visionen im Gepäck oder im Auge, die er später auf Latein zu Papier bringen wird.

Eine spätere Übertragung ins Deutsche aus dem Jahr 1795 ist Quelle des aktuellen Faksimile-Büchleins, das einen interessanten Diskurs über die geistige Verfasstheit unserer lokalen Gesellschaften in Tirol und Umgebung auslösen könnte.

- Gerade sind die Kommunisten im Vormarsch in die lokalen Gemeinderäte. Während wir diskutieren, ob man den Namen nach dem Stalinistischen Desaster noch verwenden kann, zeigt uns dieses Büchlein, dass der Communistische Verein schon einmal vor 400 Jahren bei uns gewerkelt hat.

- Die sogenannte Pandemie wurde mehrfach als apokalyptisch bezeichnet, zumindest was die Diskussionsfähigkeit der Gesellschaft betrifft, sind allenthalben Visionäre und Propheten am Zug, die als Impf-Prediger oder deren Gegner jenseits der Logik durchaus Gehör finden.

- In den zehn dargestellten Visionen ist oft von monströsen Tieren, Ungeheuern und zoologischen Entgleisungen die Rede. Wenn man die Viren als für die Apokalypse besonders geeignete Spezies bezeichnet, können die Visionen aus dem siebzehnten Jahrhundert wörtlich übernommen werden. Der erzählerische Trick: Man muss sich Monster nicht als großes mit Gott kämpfendes Ungeheuer vorstellen, sondern als was Kleines, was die Menschheit spielend unterwandert.

- Und während man zu Bartholomäus Zeiten die Apokalypsen-Deutungen mit dem Satz einleitet: „Ich sah ein Feuer im Norden!“, sieht man heute überall am Display eine App, als Abkürzung für Apokalypse, die TikTok-Visionen ausspuckt.

Die Engführung zwischen den Genres Apokalypse und TikTok lädt geradezu ein, Parallelen zu setzen. In beiden Fällen erregt ein bislang noch nie gesehenes Produkt Aufmerksamkeit und lässt den User einen Klick oder damals ein Stoßgebet absetzen. In beiden Fällen ist es wichtig, bei der Stange zu bleiben und nicht vom Glauben oder Sendekanal abzufallen. Beide Scroll-Vorgänge können den Lauf der Welt zwar nicht beeinflussen, aber für kurze Augenblicke Linderung verschaffen: Wenn die Welt schon untergeht, so kaufe ich mir noch schnell ein Gadget im Netz.

Die St. Johanner von 1642 werden erbärmlich an den Nachkriegsfolgen und der stets repressiven Kirchenobrigkeit gelitten haben, ihnen hat man als Linderung ein Stoßgebet gestattet. „Lob, Ehre, Kraft, Herrlichkeit, Macht und Herrschaft sey Gott und dem Lamme in Ewigkeit.“ (46)

Eine schöne Anekdote wird indes aus der Nachkriegszeit 1945 berichtet. Als es mit dem Krieg „bergab“ ging, wie man im Volksmund sagt, sollen vermehrt Apokalypsen in Umlauf gewesen und die Nazis als apokalyptische Reiter gedeutet worden sein. Eine Spur dieser Visionen führt in das Dekanat St. Johann, wo man den Priester zu verhaften gedenkt. Die Gestapo muss aber abrücken, als sich herausstellt, dass der „Visionär“ schon seit dreihundert Jahren tot ist.

Für bibliophile Lesende gibt es bei diesem Faksimile den unsterblichen Sound des Archivs zu genießen, die Seiten sind gebraucht, in alter Schrift gesetzt und im Duktus ohne jegliche Zwischenatmung. Das Lesen wird zur Meditation, die Grundvoraussetzung zum Lesen dieser geheimen Visionen.

Bartholomäus Holzhauser: Die geheimen Visionen des Bartholomäus Holzhauser. Vorwort von Peter Fischer. Herausgegeben von Hannes Hofinger.

St. Johann/T: Verlag Hofinger 2024. 56 Seiten. EUR 10,-. ISBN 978-3-9505074-9-2.

Bartholomäus Holzhauser, geb. 1613 in Laugna, Dekan in St. Johann in Tirol, starb 1658 in Bingen.

Helmuth Schönauer 02/05/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2400

Vorabbericht in Sachen der Zona Cesarini

Eine Biographie wird umso genauer, je mehr Abschweifmöglichkeiten und Seitenthemen sich entlang des Heldencharakters entwickeln.

Kurt Lanthaler gilt als Meister der „Delta“-Beschreibung. Im Roman „Das Delta“ (2007) verliert sich ein Held im Zwielflicht des Po-Deltas, feste Materie geht in Schlamm über, Lungenatmung weicht über Kiemen-Konstrukte aus, der Erzählfaden geht verloren, während sich Geschichten um einen schwimmenden Erzählstandpunkt versammeln.

Im „Vorabbericht in Sachen der Zona Cesarini“ bringt Kurt Lanthaler diese vage Erzähllage zur Perfektion, indem er zwischen Argentinien und Italien, den Zauberkünsten Zirkus und Fußball, und den fixen Heldenposen und entgleisten Fan-Gesten einen „Vorbericht“ installiert. Das Genre Roman lässt er dabei nur gelten, wenn es „hinten offen bleibt“, wie man so schön über das literarisierte Leben sagt.

Die Figur Renato Cesarini geht 1907 als Baby in Buenos Aires von Bord, es ist von der Atlantiküberquerung nur mäßig beeindruckt und schlüpft zum Aufwachsen gleich einmal in die Schuhe des Vaters, der als Schumacher aus Neapel sofort „Fuß gefasst“ hat und Schuhe produziert wie am alten Kontinent.

Dieses nützliche Handwerk verschafft dem heranwachsenden Renato jede Menge Halt, indem sein Vater ihm jeweils die passenden Schuhe zusammennagelt, mit denen er als Kicker und Zirkusartist standfest bleibt. Da in Europa und Südamerika das gleiche Fuß-Maß herrscht, kann er in der Folge ständig zwischen den Kontinenten

hin und herpendeln auf der Suche nach dem ihm angemessenen Lebensstil. Dabei legt er eine außergewöhnliche Karriere als Fußballer der Nationalmannschaften Argentiniens und Italiens hin.

Hin und hergerissen zwischen dem Argentinischen und dem Italienischen stellt er schließlich fest, dass es das Flüchtige dazwischen ist, das die letzte Festigkeit ausmacht. – Womit wir wieder bei der Delta-Kultur des Kurt Lanthaler wären.

Das große biographische Spiel flunkert denn auch zwischen den beiden Grenzpositionen hin und her: Gibt ein fulminantes Abenteuerleben Auskunft über die vorherrschende Lebenskultur der Nicht-Abenteurer? Oder leitet sich aus der Exzentrizität des Helden erst die breite Mitte der zeitgeschichtlichen Kultur-Follower ab?

Der Roman hält sich an die Stationen Buenos Aires, Genua, Turin und wiederum Buenos Aires, der vorgestellte Held erkundet dabei die Massenphänomene, die ihn als Fußballgott umgeben. „Gekonnt bringt er Fußball, Nachtleben und Zirkus unter einen Hut“ (78), heißt es einmal zusammenfassend.

Unter diesem Hut kommt es natürlich zu innigen Begegnungen mit ähnlichen Lebenskünstlern und Zeitgeist-Protagonisten, Argentinien und Italien werden fallweise von rechtsextremen Positionen aus politisch gestaltet, und Helden stehen dabei immer im Mittelpunkt der Machtprojektionen.

Um dieses vage Gerüst biographischer Daten herum sind unzählige Zeitungsnotizen, politische Kommentare, familiäre Anekdoten und geflunkerte Bar-Stories herumgeflochten.

Der Roman ist sauber in fette Überkapitel und kleinere Dünn-Kapitel gegliedert, oft setzt eine Sequenz mit einer Banalität oder Abschweifung ein. „Drei Meldungen, eine Zeitung“ / „Nach ausgedehntem Nachmittagsschlaf“ / „Man kann Geschichte insgesamt“ / „Da gehen die Geschichten“ [...] Alle diese Aufmacher reißen den Leser jeweils neu in den Text hinein, die Andockstellen machen neugierig, egal wie elementar die daraus folgende Aussage sein wird.

So muss dann auch die Leserschaft am Schluss bewerten, was für das Heldenleben wichtig und was ein erzählenswerter Schnörkel ist. So wechseln die Eltern bei der Auswanderung noch schnell das Schiff, weil das geplante Schiff untergegangen ist, dafür hält sich Renato bei seiner ersten Rückfahrt nach Italien einen Affen namens Scimmi.

Ob wichtig oder nicht, beim Erzählen tut man sich leichter, weil man die Überfahrten nach entsprechenden Schlagwörtern Untergang oder Affe abbuchen kann.

Hinter der ungewöhnlich barocken Beschreibung eines Fußballgottes tut sich freilich das Hauptthema auf. Wie kann ich postmodern erzählen, ohne dass es die Leser für postmodern halten? – In dieser Erzählform ist bekanntlich der Leser der letzte Erzähler, der das Gelesene für sich realisiert.

Der Leser ist also zwingend zur Mitarbeit eingeladen, indem er den vorgestellten Roman für sich vollendet. Der Ausdruck „Vorabbericht“ deutet auf diese Absicht hin. In einer Einbegleitung wird ein wenig die Quellenlage gesichtet, nach Planung eines Dokumentationsprojekts taucht tatsächlich eine Schuhschachtel voll Tonbänder auf, die man abhören müsste, wenn man ihre Authentizität überprüft hat. Hier sitzt der Quellenlage noch der Schock der gefälschten Hitlertagebücher im Nacken.

Am Schluss taucht ein Zettel auf, der nach Lektüre vernichtet werden muss. Darauf ist von der ominösen „Zona Cesarini“ die Rede, die bis 2031 unter Verschluss gehalten werden muss. Beim Helden handelt es sich also nicht um eine Person, sondern um eine „Zona“, man könnte auch Mythos dazu sagen.

Fans von Kurt Lanthaler muss man nicht lange erklären, was für groteskes Gedankengut hinter der hin und her flitzenden Bio-Materie rund um Cesarini steckt. Schelmenroman, Künstlerepos, Fußballgott-Saga, alles ist richtig bei der Bewertung dieses Romans.

Gut versteckt hat der Autor überdies selbst das Werk eingeschätzt: „Eine Notiz so gut wie ein Epos. / Mein Großvater war mit acht Jahren allein emigriert und hatte den Atlantik überquert. Kennzeichen: „unbegleitet!“ stand auf seiner Karteikarte im Einwanderungsbüro des argentinischen Staates. Eine Notiz so gut wie ein Epos. / Paolo Rumiz, *Der Leuchtturm* 2017“ (92)

Kurt Lanthaler: Vorabbericht in Sachen der Zona Cesarini. Roman.

Bozen, Wien: folio 2024. 257 Seiten. EUR 25,-. ISBN 978-3-85256-896-6.

Kurt Lanthaler, geb. 1960 in Bozen/Bolzano, lebt seit 1987 in Berlin.

Renato Cesarini, geb. 1906 in Senigallia, starb 1969 in Buenos Aires.

Helmuth Schönauer 04/05/24

chronologisch

Stephan Eibel: sternderln schaun. Gedichte.
Bernhard Setzwein: Kafkas Reise durch die bucklige Welt. Roman.
Jörg Piringer: fünf minuten in die zukunft. Gedichte.
Friedrich Hahn: Dichterleben. Ungehaltene Poetikvorlesungen.
Bernhard Hüttenegger: Wer seinen Sohn liebt. Erzählung.
Ilse Kilic: Das Schlaue vom Himmel. Eine Versuchsunordnung.
Helwig Brunner: Flirren. Roman.
Isabella Krainer: Heul doch! Gedichte. Mit einem Nachwort von Robert Renk..
Axel Karner: popanz.
Mike Markart / Martin G. Wanko: Triest.

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2401

sternderln schaun

„olle san in ihrn hirn alan“ (49) – Gedichte sind wahrscheinlich ein Überdruckventil, um den Dampf der Solitude ein wenig abzulassen.

Stephan Eibels Gedichte sind geprägt von einem Ungleichgewicht zwischen dem Betrachter und dem Betrachteten. Indem das Firmament mit seinen Gestirnen sich großmächtig zur Schau stellt, entwickelt sich eine gnadenlose Winzigkeit des lyrischen Ichs, wenn dieses zu schauen beginnt. „sternderln schaun“ ist also eine großes Unterfangen für kleines Werkzeug.

Die etwa achtzig Gedichte künden von diesem Schauen, das jedem möglich ist, der einen Hauch Neugierde und Überraschungslust mitbringt. Das Eingangsgedicht berichtet programmatisch davon, wie dieses Nachschau halten ausfallen könnte: „hatsch zur Tür / öffne sie // was du siehst / was du siehst / was du siehst // überraschung.“ (5) Überraschung breitet sich nicht nur an der Tür aus, wenn sie aufgerissen wird, vor der Überraschung gibt es meist ein akustischen Signal, ein Läuten oder Pochen, das Anspringen von Feuermeldern oder Kindergeschrei, die einen zur Tür hatschen lassen.

Stephan Eibel greift auf lyrische Tür-Signale zurück, wenn er seine Gedichte in den Überraschungsmodus schickt. Die markantesten Signale dieser Sammlung lassen sich in vier Clustern beschreiben:

a) mit den graphischen Signalen von Asterisken werden Firmament und Sternbilder als Screenshot ausgelegt Als Leitmotiv ziehen diese Sternchen über die Seiten, nehmen dabei die Struktur eines Sonetts an (23), stapfen im Blocksatz aus der Symmetrie hinaus (26), oder verpressen sich zu fetten Sternschweifern (58).

b) im inneren Monolog und oft im Dialekt werden Lebensweisheiten zu Einzeilern eingedampft und aufs Papier geblasen

„olle san in ihrn hirn alan“ (49); „das land ist nur in der stadt schön“ (64) / „sterben: // der letzte versuch / das leben madig zu machen“ (46), „baum // man sieht in zwar kaum / aber er hat den besten ruf / im städtischen raum“ (63)

c) als Ausdruck „visueller Poesie“ werden Lebensläufe als Kumulation von Rufzeichen notiert „70 jahre in rufzeichen“ (20-22); „33 leerzeichen / mit strichpunkt“ (37); „[...]“ (farbloses gedicht unter anführungszeichen) (14)

d) einem soziologischen Experiment ähnlich werden lyrischen Bilder gegenseitig in Stellung gebracht, was oft zur Folge hat, dass das Gerüst zusammenschmilzt und wie beim Bleigießen neue Runen und Rätsel schafft In der Jugend streift der lyrische Held durch die Vororte der Stadt und möchte am liebsten alle herausläuten, bei denen er Licht sieht, und weiterfeiern. Im Alter sieht er es melancholisch: Die können alle nicht schlafen.

Ähnlich den Sternbildern, die man von einer Vorlage herunter auswendig lernen muss, damit man sie später in der echten Betrachtung am Himmelszelt ausmachen kann, müssen auch politische Konstellationen von klein auf gelernt und ein Leben lang geübt werden. Das politische Arbeitergedicht lässt sich dabei wie die Ortschaft Eisenerz von der Drohne aus vermessen, und siehe, es schrumpft und franst aus.

Dieses Eisenerz kommt fallweise zum Vorschein, wenn etwas verschwunden ist, Eisenerz ist die lyrische Kapsel für eine Welt, die mit der Kindheit des Autors verdunstet ist.

In einem „depperten“ Altersgedicht erzählt ein Übriggebliebener aus der damaligen Eisenerz-Zeit, dass überall nur Deppen sind. Der neugierige Heimatbesucher hakt nach, wo denn genau die Deppen sind. Und der politisch aktive Fünfundvierziger zählt auf Nachfrage die Bezirke einzeln auf, in denen diese Typen sitzen, in Graz, Hartberg-Fürstenfeld, Bruck-Mürzzuschlag, Murau – alles Deppen. Selbst das Zusammenlegen alter Orte zu Großgemeinden hat den Wortschatz der Ungustln nicht vergrößert. (82)

Zwischendurch fordern die Gedichte Zähigkeit und Konsequenz beim in die Luft Schauen bis die Sterne kommen. Einmal drängt sich ein Text vor und vergleicht sich mit dem Marathonlauf, der Dichter muss sich verausgaben wie der Läufer und dementsprechend gezeichnet dreinschauen, wenn die Sache erledigt ist. An anderer Stelle greift der Autor wieder zu seinen heißgeliebten Sonderzeichen, die er einst im Setzkasten der Grundschule eifrig genützt hat. In einem Anhang sind Hannah und Marlene in Rufzeichen gewürdigt, die eine kriegt mit ihren vierundzwanzig Jahren gerade mal 15 Lobes-Erwähnungen, die andere mit zwanzig Jahren eine ganze Seite voll. Die Rufzeichen können auch als inhaltslose Befehle gelesen werden, denen die Heldinnen ausgesetzt sind.

In den Gedichten wenigstens herrscht Gerechtigkeit, es ist egal, wie viele Sternderln oder Rufzeichen man verwendet, das Gedicht ist immer ganz groß.

Hier spricht Stephan Eibel als studierter und vom Leben gebeutelter Soziologe.

Stephan Eibel: sternderln schau. Gedichte.

Innsbruck: Limbus 2024. 96 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-99039-248-5.

Stephan Eibel, geb. 1953 in Eisenerz, lebt seit 1979 in Wien.

Helmuth Schönauer 08/05/24

GEGENWARTSLITERATUR 3361

Kafkas Reise durch die bucklige Welt

Aufregende Vorstellung: Franz Kafka hat 1924 seinen Tod nur vorgetäuscht, ist untergetaucht, hat die Nazis überlebt und erscheint nach 1945 in Meran, wo er im Apollo-Kino Karten abreißt. Als Qualifikation für diese Tätigkeit dient ihm die eigene Erzählung vom Türhüter, welcher bekanntlich streng darauf achtet, dass niemand Falscher das Gebäude betritt.

Bernhard Setzwein schöpft mit seinem Roman „Kafkas Reise durch die bucklige Welt“ in vollen Zügen aus dem Mythos „Kafkaniens“. In diesem Reich halten sich das Grotteske, Bürokratische und Entgleiste die Waage. Südtirol ist als wundersamer Fixpunkt verankert: Seit 1920 Franz Kafka eine schwere Depression in Meran zu lindern versucht, wird in der Literaturszenarie diese Kurstadt zum Inbegriff für schwermütige Heilungsversuche. Im Roman kommt es um 1960 zu einer außergewöhnlichen Begegnung zweier Welt-Dichter.

Nach Betriebsschluss im Kino stolcht Kafka (Der Herr Doktor) noch durch die Stadt und bleibt vor einem Hotel hängen, aus dem gerade ein armer Mensch mit Koffer auf den Gehsteig geworfen wird. Kafka interessiert der Koffer mehr als der Mensch, zumal aus dem Koffer Texte herauslugen, die den seinen ähnlich sind.

Notgedrungen kommen die beiden ins Gespräch, als der Mensch einen Fiat Ollearo stiehlt und der Herr Doktor gezwungenermaßen auch auf den Unbekannten eingehen muss, will er dessen Texte lesen.

Bevor die „verstohlene“ Fahrt losgeht, legen die beiden Protagonisten ihre Rollen im Roman fest. Der eine ist Kafka, der sich vom Krebs hat befreien können, indem er alle seine bisherigen Rollen aufgegeben hat und ins Inkognito geflüchtet ist. Der andere ist der polnische Schriftsteller Marek Hlasko, der schon von seiner literarischen Natur aus im Inkognito lebt und nur einmal mit der Verfilmung seines Romans „Der achte Wochentag“ (1957) Bekanntheit erlangt hat.

In der Folge entwickelt sich ein „Literatur-Road-Movie“, die beiden fahren eine echte Route mit scheinbar fixen Stationen und Personen ab, in Wirklichkeit handelt es sich aber um ein motorisiertes Flanieren entlang literarischer Stationen aus der Literaturgeschichte.

Als sie über Jaufenpass und Pustertal Südtirol verlassen, stoßen sie auf einen „Bummser“, der, wie damals in den 1960ern im Dschungel Japans üblich, noch nichts vom Kriegsende gehört hat und deshalb wie aufgezo- gen weiterkämpft. Er erklärt den verdutzten Literaturvagabunden den wahren Sinn Südtiroler Politik.

Nächste Station ist Graz, wo Alfred Kolleritsch noch einmal an seine Anfänge zurückkehrt und die Zeitschrift „manuskripte“ zu Show-Zwecken neu gründet. In der angrenzenden Buckligen Welt hat der Bauer Franz Gsellmann sich von der Landwirtschaft zurückgezogen und die Weltmaschine der Sinnlosigkeit entwickelt. Sein Motto: „Gott wird mir in der andern Welt eine schöne Arbeit geben.“ (165)

Bald stößt auch eine junge aufstrebende Dichterin vom Land zur illustren Gesellschaft, sie übt an einem Gestus, wie man ihn später Ingeborg Bachmann zuordnen wird. Es beginnt eine heftige Verführung Mareks. In dieser buckligen Welt nämlich verschwinden ständig die Grenzen zwischen Fiktion und Angelesenem, Textentwurf und Erlebnis, Erotik und Animalischem.

Während Marek und die Landdichterin gut ins körperliche Geschäft vertieft sind, wird Kafka von den Geistern seines Schlosses heimgesucht. Die Insassen des Schlosses machen längst Literaturevents und lassen den ursprünglichen Autor verkleinern und alt aussehen.

Auf den anstehenden Trips nach Wien und München, wo Kafka an seine Erlebnisse zu Lebzeiten anknüpfen will, wird viel über das Schicksal seiner Geliebten und Schwestern geredet, die alle durch die Nazis umgekommen sind. Hier kann Marek ebenfalls mitreden, hat er doch als Entkommener des Warschauer Ghettos ähnliche Erfahrungen.

Die deklariert groteske Ausdrucksweise dieser Trauerarbeit ist ein subtiler Versuch, einen Ton anzuschlagen, der dem oft erwähnten Kafka-Humor gerecht wird, ohne den Ernst der angesprochenen Zeitgeschichte zu verraten. Befreiung von sprachlichem Gegrübel schafft schließlich H. C. Artmann in Wien, der mit der Sprache ordentlich ums Eck fährt. Ähnliches ereignet sich später in München, wo aus den Bierkrügen der Ungeist des Münchner Putsches und seine absurde Dokumentation durch Karl Valentin seltsam verquickt emporsteigen.

Das Ende ist unkompliziert wie der Anfang. Marek stellt den Fiat ab und winkt sich mit einem Gruß aus der Szenerie, Kafka sitzt auf der Parkbank und spielt alle seine geschriebenen Figuren durch, wie die sich wohl durch die Gegenwart schlagen würden. Er kommt zu keinem Ende, er hat einfach zu viele Denkmöglichkeiten im Auge.

Bernhard Setzwein hat nach seinem Nietzsche-Jubiläumsroman „Nicht kalt genug“ (2000) abermals einen prächtigen Jubiläumsroman geschrieben, der sich aus den Feiern zum 100sten Todestag Kafkas elegant hervorhebt. Es wird nämlich nicht mehr und nicht weniger behauptet, als dass sich Kafka neu erfinden müsste, wenn er noch am Leben wäre. Die Welt nämlich ist zu buckelig für eine gerade Linie.

Bernhard Setzwein: Kafkas Reise durch die bucklige Welt. Roman.

Viechtach: Lichtung 2024. 304 Seiten. EUR 25,70. ISBN 978-3-941306-64-6.

Bernhard Setzwein, geb. 1960 in München, lebt in Waldmünchen und in München.

Franz Kafka, geb. 1883 in Prag, starb 1924 in Kierling bei Wien.

Marek Hlasko, geb. 1934 in Warschau, starb 1969 in Wiesbaden.

Helmuth Schönauer 10/05/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2402

fünf minuten in die zukunft

Der Ausblick ist gebremst optimistisch, wenn sich jemand nur kurz in der Zukunft aufhalten möchte. Die „fünf Minuten in der Zukunft“ erinnern an das klassische „nach zwölf“, wo alles schon zu spät ist. Andererseits sind diese paar Minuten höchstens eine Art Probe-Abo, das man sich kurz anschaut, ohne mit voller Kraft in die Zukunft zu schreiten.

Jörg Piringer versucht mit den Mitteln von abgebrühter Lyrik und innovativer Graphik-Software ein paar Augenblicke lang in die Zukunft zu schauen. Dabei wird die Gegenwart standfest gemacht, damit man das lyrische Personal mit dem Spielbein ein wenig ins Ungewisse hineintappen lassen kann.

Dominanter Eindruck ist das Wechselspiel von konventionell komponiertem Textbild mit Versen, Leerzeilen und Flattersatz und graphischen Strukturen, die am ehesten mit versteinerten Digital-Skeletten zu vergleichen sind.

Das Verhältnis „Zeichen“ und „Text“ ist anfänglich noch sauber getrennt, allmählich unterwandert die Bildstruktur die Gedichte, und an ausgewählten Knoten der Kumulation gehen Zeilen und Zeichenstränge fließend in einander über. Als Beispiel für eine solche „Ineinander Graphik“ beginnt das Schaubild mit der unterbrochenen Zeile „das mögen als institution verkaufe[...]“ und setzt dann als Darm-ähnliche Gravur fort.

(42)

Auch wenn vieles für die Zukunft nicht bestimmbar ist, so scheint doch das Geld ein Kitt zu sein, der die Gegenwart mit dem Futur zusammenklebt. Als Präambel springt das Geld-Gedicht gleich nach dem Aufschlagen des Buches der Leserschaft entgegen. „ das geld / das mir bei meinem einkauf herausgegeben wird / glänzt am nachhauseweg in meiner hand / bronzen kupfern papieren“ (6) Das lyrische Ich evoziert einen handfesten Schatz aus der Kindheit, wenn nicht gar aus archäologisch Zeiten, als die Münze an sich den Wert darstellt, weil es mit keiner Werthaltigkeit in Verbindung steht. Gut möglich, dass dieses „Münzige“ des Geldes in die Zukunft hineinrutscht und digitale und andere Währungen unterwandert. Die Unbestimmte ist in diesem Bild jedenfalls etwas Haptisches.

In der Folge wird in den Texten hochgerechnet, wie sich Motive künftig bewähren könnten. Eine Möglichkeit ist die Sondergenehmigung, mit der verbotene Gedichte zugelassen werden, ähnlich dem Sonntagsfahrverbot in der Kindheit, als der Sinn der Mobilität in seiner Ausnahmegenehmigung gelegen hat.

Unter der lakonischen Bezeichnung „wörter“ (13) ist ein lyrisches Inventar angelegt, das nach konventioneller Manier brauchbare Komposita für noch nicht eingetretene Sachverhalte vorstellt. Beispiele sind

Amoklaufkraketen / Hilferufroboter / Realitätsfälschungsarche / Gleichheitsduscher. Die Wörter lassen sich im privaten, öffentlichen und virtuellen Raum verwenden.

Das lyrische Ich verschwindet zwischendurch, versucht romantisch winterlich und unsichtbar zu werden. „im schnee gegangen / drei stunden / und kein einziges foto gemacht“ (25) An anderer Stelle taucht es unvermutet auf. „das was wie eine geste wirkt / das was dir wie ein satz vorkommt: / das bin ich“ (37)

Die eingesetzten Betriebsmittel, um damit für fünf Minuten die Zukunft zu bestreiten, sind variantenreich. Sie reichen von kleinen Hörfehlern „sichere trittstaaten“ (27), über „die beschriftung der welt“ (49) bis hin zur Gebrauchsanweisung „die schere nehmen / und den text absch“ (53).

Die Beschreibung der Zeichen und Dynamiken erweitert im gleichen Maße die semantischen „Schmiermittel“ wie es sonst die puren Textzeilen tun. Das Signal für „Fakt“ wird graphisch so lange gewaschen und geätzt, bis auf seiner Druckerplatte das Wort „Fake“ (57) zu lesen ist. Auch hier ist ein Vorgang in futuro mit den visuellen Mitteln vergangener Zeiten in Szene gesetzt.

Neben einem Hologramm, ähnlich einem Schwarzen Loch, schält sich ein kleines Lied hervor, das dem Firmament Struktur verleiht. „ein zwei jets / vom himmel / ein gewaltiges loch / stellt vor ein rätsel / das ende der welt / noch immer unauffindbar“ (74)

Den Abschluss bilden visuelle Bilder in Textform, die mit der Schlusssequenz in ein apokryphes Sternbild übergehen.

Jörg Piringer stimuliert die beiden Wirkkräfte Romantik und Programmatik in einem permanenten Prozess, die Gedichte setzt er seiner eigenen Software aus, die Software kommandiert er mit romantischen Befehlen. Die fünf Minuten wirken anregend und ermunternd, vielleicht müssen wir gar nicht Angst haben um die Zukunft unserer Gedichte.

Jörg Piringer: fünf minuten in die zukunft. Gedichte. Textbilder mit Software des Autors.

Innsbruck: Limbus 2024. 96 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-99039-250-8.

Jörg Piringer, geb. 1974 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 14/05/24

GEGENWARTSLITERATUR 3362

Dichterleben

Poetikvorlesungen gelten gemeinhin als sozial hochrangige Veranstaltungen, in denen das dichtende Individuum einem akademischen Publikum die eigene Schreibtheorie anhand des eigenen Werkes vorträgt. Das Genre erweist sich als Kippmedium zwischen wissenschaftlicher Analyse und subjektiver Fiktion. Der Begriff wurde ursprünglich aus bilanztechnischen Gründen verwendet, mit dieser Bezeichnung nämlich lässt sich eine Veranstaltung im universitären Betrieb unkompliziert abrechnen.

Friedrich Hahn hält nun unter dem Titel „Dichterleben“ seine eigene Poetikvorlesung quasi für sich selbst.

Bestenfalls hält er sich diese auf Vorrat, um gerüstet zu sein, sollte spontan jemand eine Vorlesung von ihm verlangen. Womit er schon beim Thema ist.

Wie geistert ein Schriftstellerleben aus? - „Dichterleben“ kann dazu als Jahresprotokoll eines Siebzigjährigen gelesen werden.

Schon der Start führt fulminant in diese Erregungszone, wo manches von sich aus Text ist und sich vom Leben losgelöst hat, anderes ungebrochenen Schmerz verursacht, weil es sich nicht zum Text ausformen und erledigen lässt. Die Wohnungstür ist mit einem Graffito verunziert, wahrscheinlich ein mutwilliger Schaden, vielleicht aber auch ein künstlerisches Geschenk wie ein Gedicht. Die Reaktion des Erzählers geht jedenfalls von Irritation und Schädigung aus, es sei keine Kunst, sondern eine Versicherungsangelegenheit.

Dieser Drahtseilakt der wahren Empfindung wird künftig vom Autor unter zwei Aspekten gewürdigt: 1. Als wäre alles schon gesagt (7) / 2. Was noch zu sagen gewesen wäre (177)

In diesem Lichte verschwimmen auch die Grenzen von fertig / unfertig; privat / öffentlich; ritualisiert / amorph.

In einer Symbiose aus diesen Zuständen entwickelt sich ein Jahresablauf, der für sich genommen scheinbar ungeplant geschieht, durch die penible Denotation freilich wie ein freches Drehbuch daherkommt.

Obwohl scheinbar nichts geschieht, wird der Leser sofort in den Text hineingerissen und ein Jahr lang nicht mehr losgelassen, wenn er dieses erzählte Jahr selbst erlebt hat. Denn er ahnt, hier versucht ein Autor aus der persönlichen Erfahrung eine allgemeine Erfahrungsgültigkeit für eine ähnliche Jahreskohorte zu erzählen.

Der Tagesablauf wird gespeist durch Ritualisierung, die vielleicht durch die Fügung abgerundet erscheint, wonach der Vormittag einen Vormittag braucht, bis er fertig ist. Beim Durchscrollen und Durchblättern diverser Medien spielen Geburts- und Todestage eine fixe Rolle, zumal diese meist eine auf Literatur spezialisierte Erinnerung auslösen. Mit manchen Verstorbenen gab es gemeinsame Auftritte, manches wurde gegenseitig rezensiert, manche bleiben mit ihrer Ablehnung einer Zusammenarbeit in Erinnerung.

„Mit der Zeit gehen mir die Verleger aus“, heißt es ernüchternd, wenn die Letzten gestorben oder aus dem Literaturbetrieb ausgeschieden sind. – Das ist wahrscheinlich die bitterste Erkenntnis dieser Vorlesung, dass die sogenannten literarischen Freundschaften abrupt enden, wenn das entsprechende Geschäftsfeld verlorengeht.

Der Autor verspürt es am eigenen Leib, dass er nicht mehr interessant ist, seit er keine Veranstaltungen moderiert, Werkstätten initiiert oder Preise kuratiert. Am Beispiel des Literaturstipendiums Alsergrund, einer für den Stadtteil relevanten Aktion, erfährt der Autor, dass er nichts mehr wert ist. Sein „Lebensprojekt“ wird stillgelegt, kaum dass er den Fuß bei der Tür draußen hat.

Ab und zu gibt es noch lebende Zusammenkünfte, die aber eher Versehrten-Meetings gleichen. Das Klassentreffen wird zum Auflauf von Krankengeschichten, einzig ein tapferer Künstler bringt ein Porträt aus der Jugend mit, das jetzt am Cover des Buches Dichterleben Platz und Sinn findet.

Neben der literarischen Introspektion, die täglich anhand von Medien stattfindet, plagt den Autor naturgemäß das Private, vor allem die Tochter macht Sorgen, weil sie ihre eigenen familiären Schwierigkeiten mit Schweigen und Kontaktabbriss aussitzt. Ihre Mutter verbittet es sich außerdem, im Buch vorzukommen, wodurch im Journal manche Absätze „wie gelöscht“ notiert werden müssen. Aber das ist vielleicht eine gute Erzählmethode für das Unausprechliche: Man grenzt genau ab, was nicht gesagt werden darf.

Die dritte Komponente liegt im Abarbeiten des Alltags, wunderschön zusammengefasst in einem Metakommentar über das Poetische: „Ich gehe zum Einkaufen. Ich komme vom Einkaufen. Zwei Sätze wie aus einem Text in einfacher Sprache. Wenn nur alles so einfach wäre: Ich gehe zum Einkaufen. Ich komme vom Einkaufen. Mein welches Bein schmerzt.“ (159)

Phasenweise kumulieren Kleinigkeiten zu einem Gedicht, wenn etwa das Auto nur einmal im Jahr bewegt wird, weil es zum Pickerl geht, oder wenn der Postbote die Erdgeschosswohnung nützt, um Buchpakete persönlich zuzustellen. Aus den Kleinodien des Tagesablaufs entstehen auch die sogenannten „Schnipselgedichte“, die entweder aus Zeitungsausschnitten zusammen-collagiert oder als semantische Updates von Wortspielen zu Lyrik ausgeformt sind.

Und der Körper will ständig bei diesen Übungen abhauen und drängt sich in den Mittelpunkt, wenn er sich vernachlässigt fühlt. Das sogenannte „welke“ Bein wirkt als Mahnmal, Gedenkfleisch und Sendemasten diverser Überlegungen über das Vergängliche.

Das „Vorlesungsjahr“ vergeht schneller, als es Autor und Leser wahrhaben wollen. Als alle Verleger absagen, fasst sich Friedrich Hahn noch einmal ein Herz und startet ein größeres Projekt, worin das noch nicht Gesagte ans Textlicht geholt wird. Der zweite Abschnitt „Was noch zu sagen gewesen wäre“ zeigt auf, was in Wahrheit unter dem bereits ausgeformten Text steckt. Dabei werden spielerisch Probebohrungen für einen noch nicht entdeckten Text gesetzt. So googelt der Autor zwischendurch Orte und Wege aus der Kindheit auf Maps, wodurch hinter dem Cursor der angesteuerten Punkte sich Adern voller Zuversicht und Kindheitserinnerung auftun. An anderer Stelle ergeben diese Sondierungen prächtige Romananfänge oder Startsätze für Erzählungen. „Ich bin meiner Zeit voraus. Ich lasse mich überholen. Es war bloß ein Hörfehler.“ (213)

Im Sinne einer Poetikvorlesung sind die Quellen der Erlebnisse ausgewiesen, oft handelt es sich um Artikel, eine große Datenmenge kommt aus den Lektüren und Rezensionen des Autors, und manchmal sind es auch nackte Zahlen, die Autor und Leserschaft zum Staunen bringen.

Als der Innsbrucker Laurin Verlag das Lager räumt, schickt er dem Autor die Zahlen mit den Restexemplaren, die um einen Euro zu haben wären. „Von allem Ende an: 757 // Mitten am Rand: 267 // Wie es im Buche steht: 346 // Komme, was wolle: 141“ – So also spricht der Literaturmarkt zu seinen Akteuren.

Friedrich Hahn hält der Literatur ungebrochen die Treue, sein Problem ist höchstens, wie er das „Dichterleben“ beenden soll. Er findet einen Dreizeiler, der ordentlich ploppt wie früher die Kaugummi-Blase: „Als sei nichts gewesen. / Literatur als sei nichts gewesen. / Leben als sei nichts gewesen.“ (219)

Friedrich Hahn: Dichterleben. Ungehaltene Poetikvorlesungen.

Maria Enzersdorf: Edition Roesner 2024. 219 Seiten. EUR 24,90. ISBN 978-3-9505405-8-1.

Friedrich Hahn, geb. 1952 in Merkengersch / NÖ, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 16/05/24

GEGENWARTSLITERATUR 3363

Wer seinen Sohn liebt

Das schriftstellerische Werk gilt Meistern erst dann als abgerundet, wenn darin jene Kindheit erzählt ist, die zum Schreiben geführt hat.

Bernhard Hüttenegger hat all seine Schreib-, Erinnerungs- und Bildkraft aufgeboten, um aus der Erfahrung einer geglückten Berufswahl zu erzählen, welche stummen Leiden und sprachlosen Gesten dafür notwendig gewesen sind. Der geschäftigen Welt entrückt sitzt im Schlussbild der Sohn an einem norwegischen Fjord, und lässt seine Gedanken an der Kante zwischen Witterung und Wasser oszillieren. In einer versöhnlich-pädagogischen Coda ist ein Sohn zum Sohn geworden.

Ehe dieser scheinbar so natürliche Ablauf des Lebens gelingt, wobei der Vater letztlich abtreten muss, damit der Sohn seine Persönlichkeit entfalten kann, macht der Protagonist die drei elementaren Stufen der Menschwerdung durch. Wie in einem Abzählreim werden die Bildungsmaßnahmen ausgezählt: Das Kind (7); Der Bub (30); Der

Zögling (90). In den beiden Schlusskapiteln verlöscht der Vater (113) unter erbärmlichen Qualen an seiner Lunge, während der Sohn (136) Jahrzehnte später in Norwegen Luft findet.

Die Gliederungen sind in zarter Kapitelschrift in den Fließtext eingearbeitet, so als sollte man nicht erkennen, dass es Übergänge im Kontinuum des Heranwachsens gibt.

Die Erzählung spielt in einem magischen Raum, der um das Kind, den Zögling und den Heranwachsenden herum aufgebaut ist wie ein Aquarium, durch dessen Lichtbrechung die Dinge verzerrt erscheinen. In der Eingangsszene sitzt das Kind in der Fensterlaibung eines alten Hauses und blickt auf die Straße, Regen setzt ein, und allmählich füllt sich der Ausguck mit Licht und Wasser wie rund um einen Fisch. Seltsam geschützt und ausgesetzt lässt sich das Kind durch seine Kindheit treiben.

Seine Umgebung glänzt auf den ersten Blick wie in einem wohltemperierten Bilderbuch: Mutter macht Strudel, Vater kommt von der Arbeit heim und entledigt sich der Arbeitsutensilien, die in einem magischen Kastl versperrt werden. Großvater ist Schuhmacher und wird später die erste Lederhose zum Schulbeginn fertigen, Großmutter nimmt den Knaben mit zum Milch holen, der Dackel Schurl ist rundum unauffällig und zufrieden. Selbst die Stadt zeigt sich an der Oberfläche als Idylle, sie hat tausend Jahre auf dem Buckel und ist eng um einen Kern geschlungen, aus dem es sich nur auf zwei Seiten hinausschlüpfen lässt.

Das Kind nimmt die Einzelheiten als Teile eines Bildes wahr, dessen Komposition es noch nicht kennt. Es beginnt mit seiner Schwester Kontakt aufzunehmen, die ebenfalls als Teil eines Familienbildes einzeln herumschwirrt. Als Weiterbildungsmaßnahme wechselt das Kind in den Status „Bub“ und beginnt einen Forschungsreisenden zu spielen, der mit Obstkisten über die Ozeane der kleinen Welt fährt. (31)

Hinter den Blitzen einer unerwarteten Wahrnehmung freilich bricht das mühsam aufgebaute Bild täglich zusammen. Vater trägt als Kriegsverletzung einen Granatsplitter im Kopf und hat ständig „Schädelweh“. Oft wird im die Familie zuviel und er entgleist, indem er mit Gewalt droht. Mehr als einmal gibt es Krawall an der Klotür, wenn nicht frei ist. Und auch in der Nacht gehen seltsame Dinge und Geräusche vor sich. Der Bub beobachtet, wie seine Eltern befremdend stöhnen und ringen, während sie animalische Laute von sich geben. Um Näheres zu erfahren, inspiziert der Bub seine Schwester im Schlaf und nennt es später Erkundung der Grotte.

Wenn das Kind vom Vater lernen will, stößt es auf lauter unerklärbare Dinge. Vater geht manchmal mit der Pistole außer Haus, um für die Sparkasse Geld aus der nächsten Stadt zu holen. Einmal in der Woche ist Kriegsoffiziersitzung, nach der er besonders aufgekratzt nach Hause kommt. Der Bub darf manchmal beim Kino dabei sein, der wichtigste Film ist „der längste Tag.“

Nach der Schule gibt es abermals Erkundungen, dieses mal nicht allein in der Obstkiste, sondern mit den Mitschülern draußen am Gewässer, wo vor allem Frösche gefangen und zerlegt werden. An ihnen lässt sich all das erforschen, was man bei Menschen nicht sieht, die Nerven etwa, oder wie sie zucken, wenn es die richtigen Reize gibt.

Die Phase des Zöglings bringt den Helden hinaus aus der Stadt, im Internat wird er einchecken und vielleicht Lehrer werden. Vater verabschiedet ihn feierlich am Hauptplatz, wo er aus der Sparkasse herauskommt, um ein wenig stolz zu sein auf seinen Sohn, der sich mit Frischwäsche zum Bahnhof aufmacht.

Das Internat lässt vor allem die Entfernung zu daheim spüren. Erwachsenwerden heißt, immer weniger davon mitzubekommen, was sich zu Hause abspielt.

Vater will auf seinen Sechziger lossteuern und eine versöhnende Pension erreichen. Aber ihm geht die Luft aus, er beginnt zu leiden wie ein Hund. Durchhalten bis zur Pension, heißt die Parole, aber die Sparkasse lässt ihn nicht ziehen, dazu sei er schon zu schwach.

Das letzte Mal, dass der Zögling seinen Vater aufrecht sieht, ist in einer Szene, da hat er einen Schladminger Hut auf. Der Rest ist Sterben, Tod, Begräbnis.

Die Sterbeszenen sind ähnlich straff und schmucklos in Einzelteile zerlegt, wie es das Kind einst gelernt hat, als es aus der Fensterlaibung auf die Straße geblickt hat.

Das letzte Kapitel ist kurz wie eine Idee. Aus dem Lehramtszögling ist ein Schriftsteller geworden. Jetzt, wo vom Vater alles erzählt ist, hat er seine Aufgabe erledigt, an der er ein Leben lang gearbeitet hat. Er ist Sohn geworden. – Herzergreifend klar und bitter wahr!

Aus dem verdunkelten Ambiente der 1950er Jahre ist durch Bernhard Hüttenegger dann doch noch ein helles Bilderbuch geworden, das Auskunft gibt über die letzten Dinge dieser Welt.

Bernhard Hüttenegger: Wer seinen Sohn liebt. Erzählung. [EA: Kitab, Klagenfurt 2003].

Graz: edition keiper 2024. 138 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-903575-12-7.

Bernhard Hüttenegger, geb. 1948 in Rottenmann, lebt in Wien und Kärnten.

Helmuth Schönauer 19/05/24

Vielleicht ist Literatur eine flüchtige Art von Materie, die sich manchmal um eine Lebensweisheit versammelt, die nach deren Verzehr wieder verschwindet.

Ilse Kilic ist mit ihrer blau-hörig machenden Fügung vom „Schalauen vom Himmel“ mit einer Versuchsunordnung unterwegs. Ihre Bücher sind eine Art Vorlesung für nicht planbare Überlegungen, die an einer Weiche aus einem Hauptstrang entspringen oder wie streuende Texte durch die Regale ziehen. „Weiche“ und „streuende Texte“ werden ermunternd im programmatischen Vorspann erklärt, der stracks in die Versuchsunordnung hineinführt.

In diesem literarisch getrimmten Versuch sind als Grundanker scheinbar fixe Geschehnisse erwähnt, wenn etwa die Autorin Kilic handfest stürzt, was Seiten später ein Zitat auslöst. Umgekehrt wird ihr Lebenspartner Fritz Widhalm in den Text mit einer fixen Aussage hineingezogen, wonach „Revolutionen sich bemühen sollten, nett zu sein“. (37)

Auf diese biographischen Stützdaten sind diverse Versuchsmodelle aufgebaut mit der Absicht, wenn schon nicht die Verbesserung der Welt einzuleiten, so zumindest ein Programm dafür zu entwickeln.

Zu Beginn gibt es wie bei allen seriösen kultur- und Bildungseinrichtungen ein Bewerbungsschreiben. Potentiell mitwirkende Figuren müssen sich mit Unterlagen bewerben, eine nennt sich Suzie Traktor und tritt als literarische Beraterin auf (23). Eine andere legt Gutachten über die Angst vor, die vor allem dadurch ausgelöst worden ist, dass sie sich als Embryo wie ein Gurkerl in einem Gurkenglas gefühlt hat. Die Liste der potentiellen Figuren gleicht durchaus einer Bücher- oder Getränkeliste, die durch Streichungen und Umgruppierungen ajour gehalten werden. Aus den möglichen Konstellationen und Interaktionen ergibt sich ein sozio-dynamisches Spannungsfeld, wie man es in alter Literatur unter Familienaufstellung kennt.

Über diese Plots, Spannungsfelder und Persönlichkeitsstrukturen wird in einem großen Schriftbogen die These gelegt, wonach es ohne Theorie keine Revolution gibt. Dieser Wunsch nach einer „Theorie von Allem“ geht auf ein Gedicht von Andreas Pavlic zurück, das vollkommen zitiert und interpretiert wird. (34)

Während nun die Figuren aufeinander losgelassen werden, entstehen wie in einem Labor verschieden gefährliche Versuchereignisse, die sich mal als Solo einer entgleisten Person zeigen, dann wieder als eingeschmolzener Händedruck zwischen zwei Hauptdarstellerinnen, die ihr Dilemma nur durch eine Zeichnung ausdrücken können.

Ein gefährliches Kapitel geht der Frage nach, wie man Kleinlebewesen in den Literaturbetrieb einbauen könnte. Es handelt nämlich von Bakterien, die es gibt, und solchen, die es geben könnte. Großer Wert wie bei allen Versuchsunordnungen wird auf ein ungeordnetes Ende gelegt. In dreizehn erdichteten Schlussvarianten (133) kommt alles ans Tageslicht, womit man ein Projekt beenden könnte.

Für ein kluges Ende braucht es meist einen klugen Begriff, um die Relevanz der Versuchsreihe gegenüber Außenstehenden abzusichern. Zumindest der Begriff für das Ende sollte passen, wenn schon das Ende nicht passt.

Die Rede ist von Utopia Phantastica, Utopia Dystopia, Dystopia Grave in diversen Kurz- und Langfassungen. Aber auch ein Haiku, eine Hommage oder Ballade könnten das Unterfangen über „das Schlaue vom Himmel“ bestens abfedern und in Realität umwandeln. Eine kryptische oder logische Variante zur Versuchsunordnung ist nicht ausgeschlossen.

Die liebste Form, das ganze Buch zu beenden, ist gleichermaßen vor Personal, Autorin und Leserschaft in der sogenannten „dreizehnten Schlussvariante“ zusammengefasst:

„Die Leserinnen und Leser klappen das Buch zu. / Alle Figuren und Gedanken, seien sie in diesem Buch enthalten oder durch die Lektüre entstanden, schlüpfen in einen Tragebeutel, und werden von einer der Personen in oder außerhalb dieses Buches an einen sicheren und freundlichen Ort verbracht, wo sie sich in Ruhe weiterentwickeln oder von all den Strapazen des Textes oder der Lektüre ausruhen können.“ (142)

Das Schlaue vom Himmel ruht in einem Beutel, bereit, bei nächster Gelegenheit daraus hervorzuschlüpfen.

Ilse Kilic: Das Schlaue vom Himmel. Eine Versuchsunordnung.

Klagenfurt: Ritter 2023. 150 Seiten. EUR 19,-. ISBN 978-3-85415-661-1.

Ilse Kilic, geb. 1958 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 22/05/24

GEGENWARTSLITERATUR 3364

Flirren

Ein guter Zukunftsroman lässt sich mit der Hochrechnung für einen Wahlabend vergleichen, die Stimmen sind abgegeben und werden ausgezählt, die Spannung steigt, und das Ergebnis wird mit der Prognose halbwegs übereinstimmen.

Helwig Brunner arbeitet mit seinem beruflichen Standbein in einem ökologischen Planungsbüro, während er sich als Schriftsteller mit dem Spielbein für „klimarelevante Desaster“ interessiert. Mit dieser Beidbeinigheit ist auch der Held des Romans „Flirren“ ausgestattet, der von sich sagt, er sei „doppelt gefordert als schreibender

Wissenschaftler und forschender Literat“ (63) Der Erkenntnisgewinn aus wissenschaftlichen Versuchsreihen und assoziativen Fiktionen ist wohl auch das geheime Thema des Romans.

Vordergründig spielt die Geschichte ungefähr im 25sten Jahrhundert, also ausreichend fern in der Zukunft, um einen halbwegs objektiven Überblick über die Gegenwart zu erlangen. Leonhard arbeitet als Vergangenheitsforscher. Im aktuellen Projekt lässt er sich jede Menge wissenschaftlicher Arbeiten, Prognosen und Maßnahmen schicken, die man etwa um 2024 zum Thema Weltklimawandel abgewickelt hat.

„Jeder Forschungsprojekt wird an unserer aussichtslosen Situation gemessen und scheitert daher zwangsläufig.“ (108) Dieser Satz gilt für die Gegenwart genauso wie für die Erlebniszeit des Helden, der isoliert vom Globus in einem sogenannten Human-Areal seine Forschung zur Vergangenheit betreibt.

Während er die Arbeiten aufruft wie Essay-Kapitel, und dabei Europa als versteinerte Echse, abgegriffene Spielkonsole oder Musik-Konserve aus dem Kopfhörer begreift, verfällt er regelmäßig in eine intellektuelle Trauerarbeit. Seine Arbeitskollegin, Digitalgeliebte und Gefühlsprojektion Lea ist an Strahlen-Krebs gestorben. Zwischen der erforschten Zeit und der Futur-Gegenwart haben sich nämlich allerhand Katastrophen ereignet, radioaktives Material liegt auf den Wüsten, Kriege und Energieproduktion haben Fallout abgeworfen, sodass die Erde jetzt unbewohnbar ist.

Die Menschen wohnen in exklusiven Humanarealen, die Landschaften werden wie einst Bilderbücher als Dekoration auf Displays projiziert, sie lassen sich in sattem Grün umblättern, während in Wirklichkeit draußen eine gnadenlose Hitze herrscht. Diese Hitze bewirkt auch dieses doppelgesichtige „Flirren“, das über den Roman gelegt ist. Zum einen ist das Flirren die Auswirkung der Hitze, die aus der Veränderung des Weltklimas entstanden ist, zum anderen entsteht dieses Flirren auch regelmäßig, wenn Sprache verwendet wird. – Sprache stößt wissenschaftlich gesehen immer an ihre Ränder, fasert aus und beginnt zu flirren.

Diese Sprachunschärfe macht es auch unmöglich, hitzebeständige Glücksbegriffe zu finden, sodass der Held als Ich-Erzähler keine richtige Sprache findet, um die Trauer zu seiner Lea zu beschreiben. Einmal verwendet er ihr Bild wie eine kühlendes Landschaftsportrait, dann wieder bleibt er an ihren Worten hängen, wenn sie ihn als „gestrigen Mann alter Schule“ (82) beschrieben hat.

Massives Flirren im eigenen Kopf unterliegt jenem weißen Rauschen, das als Turbulenz nach einem Upload für einen Info-Speicher entsteht. Und tatsächlich gibt es im Humanareal ja keine andere Transformation von Bildung als jene durch Uploads. Jugendliche erhalten statt der Pubertät einfach ein Update, darauf sind die Auswirkungen der Techno-Revolution als Fernsehserien Marke „Pinky Brain“ getarnt.

Je genauer sich der Forscher mit der Vergangenheit beschäftigt, umso mehr entdeckt er, dass die Sätze zwar für alles brauchbar sind, aber im Allerweltsnutzen eben auch wenig Konkretes aussagen. Seinen Status fasst er mit einem wissenschaftlichen Allerweltsatz zusammen. „Ich habe das Privileg, in einem hochtechnisierten Areal zu leben, das existentielle Grundversorgung, einigen Komfort, regelmäßige Wissensupdates und akzeptable Lebenserwartung bietet.“ (59)

Mehr als einmal kommt ihm der Gedanke, dass die Zeit der Schlüssel für alles ist. „Aber was soll man damit aufsperrern?“ (59) – Ein Fortschritt, der den Menschen zurücklässt, ist abzulehnen. – Das System rettet und beherrscht uns. – Den Zusammenbruch des Weltklimas vereinnahmen die Neoreligiösen für ihre Vorstellungen von Sünde und Sühne. (97)

Überlagert von diesen Thesen und Theorien keimt in Leonhard die Überzeugung auf, dass es wahrscheinlich der Fiktion bedarf, um dieses Flirren der Tatsachen zu stabilisieren. Bei einem Bildungsausflug mit einem echten Bus, mit echten Ausflüglern in eine echte Landschaft reift die Absicht, für den Abschluss der Arbeit ein Gedicht zu schreiben.

In eine Suchmaschine unterlegt mit Künstlicher Intelligenz gibt er den zentralen Begriff aller Zukunfts- und Klimarelevanten Forschungen ein: „Sonne!“ – Heraus kommt vielleicht etwas, was jemand als Sonnengesang des Franziskus schon einmal eingespeist hat.

Helwig Brunner erzählt punktgenau die Gegenwart als Zukunft, sodass er auf genaue Orts- oder Zeitangaben verzichten kann. Von null bis neunundvierzig sind die Kapitel durchnummeriert, und mit einem griffigen Schlagwort überschrieben, wie Fährte, Wolke, Furor, Zeit oder Mammut.

Der Roman ist natürlich als erzähltes Kontinuum eine spannende Sache, wenn aus der Zukunft für die Gegenwart der Lesenden erzählt wird. Für einen zweiten Lesevorgang empfiehlt sich ein portioniertes Lesen als Essay-Kompendium. Nach dieser Methode ist man für lange Zeit mit sich, dem Roman und der Zukunft allen Sinns beschäftigt.

Helwig Brunner: Flirren. Roman.

Graz: Droschl 2024. 208 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-99059-149-9.

Helwig Brunner, geb. 1967, lebt in Graz.

Helmuth Schönauer 24/05/24

Heul doch!

Manchmal lässt es das literarische Glück zu, dass sich ein ganzes Land über jene Literatur freuen darf, die es mit einem Stipendium angeregt hat.

Isabella Krainer hätte auch ohne Großes Tiroler Literaturstipendium den wunderschönen Gedichtband „Heul doch!“ geschaffen, durch die offizielle Auslobung für 2023/24 fieberte eine kleine literarische Schar freilich dem Band entgegen, der in einem Tiroler Verlag erscheinen durfte.

Im Nachwort verweist Robert Renk darauf, dass Isabella Krainer schon mit ihrem lyrischen Entwicklungsroman „Vom Kaputtgehen“ ein authentisches Genre geschaffen hat. Der neue Band ist ebenso originär und unvergleichlich geworden, wollte man für eine Laudatio freilich an große Namen anknüpfen, könnte man es mit Barbara Hundegger versuchen, oder einfach von Emile Zola einen elementaren Satz über das Schreiben verwenden, der das Grobe und Feine zusammenfasst: „Man soll mit Fäusten nicht Schreibmaschine schreiben.“ Der Aufschrei „Heul doch!“ lässt sich im finsternen Alpenland des Unterbewusstseins mindestens zweifach lesen. Einmal ist es die kalte Aufforderung an eine gequälte Seele, doch den Schmerz herauszulärren, zum anderen ist es an der von Medien geglätteten Oberfläche die Beschwörungsformel an einen Wolf, der ein friedliches Zusammenleben außerhalb des Märchenbuches besingen soll.

Zwischen den groben Heultönen und der feinen Ritzung der Psyche, zwischen großspurigem Auftreten und schwächerer Artikulation, zwischen Faustballen und Text schreiben „spielen die Gedichte“, die ähnlich dem Jahreskreis in vier Saisonen ausgelegt sind.

mädchen im getriebe (5) / weidmanns unheil (33) / es ist kompliziert (49) / tränen. dafür ist geld da (69) lauten die Überschriften, die letztlich einer Verschärfung in der Entwicklung eines Lebens nachspüren.

„mädchen im getriebe“ erzählt von der seltsamen Kraft, mit der die vorbereiteten Geschichten über das Erwachsenwerden plötzlich in den nächsten Gang hoch geschaltet werden, bis sie den Drive jäh beenden. Einem Automatikgetriebe ähnlich setzen zarte Motive plötzlich zum Überholen an und laufen aus dem Ruder.

„mädchen im getriebe // alles nur weil / und später aus trotz / da der ungehorsam heranwuchs / mit dem zorn / mit der zeit und die fenster klemmten“ (5) „first kiss // danach riss sich / das mädchen / milchmädchen aus dem gebiss“ (8)

Im Ambiente von Tankstellen, Auto als Aufriss-Werkzeug, Getriebe und klemmenden Fensterscheiben - sowohl beim Fahrzeug, als auch beim Fensterln im Volkslied - treffen sich Erobernde zum Wettbewerb. Wer schleppt wen ab, und wohin geht die Fahrt, wenn die Drei von der Tankstelle den Film beendet haben? Ab und zu müssen Kinderreim und Gartenspiele erhalten, wenn es um das Tindern geht, Verstecken-Spiele sind gefragt. Und wenn es dann zur Sache geht, wird es explosiv: „nein!// das allein schon ein sprengsatz“ (30)

In „weidmanns unheil“ (33) werden die Vokabeln neu gemischt, von den Waidmännern geht nicht nur für das Wild tödliche Gefahr aus. Auch die Mädchen von einst sind in dieser Todeszone in größter Gefahr. Oft genügt es schon, als Frau am falschen Sitz bloß in die Welt hineinzuhorchen, und schon ist das Jagdrevier aufgebrochen wie ein Wortkadaver. Eine Frau mimt einen Ansitz, aber es sind die falschen Töne in der Luft. In einem anderen Gedicht ist der Baum falsch bezeichnet, der zum Ringelspiel gewählt wird, „unter dem Lindenbaum“ spielt sich nichts mehr ab, ein Mann hängt daran und zuckt ein letztes Mal mit seiner Lende.

Ganze Landstriche geraten in Aufruhr und Erregung, wenn Schnaps unter der Gürtellinie gebrannt wird. „viel haben wir nicht. aber hand und fuß“ (44), „naturschönheit / vor dem spiegel gras rauchen / #ohnefilter“ (45) Die Naturschönheiten zeigen sich mittlerweile eingeraucht unter geheimen Hashtags.

Im dritten Akt „es ist kompliziert“ (49) lassen sich Sachverhalte nicht einmal mehr mit einfachen Sätzen entflechten. Die Ausweglosigkeit linearer Erkenntnis führt hinein ein tierisches Ringelspiel: „es ist kompliziert // eins / mit sich / nur das tier / das sich selbst / in den schwanz beißt“ (50) In einer erlesener Art von lyrischer Metaebene schreiben sich Personen WLAN in den Hinterkopf in der Hoffnung auf guten Empfang.

Kompliziert wird es vor allem nach Trennungen, wenn sich die Getrennten fragen, wer jetzt die Seite gewechselt hat. „mal dir / ein herz um jede narbe / fass dir eins / nimm farbe“ (66)

Der Schlussakkord ist emotional gesetzt wie in einem Film: „tränen. dafür ist geld da“ (69). Das lyrische Ich schwenkt allmählich in eine Kärntner Mundart hinein und berichtet lakonisch von einem Herzenswunsch: Am liebsten täte ich mich beim Einkaufen ins Regal legen. (71) Alles ist ein Strich in der Landschaft, wenn es in Mundart erzählt wird. „Zwanzig Wölfe im Land, achtzig davon Mörder.“ (89) Die letzte Freude bleibt mitten im Gedicht stecken: „freud // wer will schon wissen / was er während seines / todestrieb“ (86)

„Heul doch!“ ist für alle gesellschaftlichen Lagen der letzte Ausweg. Schroff wie dieser pädagogisch verunglückte Befehl wechseln auch die Gedichte von Isabella Krainer in den Bunker-Modus, wenn die Lebensweisheiten getestet und für falsch empfunden worden sind. Die Menschenseelen dieser Gedichte werden mit diesen alleine gelassen. Die Lesenden halten die Buchseiten weit gespreizt und lesen, und lesen und heulen mit.

Isabella Krainer: Heul doch! Gedichte. Mit einem Nachwort von Robert Renk.

Innsbruck: Limbus 2024. 96 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-99039-251-5.

Isabella Krainer, geb. 1974 in Friesach, lebt in Neumarkt in der Steiermark. Großes Literaturstipendium des Landes Tirol 2023/24.

GEGENWARTSLITERATUR 3366

popanz

Gedichtbände springen einen oft aus dem vollen Regal heraus an, wenn sie von der semantischen Schnellkraft eines einzigen Wort getrieben jäh ihre Dynamik entfalten.

Axel Karner hält seinen Gedichtband unter dem Begriff „popanz“ vorerst in Zaum, ehe er dem Streusel-Spiel Mikado ähnlich seine Gedichte unvermittelt auswirft. Unter Popanz ist im sprachlichen Umgangsgebrauch ein aufgeblasener Typ gemeint, ein Schreckgespenst, die Kunst der Überschätzung oder die aufgeplusterte Meinung schlechthin. Der Popanz kann überall und jederzeit auftreten, im Alltag vor allem als Buhmann, Fake oder Drohkulisse.

In den knapp fünfzig Gedichten tritt der Popanz unter anderem als künstlerische Figur, ausgestorbener Beruf oder abschätzigere Wertung von unguuten Mitmenschen auf.

Axel Karner platziert seine Popanz-Porträts wie in einem programmatischen Schubert zwischen zwei Leitsätze: „Ich kannte deren Schlag schon mein ganzes Leben – durchtrieben bis auf die Knochen. – James Lee Burke.“ (5) / „Es gibt keine Antwort. Es wird keine Antwort geben. Es hat nie eine Antwort gegeben. Das ist die Antwort. – Gertrude Stein.“ (53)

In zaghafter Kursivschrift filtern Bemerkungen zum Bientötter und zum Verweigerer diese Leitsätze ab und machen den Weg frei für die „popanz“-Gedichte, die alphabetisch das Feld von Raritäten, Entgleisungen und Selbsttäuschungen behandeln.

Einen starken Eindruck hinterlassen die Doppelseiten vor allem durch ihre beinahe dichotome Inszenierung, wenn etwa Bettler und Bürgermeister (11), Engelmacher und Fahnenträger (17) oder Kapitalist und Köchin (27) einander gegenübergestellt sind.

Das erste Gedicht vom „Arschloch“ besingt einen häufig auftretenden Typus, der sowohl in der Selbstbezeichnung als auch in Form der Denunziation häufig im Alltag vertreten ist.

Der „Henker“ hingegen tritt vor allem als literarische Figur auf, die jederzeit aus einem Text springen kann, um die Leserschaft zu erschrecken. „es blüht ein mensch / kreischt dacht die meute wild // der kirschbaum / trägt beschwingten kropf // soll schweigen / eigen ist des sterbers hirn“ (23)

An diesem Henker-Gedicht lassen sich die spezifischen Merkmale der Lyrik des Axel Karner ablesen. Der Text wirkt an der Oberfläche wie ein Porträt, das aus Elementen der Rechtsprechung, der Irritation und der Illusion zusammengetragen ist. Die einzelnen Verszeilen scheinen nicht unbedingt logisch miteinander verknüpft zu sein, sie stehen untereinander in Verbindung, wie wenn ein loses Abtasten mit der Fingerkuppe einzelne Wortteile einer alten Chronik miteinander ins Gespräch bringt. Der Text könnte auch das Ergebnis eines Scannvorgangs eines Bildes sein, worauf sich einzelne Partikel für sich genommen zwar dechiffrieren lassen, aber in der zusammengefügte Einzelwahrnehmung schließlich ein vollkommen neues Bild ergeben. – Das Gedicht scheint ein Texteeindruck aus mehreren Quellen zu sein, die aus diversen Jahrhunderten stammen und auf viele Regale verteilt sind.

In einer „Gebrauchsanweisung“ zum popanz ist in einer Notiz des Verlags von einem Alphabet der Niedertracht die Rede, worin sich meist Männer aufplustern, um ein von Selbstmitleid aufgepumptes Ego aufrechtzuerhalten. In diesem Lichte lassen sich Kriegsgewinnler, Lügner und Leugner, Nussklauber oder Onanierer vortrefflich lesen. Die lyrische Heldenpose löst sich zwischen den aufgeweichten Zeilen des Selbstmitleids in Groteske auf. Der sogenannte „Zivilfahnder“ am Ende des Alphabets zeigt dann auch voller Ironie, wie gutgemeinte Selbstdarstellungen sich schwer im Darm zurückhalten lassen und als „Einlauf am Häusl im Wald“ sich selbst entleeren. Am Ende seiner Fahndung angekommen, endet der Fahnder als Ausscheidung, während er unter dem Deckmantel eines Offizialdelikts Streit zu schlichten vorgibt.

In der Liste der Popanze tauchen Berufe auf, die man auf Anhieb erwartet, weil das Image eines Schreckgespenstes quasi zum Berufsbild gehört. Manche Typen sind aus der Zeit gefallen und erschrecken quasi vor sich selbst, wenn sie in der Gegenwart zum Leben erweckt sind. Manchen gelingt in der Selbstreflexion eine gewisse Ironie, um dem „eigenen Schmalz des Daseins zu entrinnen“, wie es Thomas Bernhard einmal genannt hat.

Selbstverständlich stehen bei einem Gedichtzyklus über Popanz auch die Dichter selbst unter lyrischer Beobachtung. Sie sind an an manchen Tagen die idealtypischen „Allmachtsfantasten“, die sich mit groteskem Treiben in den Lauf der Dinge einzumischen trachten. „dichter // jagt / mein stock des blinden / sieben heilige zahlen“ (14)

Axel Karner wählt einen geheimnisvollen Ton für seine Gedichte, worin Besinnung, Meditation, Magie und subtile Moral nachklingen, wenn man ihnen Zeit zur Entfaltung gibt.

Axel Karner: popanz.

Klagenfurt: Wieser 2024. 54 Seiten. EUR 18,90. ISBN 978-3-99029-642-4.

Axel Karner, geb. 1955 in Zlan / Kärnten, lebt in Wien.
Helmuth Schönauer 28/05/24

GEGENWARTSLITERATUR 3367

Triest

Die großen Porträts über Städte berichten nicht von den Umtrieben der Helden darin, sondern von den Anreisen, Annäherungen und Fluchten in deren Hinterland.

Mike Markart und Martin G. Wanko erzählen von der magischen Stadt „Triest“ aus einer steirischen Hinterlandperspektive heraus. Die konnotierten Träume zum schroffen „Triest“ bestehen aus Meer, Stadt, Nacht und Wind.

Mike Makart nähert sich Triest in fünf Erzählungen. Dabei ist die Stadt unverwechselbar erkennbar, aber die vorgeschalteten Erlebnisfilter machen den schwärmenden, vazierenden und flanierenden Ich-Helden zum Hauptthema.

Die erste Anreise geschieht schlafend als Jugendlicher, der sich vom Bus kurz in den Stadtkern fahren lässt, dann aber seine Kommilitonen verlässt und ins Hinterland wandert. Dort trifft er auf ein Idyll, das auf das Wesentliche zurückgefahren ist. Eine Alte treibt eine Herde Ziegen herum und gewährt dem Neugierigen Anschluss an die Herde. Von Triest bekommt dieser Held vor allem die Entfernung zum Hinterland mit, das anstandslos eine Brücke zur heimatlichen Steiermark schlägt.

In der Sequenz mit „Spaziergang“ wird die Stadt zwar erkundet, es geht aber vor allem darum, die richtige „Erkundungshaltung“ einzunehmen, diese ist nämlich bei jeder Stadt anders. In Triest gilt es vor allem, die Hände frei zu bewegen, während der Blick zwischen Baum, Vogel und Wasser eine Vermessung durchführt. Ein Stipendium führt immer dazu, einen poetischen Tätigkeitsbericht verfassen zu müssen. Anlässlich eines Triest-Aufenthaltes 2020 schummelt das dankbare Ich ein wenig und verfasst statt des gewünschten Autogramms eine Empfindungsurkunde. Dadurch wird der Aufenthalt poetisch zertifiziert.

Umberto Saba, der gefeierte Dichter der Stadt, wird anhand eines Spazierstocks zu einer schlanken Gestalt der Literatur, die unbeirrt durch die Stadt flitzt, auch wenn dabei der Stock verloren geht.

Das sogenannte „Zollfreigebiet der Gedanken“ entwickelt sich schließlich zu einem Umschlagplatz von Ideen zu Gedichten, die am Wasser zwischen Vergessen und Schlaf dahindümpeln. Triest wird in diesem Zwischenreich der Stimmungen zu einem Erinnerungsplatz für Poesie. „am wasser // ich fische. / seit ewiger zeit / ziehe ich wörter an land, hole sie vom haken / und lege sie vor mir auf. // ich funktioniere wie ein toter hund“ (45)

Martin G. Wanko besingt Triest als Vorstadt von Graz, wo sich das jugendliche Ich in einem Hochhaus erstmals poetisch sammelt, um Sehnsucht zu entwickeln. Vor dem Hochhaus geht die Straße stracks nach Triest, dem Ziel aller südlichen Ideen. Später startet der Held einen Reisebericht, der den Triest-Vektor aufsplittet in kleine Episoden von Handwerk, Geschichte, Wein und Architektur. Die Stadt besteht aus Anreise und Zeit.

Für diese Art des zeitlosen Reisens entwickelt Martin G. Wanko ein eigenes Reise-Genre. Im Stil von klassischen Reiseberichten und literarischen Hommagen wird die Tagesportion Reise beschrieben. Die Wischbewegung am Display ist wahrscheinlich schneller unterwegs als der Reisetext selbst, in kursiven Einschnitten wird anschließend dieser gekühlte Text zum Gären gebracht durch aktuelle Geschehnisse. Ein Auge schießt dabei auf die Textlage Triests in der Literatur, das andere auf das Tagesgeschehen rund um den Reisenden. Die Niederschrift in einem Hotel löst sich beim Korrekturlesen vom Text ab und wird selbst zu einer Reise.

Im Endeffekt entsteht dadurch ein individuelles Triest-Bild, bei dessen Erarbeitung die Lesenden zuschauen können.

Neben den Fotos, die sich in Anti-Selfie-Manier mit Wasser, Nebel, Dunst, Schlieren und Skulpturen beschäftigen, zeigen drei heimische Literaturmenschen ihre Sicht von der Stadt als Nachdichtung Mike Markarts. Dabei entstehen „Nachbilder“, wie wenn die Augen schon längst geschlossen wären, aber die Stadt nicht aus dem Sehfeld hinaus kriegten.

Die drei Texte von Beatrice Achille, Enrico Luttmann und Corrado Premuda zeigen letztlich das wahre Geheimnis Triests: Die Stadt unterscheidet nicht zwischen Einheimischen und Zugereisten. Wer sie liebt, den macht sie glücklich. Das ist Triest.

Mike Markart / Martin G. Wanko: Triest. Das Meer. Die Stadt. Wie die Nacht und der Wind. Fotos. Mit drei Nachdichtungen von Texten von Beatrice Achille, Enrico Luttmann und Corrado Premuda.

Graz: edition keiper 2023. 149 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-903575-03-5.

Mike Markart, geb. 1961 in Graz, lebt in der Weststeiermark.

Martin G. Wanko, geb. 1970, lebt in Bregenz und Graz.

Helmuth Schönauer 30/05/24

chronologischen

Klaus Ebner: Fünfzig. Roman.

Franzobel: Einwürfe. Die besten Sportkolumnen.

Ilse Kilic / Fritz Widhalm: Chronik der kleinen Gedanken.

Alfred Paul Schmidt: Fernweh. Roman.

Kirstin Breitenfellner: Gedichte ohne ich. Sonette.

Hanne Römer: DATUM PEAK. Eine Expedition.

Hannes Vyoral: terraferma. Gedichte.

Barbara Köhler: SCHRIFTSTELLEN. Ausgewählte Gedichte und andere Texte.

Peter Music: Professor Punk-Rock. Ein Leben im Off-Beat.

Martin Winter: WAH! 哇! Gedichte in drei Sprachen. Geschrieben im Jahr 2017.

GEGENWARTSLITERATUR 3368

Fünfzig

Am Morgen wacht der Erzähler auf wie der Käfer in der Verwandlung von Franz Kafka und stellt fest, dass sein Körper fünfzig Jahresringe hat. Heute sollen Geburtstagsfeiern losgehen, aber der Held ist wie gelähmt von seinem eigenen Leben und bleibt regungslos liegen, während sein Gehirn fünfzig Jahre abarbeitet.

Klaus Ebner findet einen makabren Zugang, ein halbes Jahrhundert „Eigenleben“ als historisches Gesellschaftsgemälde gespiegelt im kleinen Einzelkopf originär darzustellen.

In fünfzig Erzähl- und Erinnerungsschüben geht der Ich-Erzähler ein Leben durch, das wahrscheinlich seines ist. Aber was ist schon ein echtes Leben, wenn man von sich selbst sagt: „Ich denke es mir aus.“ (189)

Die Geburtstagsgedanken nehmen zwar im Bett ihren Ausgang, doch dann „spielen“ sie vor allem auf dem Klo, wohin sich der Jubilar wegen seiner Verdauungsprobleme flüchten muss. Dahinter steckt die Überlegung, dass Gehirn und Bauch ja miteinander korrespondieren und eine Reflexion folglich von beiden Hemisphären abgearbeitet werden muss, soll es zu einer ausgewogenen Erinnerung kommen.

Außerdem ist der Toilettenbereich längst wieder zum idealen Kommunikationsknoten geworden wie in früheren Kulturen, laufen doch Handy, Verdauungselektrolyt und Zeitung als Wischpapier in der Hand des sanitär abgeschotteten Menschen zusammen.

Der Gedankenfaden läuft in ungezügelter Peristaltik ab, oft sind es Assoziationen, die sich scheinbar unlogisch aneinanderschmiegen wie Jahre, die meistens ungeordnet aneinander andocken, ehe sie ab und zu als runde Zahl oder Jubiläum aufblinken.

Die Zahl fünfzig ist nur vom Schriftbild her gesehen eine runde Sache, ansonsten besagt sie nicht viel, sie ist wahrscheinlich nicht einmal geeignet, um die Hälfte des Lebens abzubilden.

Der Roman ist logischerweise in 50 Kapitel unterteilt, die jeweils mit Schlüsselwörtern einsetzen und einen Themenkomplex anreißen, ohne ihn vielleicht zu beenden. Die Kapitel gleichen Essays mit Fade-out-Effekt, das Thema versickert allmählich, ohne dass daraus Schlüsse gezogen werden müssen.

Als die drei Hauptstränge beten sich wie bei vielen „Autobiographien“ die Stränge Familie, Ausbildung, Arbeit an, wobei naturgemäß alle Bereiche ausgedacht sind. Autobiographie könnte man bei Klaus Ebner als „ausgeklügelte Beschreibung“ übersetzen.

Die vorgestellten Fakten klingen freilich überzeugend und erfüllen die Aufgabe jeder Lebensbeschreibung: Der Held muss eine Geschichte abliefern, die für ihn selbst glaubhaft ist und die ihm so das eigene Schicksal erträglich macht.

Zur Familie fällt dem Helden vor allem das Plakative ein, wonach sein Vater früh gestorben ist und der heutige Geburtstag schon nahe an die Todeszone des Vaters heranreicht. Auch die Ehen fallen vor allem durch die ungewöhnliche Zahl sechs auf, die erste hat sechs Jahre gehalten, dann gab es sechs Jahre Eheersatz durch Lesen und Aufbau einer Privatbibliothek, ehe eine zweite Ehe einsetzen konnte. Die Söhne dieser Lebensform werden Primus und Sekundus genannt, die Töchter als Nachzüglerinnen Septima und Oktavia.

Zwischendurch bemerkt der Sinnierende, dass er die Kinder eigentlich vollends heraushalten will aus seinem Tun.

Unter dem Themenstrang „Bildung“ nehmen Sprachen einen markanten Platz ein. Dem Helden sind diese ans Herz gewachsen, als er in den Fremdsprachen passende Ausdrücke für Schlaganfall gesucht hat. Vielleicht treten überhaupt die wichtigen Entscheidungen wie Schlaganfälle auf, die nicht umsonst im Kopf in der Nähe von Demenz angesiedelt sind.

Nach der Uni schlägt die Erinnerung aus nach New York, danach treten erste Schwangerschaften auf, wobei nicht klar ist, wer der Vater ist. Sofort setzen Essays ein über Allergien, Blutbild und Computerspiele. Diese wiederum münden flugs in die Bereiche Familie, Geld und Vergessen. „Namenlos blieb ich und ... vergaß meine Zukunftsträume.“ (107)

Während ein paar Jubiläumsszahlen aufleuchten und dem Jahr einen besonderen Anstrich verleihen, vergeht die Zeit in einem unauffällig irdischen Tempo. Der Nachbar wohnt schon zehn Jahre nebenan und hat sich dabei überhaupt nicht verändert. Was sagt das über die Veränderungsfähigkeit des Jubilars aus?

Quasi als Festgäste zum Geburtstag treten dann noch ein paar lebensentscheidende Personen in den Erinnerungsstrom ein. Der Rennfahrer, der ständig zwischen Leben und Tod unterwegs ist, der Freund Witte, der als Katalanisch-Spezialist in mehreren Sprachen zu Hause, aber als Autor auf Kleinverlage angewiesen ist. Beides sind radikale Lebensformen.

Das brauchbarste Medium für Schreiben, Planen und Erinnern ist der Zettel! – Der Held ist durchaus aufgeregt, als er im „Genre Zettel“ die Urform der literarischen Agitation entdeckt. Jetzt scheinen allmählich Darm und Gehirn wieder ins Lot gekommen zu sein, der Geburtstag wird sich nicht vermeiden lassen.

Klaus Ebner gelingt es frivol und kühn, aus dem Bauch heraus ein intellektuelles Gedankengebäude aufzutischen und die Geschichte glaublich zu halten. Als Erzählmethode eignet sich „Fünfzig“ bestens, den jeweiligen Zeitgeist mit der individuellen Ausformung des Erlebten zu verschmelzen.

Klaus Ebner: Fünfzig. Roman.

Wien: edition fabrik.transit 2024. 408 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-903267-64-0.

Klaus Ebner, geb. 1964 in Wien, lebt in Schwechat.

Helmuth Schönauer 02/06/24

GEGENWARTSLITERATUR 3369

Einwürfe

Literatur ist Fußball und Fußball ist Literatur. – Diese simple Gleichung, die seinerzeit der Wunder-Germanist Wendelin Schmidt-Dengler formuliert und über sämtliche Alltagsmedien verbreitet hat, ist Kern einer Theorie geworden, der sich eine ganze Generation von österreichischen Schriftstellernden verpflichtet fühlt. Plastischer Ausdruck dafür ist die Gründung des österreichischen Autorenfußballteams, das schreibend in professionellen Trikots auftritt und neben Autogrammen auch literarische Texte schreibt.

Franzobel ist in Theorie, Arbeitsleistung und Können wahrscheinlich der Spitzenmann dieser Doppelkultur Fußball-Literatur. Gekonnt nennt er seine Sportkolumnen „Einwürfe“ und bringt diese tatsächlich jeweils in den passenden Strafraum, der sich im konkreten Fall als Kulturseite der Kleinen Zeitung Graz erweist, von wo aus zum eleganten Torschuss angesetzt werden kann.

Das Genre „Einwürfe“ hat die Fähigkeit, mit Datum versehen einen aktuellen Fall aufzurollen, ohne Datum gelten diese Kleinodien als Bausteine für ein kulturgeschichtliches Gemälde zur Gegenwart.

Die einzelnen Geschichten sind zwischen 2020 und 2023 in der „Kleinen Zeitung“ in Graz erschienen. Jetzt, als vergnügliche Episoden untereinander gedruckt, ergeben sie einen brauchbaren Überblick über unser Verhalten, wie wir kulturell-sportliche Ereignisse rezipieren und für uns individuell verwerten. In der Distanz einer abgelaufenen Spielsaison gelesen, erfüllen die Einwürfe etwa die Aufgabe von Theater- oder Konzertrezensionen, sie destillieren das Einmalige einer Aufführung heraus, ohne es auf einen einmaligen Abend zu verkürzen.

Natürlich brauchen diese Ereignisse eine einmalige Sprache, und der Poesie-Magier Franzobel gibt sie ihnen.

Über eine Fußballweltmeisterschaft formuliert er etwa das österreichische Ziel: Man will als Erster heimkommen, aber nicht als erstes. (9) Freilich bleiben die „Unsrigen“ oft ein Geh-Heim-Favorit. (13)

Zum österreichischen Fußball-Dialekt gehört es, dass man es mit der Bedeutung der Wörter fallweise nicht so genau nimmt, wenn nur ihr Klang stimmt. Aus dem geplanten „hochstilisiert“ wird da leicht einmal ein „hochsterilisiert“ (10), was aber für heimische Verhältnisse ziemlich viel Sinn macht.

Eine Spezialität, für die man europaweit wahrscheinlich Lizenzgebühren zahlen muss, ist der sogenannte „Prohaska-Dativ“ (53), die finale Anwendung der Usance des Wienerischen, im Zweifelsfall dem Dativ eine Chance zu geben.

Der Begriff „Spielerfrauen“, der vor dem Durchbruch des Frauenfußballs ziemlich anrühlich geklungen hat, ist mittlerweile jeder Erotik entkleidet und auf den Ball fixiert.

Resümee dieser Sprachanalyse: Nicht das Erreichte zählt, das Erzählte reicht. (42)

In den „Einwürfen“ spielen kluge Denk-Pioniere die Hauptrolle, wenn einem Schiedsrichter vor dem Anpfiff empfohlen wird, Kleists „Michael Kohlhaas“ zu lesen, um das Wesen von Eskalation zu begreifen (19), wenn eine empfindsame Seele die diversen Nebel-Sorten in Poesie und auf dem Spielfeld unter dem Begriff „Nebelsuppe“ auszulöffeln beginnt, oder wenn dem Kärntner Fußballstar Hinteregger das Adelsprädikat „Der Unverbogene“ verliehen wird.

Manche Kolumnen stützen sich auf eine Notlage, wenn der Ruf der Natur die Akteure während des Spiels auf die Toilette zwingt, andere auf die Lust zur Ästhetik, wenn es um ein schönes Zwei-zu-Null geht, weil dieses dem Autor seinerzeit durch die Schriftzeichen „Frankreich 2:0 Belgien“ zum Markenzeichen „Franzobel“ verholfen hat.

Die schwersten Einwürfe geschehen an der „Buch-Seitenout-Linie“ aus dem Literaturbetrieb heraus: Der Autor steht während einer Dichterlesung an seiner eigenen Textlinie und schielt mit einem Auge auf das ausgelegte Handy, auf dem der Live-Ticker eines wesentlichen Spiels gegen Moldawien rennt. (56) Allmählich fließt der vorzutragende Text über das Display hinüber zur Out-Linie, an die das Buch als Floß angelegt hat. Der Zustand führt zu einem Theorem: „Literatur nacherzählen ist genauso frivol, wie ein Spiel nachzuerzählen. Ein Buch lesen heißt eher, es nachzuspielen.“

In der zweiten Hälfte, süffisant mit „& andere Sportarten“ überschrieben, kommen kulturell wirkende Personen, Handlungen und Devotionalien zu ihren Auftritten.

Die legendären Bildbände über die Olympischen Spiele in Innsbruck und anderswo werden seit Generationen angebetet und vererbt, wie früher Devotionalien im Herrgottswinkel.

Amerika ist letztlich groß geworden, weil es das weltbeste Design für Sportvereine entwickelt hat, man vergleiche die Kulturmacht in den Schriftzügen der Baseballmannschaften mit dem Gekritzeln von „Ostbahn Koks“.

Die Sportart „Surfen“ ist so überirdisch schön, dass sie auf dem heimischen Bildschirmen nicht vorkommt, sie würde diesen nämlich sofort durch Überblendung zerstören.

Der Osttiroler Radstar Felix Gall hat kraft seines Namens die Chance, ein „galaktischer Typ“ zu werden. Bergsteiger am Everest, die an einem Toten vorbei klettern, verhalten sich genauso moralisch wie Straßenpassanten, die an einem Obdachlosen vorbeiflanieren, der vielleicht schon tot ist.

Die schwarzweiß gehaltenen Stockbilder zeigen Sportarten in typischen „Einwurf“-Situationen. Einwurf heißt in diesen Fällen: Es geht los, es geht weiter, der Ball ist wieder im Spiel. Ein Kind bringt mit dem Queue die Kugel ins Spiel, Ruderer werfen die Ruderblätter ins Wasser und nehmen Speed auf, zwei Boys in spartanischem Ambiente werfen die Arme in Brusthöhe und legen mit dem Boxen los, eine Tennisspielerin zeigt mit dem Racket in jene Gegend, in die sie den Ball aufspielen wird, ein Schispringer wirft sich als Ganzes in die Landschaft, zwei unterschiedlich gekleidete Horden werfen sich im Sprachraum (= Strafraum) dem Ball entgegen.

Franzobel forciert mit seinen Kolumnen jene Aufbruchstimmung, in der die Literatur am Ball bleibt.

Franzobel: Einwürfe. Die besten Sportkolumnen.

Klagenfurt: Ritter 2024. 208 Seiten. EUR 23,-. ISBN 978-3-85415-667-3.

Franzobel, geb. 1967 in Vöcklabruck, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 06/06/24

GEGENWARTSLITERATUR 3370

Chronik der kleinen Gedanken

Falsch ist immer möglich. – Diese Nebenwirkung einer „Chronik der kleinen Gedanken“ ist auf der Hinterseite des Buchumschlags abgedruckt, während einem vorne zwei übereinandergelegte Augen entgegen zwinkern, offensichtlich als erhellender Tandem-Blick des Autorenpaars eingefangen.

Ilse Kilic und Fritz Widhalm stellen sich mit ihren „Fußnoten zur Weltgeschichte“ zwischen alle gängigen Genres, das Thema ist ihre eigene Biographie im Lichte des Weltgeschehens.

Als Hintergrund dieses Unterfangens summt ein Ohrwurm sich selbst zur Melodie „Tanz mit mir in den Himmel hinein.“ Der Schlussrefrain erklärt das Phänomen der Weltchronik: „Schlussatz: / Ilse und ich sind kein Paar, / Ilse und ich sind ein Tanz.“ (69)

Als vergängliche Kunst sind daher die 38 Texte und Bilder zu lesen, die sich in ihrer Beschriftung vage das geheime Ordnungsprinzip jenes Alphabet halten, das Kunstwerke zwischen A wie BAD und ZU VIEL zählen soll. Und tatsächlich läuft in der Kunst alles auf das Alphabet hinaus, dem sich zu unterwerfen hat, was in einem Katalog zum Vorschein kommen will.

Die einzelnen Aufblendungen der Chronik sind im Register schmunzelnd zusammengeschrieben, ergeben sie doch selbst ein Layout-Kunstwerk, das einem zarten Gedicht ähnelt.

Genres, Epochen und Stilrichtungen sind durch die beiden Helden-Personen Ilse und Fritz miteinander verknüpft und zeigen, wie mannigfaltig Allround-Kunst-Menschen unterwegs sein können, wenn sie das Leben als Kunst begreifen, um anschließend daraus das Leben abzuleiten.

Der Anfang dieser Kunsttheorie wird zuerst auf den bloßen Buchstaben A zusammengeschmolzen, damit er einen guten Start im Alphabet hat. Anschließend wird vermutet, dass das A vielleicht ein herausgefallener Buchstabe der Kombination BAD ist, und tatsächlich lassen sich innerhalb der gleichen Sekunde die Begriffe für die sanitäre Einrichtung und die englische Bezeichnung von schlecht schlüssig verwenden. Gleichzeitig erweist sich der Diskurs über das A als Ideenfindung zur idealen Kinderzeichnung, bei der nur eines verpflichtend vorgegeben ist: Hinten auf der Zeichnung muss draufstehen, was vorne zu sehen ist. Im Konkreten Fall heißt die Zeichnung wirklich BAD.

In ähnlichen Konstellationen sind Kunstwerke über DADA, räumliche Empfinden und historisierende Trugschlüsse ausgestellt, wenn es um das Wesen der Rückseite, den Dackelhund DADA und die extraterrestrische Herkunft geht.

Literarische Figuren können sich nämlich von hinten, aus dem DADA oder einer fernen Welt anschleichen, um ganz selbstverständlich im Buch und auf dem Papier Platz zu nehmen. Wenn diese magischen Eigenschaft des Anschleichens Figuren und gezeichneten Personen zu eigen ist, dann ist zu vermuten, dass auch Ilse und Fritz von diesem kreativen Brei gegessen haben, ihre Herkunft wird so als märchenhafte Fußnote dargeboten.

Texte und Bilder haben einen subtilen Drive, sie sind fast alle Liebestexte und Liebesbilder im romantischen Sinn. Aus dem bloßen Gedankenspiel über die Hand, die durch eine zweite Hand zu Händen wird, erwächst ein erotisches Gedicht über die Nacht, in der die Hände allerhand performen, um die Dunkelheit in Scheiben zu schneiden. Die angefügten Fußnoten machen die Erotik umso heftiger, als sie nichts erklären, sondern semantische Seitenäste beim Tasten entsperren.

Zwei Passbilder von Ilse sind ihrem polizeilichen Grundsinn der Identifikation entstieg und zu zeitlosen Ikonen geworden, die emblematisch zeigen, dass die Zeit jeweils stillsteht, wenn sie auf ein Gesicht trifft. „Jede Zeit hat so ihren Kopf.“ (33)

Zwischendurch uferf das Rüstzeug für Gedichte zu satter Prosa aus und verkleidet sich als Sandstrandbericht aus Kanataki (38). Fritz lässt die Prosa jäh hinter sich und zeichnet sich, den Strand und Griechenland, während Ilse am Computer sitzt, aber da spielt das Bild bereits in Triest. Es bleibt der Subtext, auch wenn alles andere schon verschwunden ist.

„Wir sind, wir waren hier, Fritz hat ein Bild gezeichnet, das Meer ist zu sehen, Fritz ist zu sehen, Kanataki ist zu sehen, die Sandbucht, die im Jahr 2004 vollkommen vom Meer abgetragen worden ist, warum auch immer.“ (39) Das Verschwinden der Dinge und Geschehnisse kann durch die Magie der Chronik gerettet werden. In der Erinnerung reicht es oft nicht einmal mehr für das ganze Wort, der Spaziergang bricht noch vor der letzten Silbe ab und wird zu einem „Sonntagsspazier“ (62), das volle Wort hat es nicht mehr in die Erinnerung geschafft, jetzt ist daraus ein Befehl geworden. Aber die Chronik löst mit einer Fußnote alles auf. Sonntagsspazier ist ein Lied von Georg Kreisler.

An die Grenze der Sinnesorgane führt das Abschlussgedicht „Zu viel“ (85). „Zu viel wissen, / ich glaub nicht daran. / Oder vielleicht doch. [...] Zu viel bedeutet, / einen nicht erkennbaren Mund, / der sich oft widerspricht. [...] Zu viel ist ein Bild mit / unter anderem sehr / großen Augen.“

„Die Chronik der kleinen Gedanken“ stellt sich zwischendurch selbst in Frage, wie aus den „Fußnoten zur Weltgeschichte“ hervorgeht. An besonders erregender Stelle ruft die Fußnote nach einem Rotstift, um das zu korrigieren, was sie erklären soll. Aber selbst in der zeitlosen Chronik herrscht Witterung, worauf sich alle verlassen können. „Und dann dreht / sich der Wind / und mich. / Luftzug. / ich bin / jetzt / usw.“ (71)

Ilse Kilic / Fritz Widhalm: Chronik der kleinen Gedanken. Fußnoten zur Weltgeschichte. Mit Illustrationen.

Wien: edition tagediebin 2024. 90 Seiten. EUR 13,50. ISBN 978-3-903134-01-0.

Ilse Kilic, geb. 1958 in Wien, und Fritz Widhalm, geb. 1956 in Gaisberg, leben in Wien.

Helmuth Schönauer 09/06/24

GEGENWARTSLITERATUR 3371

Fernweh

Fernweh irritiert in der Literatur die Helden doppelt. Zum einen können sie keinen klaren Gedanken mehr fassen, weil sie mit ihrer Sehnsucht schon weit weg sind, zum anderen wird die Realität bedrückend, weil sie als unmittelbare Umgebung das Gegenteil von Fernweh ist.

Alfred Paul Schmidt installiert rund um den magischen Titel „Fernweh“ seinen Flanierroman, worin die Helden während einer Pandemie aus den diversen Verhaltensvorschriften ausbrechen und sich eine eigene Welt schaffen.

„Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen ist das Sinnieren über einen Gegenstand, während im Fernsehen irgendwas läuft.“ (57) Und an anderer Stelle kommt die Erkenntnis zum Vorschein: „Dieses Pendeln zwischen

einer gedachten und einer wirklichen Wirklichkeit ist offenbar ein zentrales Vergnügen unseres Bewusstseins.“ (132)

Die Sätze sind nicht zwingend an Romanfiguren gebunden, die sie aussprechen sollen, die Erkenntnisse und Thesen liegen vielmehr frei herum wie in einer Spazier-Schütte, aus der man sich gute Sätze herausfischen kann. Der Plot kreist um eine Ich-Erzählerin, vierzig Jahre alt, die sich zwischendurch in ein grünes Kleid wirft und sich selbst zum Letscho einlädt, das sie gerade gekocht hat. (30) Ihr Widerpart ist ein gewisser Andreas Kelberg, der artig Herr K. genannt wird wie bei Kafka, und der der Erzählerin ein paar Mal beim Flanieren über den Weg läuft. Nicht nur die Sätze dürfen frei gefischt werden, auch die Schicksale der Helden unterliegen dem Zufallsprinzip. So soll Herr K. mit einem Hotel pleite gemacht haben, was geglaubt werden kann oder nicht. Die einzige Instanz für Glaubwürdigkeit ist ohnehin die Erzählung selbst. Auch sie ist unterwegs und bedient sich an diversen Plots, Schicksalen und Thesen, sie hat freilich ein strenges Motto: Die Erzählung weiß selbst am besten, was ihr gut tut.

So gerät die Erzählerin zu Beginn in eine „Reichen-Sackgasse“, die von einem verwöhnten Wohnviertel umgeben ist. Darin ist gerade ein Betuchter gestorben und somit seines Vermögens entledigt worden. Eine Erlösung, räsoniert die Erzählerin, denn Reichtum ist anstrengend und muss wie im Spitzensport ständig gegen die Konkurrenz verteidigt werden.

An diesen Gedankengang schließt die Meditation über den „schönen Grasser“ an, von dessen Verurteilung die Medien fromm berichten, während bei den Lesenden dieser Nachricht Häme aufkommt.

An einer anderen Ecke des Spaziergebiets winkt ihr ein gewisser Louis entgegen und spricht ständig von Ahoi, er bespielt nämlich die Wohnanlage wie ein Kreuzfahrtschiff.

Diverse Sendepartikel, die sich während eines Fernsehabends im Unterbewusstsein eingenistet haben, drängen bei Tageslicht an die Oberfläche des Alltags und zeigen sich als Maskenvorfall im Bus, als Installation während einer Vernissage, Interpretation eines Gewalt-Gemäldes oder Entschlüsselung eines Kriminalfalls.

Man sollte Straßen durchaus nach den Verbrechen benennen, die darin geschehen sind, dann könnte man die Erinnerung daran leichter am Leben erhalten und sich besser im Stadtplan orientieren.

In die Flanier-Saga voller beobachteter Kleinodien und Petitessen ist ab der Hälfte des Romans noch ein zusätzlicher Gedankenstrang eingeflochten, der als „der rote Faden des Ungewissen“ ausgegeben wird. Diese Untergrundgeschichte spielt womöglich im Jahr 2191, wir wissen aber nicht, in welcher Zeitrechnung, sodass es sich durchaus um eine andersrum erzählte Gegenwart handeln könnte.

Eine blasse Frau taucht jäh in den Gesichtskreis von Karl Augustin, der gerade von seiner Ehepartnerin verlassen worden ist. Diese Frau bittet darum, als Tivoli angesprochen zu werden, denn ihr Tun ist voller Kunst und Freiheit wie sie in Freizeitparks gepflegt werden.

Tivoli und Karl bereden ab nun die gesamte Kunstwelt und bereisen sie mit ihren Worten. Dabei kommt es zu einem forensischen Kunst-Experiment. Zu einem Mörder wird Kontakt aufgenommen, um das Wesen der Krimis als Massenware zu ergründen. Nach dem Experiment wird aus dem Mörder ein Selbstmörder, wie es oft oberflächlich süffisant erzählt wird.

Allmählich gehen Gespräche, Spaziergänge und Kunststraßen in einen Fluxus über, benannt nach jener Kunstrichtung, bei der es nicht auf das Kunstwerk, sondern auf die Kunstidee drauf ankommt.

Solcherart zu Kunst transformiert lösen sich die Figuren in sich selbst auf. Die Intention von „Fernweh“ ist den Helden vage bekannt. „Es geht um die Befreiung des Menschen von seinem Schicksal.“ Tivoli hat das letzte Wort und sagt einen Satz voller Aufbruchsstimmung: „Was kann der Zukunft bei der Dauer, die sie noch vor sich hat, Besseres an Glück gegeben werden?“

Alfred Paul Schmidt vagabundiert mit seinen Helden durch das weite Land an Zufälligkeiten, die kurz an Bedeutung gewinnen, wenn man sie mit großem Gestus ausstattet. An einer versteckten Stelle im Roman sitzen drei Raben im Park und lassen sich nicht anfüttern, weil sie bereits ein Kunstwerk sind. So lässt sich auch der Roman Fernweh nicht mit Erklärungen anfüttern, weil er bereits selbst zum unerklärbaren Kunstwerk geworden ist.

Alfred Paul Schmidt: Fernweh. Roman.

Graz: edition keiper 2023. 214 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-903322-97-4.

Alfred Paul Schmidt, geb. 1941 in Wien, lebt in Graz.

Helmuth Schönauer 12/06/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2404

Gedichte ohne ich

Üblicherweise entstehen Gedichte rund um das lyrische Ich herum. Was aber nun, wenn dieses Ich sich aus dem Rennen nimmt, verschüttet wird oder sonst wie verlorenght? Und was lässt sich über das lyrische Vakuum sagen, das bei Gedichten „ohne ich“ entsteht?

Kirstin Breitenfellner arrangiert in zehn Kapiteln diverse lyrische Versuchsanordnungen, um der „Ich-Entnahme“ im poetischen Kontext auf die Schliche zu kommen. Dabei wird die bewährte Form des Sonetts gewählt, sie dient als verlässliches Gefäß für diverse lyrische Reaktionen und Eruptionen.

Das vorangestellte Diderot-Zitat verweist darauf, dass es jenseits aller Einteilungen in Pflanzen, Tiere und Menschen nur ein Individuum gibt, nämlich das Ganze.

In der Eingangssequenz werden daher dem Ich noch einmal allerhand Kräfte, Ambitionen und Reflexionen zugesprochen. In der ersten Strophe kommt dem Ich die Kompetenz zu, die Welt zu erschaffen. „ich bin ein usurpator / ergreife meine macht / die wesen, die mich leben / haben mich erdacht“ (9) In der Folge wird dieses Ich ermächtigt, sich auf Schlüsselkompetenzen zu stürzen, um der Umgebung gerecht zu werden. Antrieb, Meinung, Selbstverkenning, Wanderung oder Zwischenräume (18) sind Steuerungselement, mit denen das Ich, stets in Gefahr, ausgelöscht zu werden, zu navigieren hat.

Im Versuch „Selbsterschaffung“ werden jene Trugbilder vorgestellt, in Klammern gesetzt und relativiert, die üblicherweise ein Ich antreiben. Nimmt man diese Ziele vom Spielplan des Lebens, relativiert sich auch das Ich und lässt das Gedicht als Gerippe zurück. Große Worte werden durch die Verpackung in Klammern gezähmt und zu handhabbarer semantischer Ware. „vom glück / der ewigkeit / in schuld / janusgesicht / selbstgerüchtigt / fast vergällt“ ergeben untereinander gelesen ein programmatisches Gedicht.

In den „Vergewisserungen“ (25) geben die Sonette über fundamentale Erkenntnisse zu Physik, Psychologie und Poesie Auskunft. Die Sätze sind zu Nägeln ausgeformt, die im Fleisch der Lyrik stecken, wie es landläufig heißt. „das ich steckt fest im körper“ / „die welt ist so robust“ / „das ich erstickt im wir“.

Die nachfolgenden „Ich-Auslotungen“ durch das Sonett sind mit Kompositionen, Adoptionen, Tagesträume, Einkleidungen, Wohnräume, Gefühle nicht für sich, Dekomposition überschrieben.

Diese Verfahrensweisen produzieren gewissermaßen selbständige Genres, die miteinander vernetzt sind und sich austauschen. „Der Morgen fängt sich ein Gedicht“ (44) heißt es verheißungsvoll, dieser Start für einen Tagestraum könnte aber auch mit Wohngedichten ausgekleidet werden, wenn täglich als Ritual ein Sofa in den Mittelpunkt der Gedanken rückt, egal wer darauf sitzt.

Jäh taucht ein sogenannter „Ich-Macher“ auf und erklärt alles zum Subjekt. Die „ichlosen“ Gedichte erodieren, im Zweifelsfälle kommt eine vage Körperlichkeit des Ichs durch die Hintertüre oder über das Unterbewusstsein ins Sonett. Es wird gewiss, dass sich das Ich nicht aus den Texten verbannen lässt. Je mehr es geleugnet wird, umso schärfer entwirft es seine Konturen.

Dabei können Gefühle durchaus subjektlos werden, wenn sie etwa als pandemische Angst auftreten, ohne dezidierte Zuordnung zum Subjekt. „Kichern im Absprung“ heißt es in einem Abgesang auf den Abgrund, der sich jäh auftut.

„Mein Hirn denkt ohne mich“ (71) deutet auf einen Zustand hin, in dem die Gedanken sich verselbständigt haben. Nicht umsonst wird von Dekomposition gesprochen, wenn das Gedicht seine Schraffur verliert.

Während im der Abteilung „Selbsterschaffung“ die Gedichte auf ein Lösungswort zusteuern, das unten im Gedicht in Klammern gesetzt wird, stehen diese Schlüsselwörter im Kapitel der „Einkleidungen“ an vorderster Stelle, sie werden als Wegmarkierungen gesetzt, die sich auf lyrischem Pfad leise ansteuern lassen.

In einem „Kunst-Nachwort“ sind alle Verfahrensvorgänge aufgehoben und zu einer Bewegung eines Kreisel transformiert, die Drehbewegung löst selbst bei der fiktiven Autorin Staunen aus. „Der Titel ist ein Rätsel, auch mir selbst, Gedichte ohne ich heißt er, das wusste ich von Anfang an.“

Der Gedicht-Essay über das Lesen und Schreiben als Kreisel endet in einem Gedanken, der sich während seiner Drehbewegung in sich selbst auflöst: „ich trage ab / die schichten schlicht / den kern ummantelt / ein gedicht // mich / gibt es / nicht.“

Kirstin Breitenfellner: Gedichte ohne ich. Sonette.

Innsbruck: Limbus 2024. 96 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-99039-249-5.

Kirstin Breitenfellner, geb. 1966 in Wien, wuchs in Kufstein/Tirol auf, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 17/06/24

GEGENWARTSLITERATUR 3372

DATUM PEAK

Von Forschenden kennen wir meist nur ihre Ergebnisse, Reisen und Laborberichte. Nur selten gelingt es uns Lesenden, in ihre Köpfe zu schauen um zu erfahren, wie sie ticken. Und stimmt es wirklich, dass sie für sich alle eine Geheimsprache verwenden?

Hanne Römer startet mit „Datum Peak“ ein Projekt, in dem diverse Zeichensysteme und Sprechweisen daraufhin untersucht werden, ob wissenschaftliches Denken einen Einfluss auf die Psyche ihrer Helden hat. Dieses Modell ist in einem Nachsatz am Ende des Textes angefügt und kann als Regieanweisung gelesen werden.

„Personen, Landschaften, Sachverhalte und Lebewesen sind frei erfunden. Ihre Geschichte verbleibt in der Montage.“ (128)

Die Begriffe Wasser (9), Luft (47), Hitze (75), Datum (99) sind als Kapitelüberschriften wie Beobachtungsluken installiert, durch die sich das Thema introspektieren lässt. Den Schlüsselbegriffen ist jeweils eine Zeichnung vorangestellt, die als entgleistes Diagramm, als verquere Vignette oder als Kontur für eine kompakte Skulptur gelesen werden kann. Vage erinnern diese Zeichnungen an aufgeschlagene Kissen, eingefahrene Fahrwerke eines Flugobjekts oder einen zerknüllten Globus, auf dem ein Segelschiff ins Out driftet.

Schon der erste Satz lässt aufhorchen: „Datum schiebt sein Fleisch zurück zwischen die Rippen eines früheren Leibes.“ (11) Datum scheint als personifiziertes Individuum zu agieren, die Figur kann auf Skalen verschoben werden, aber auch als punktuell Ereignis aufscheinen. „Datum Peak“ wäre dann der Höhepunkt einer Biographie oder die Spitze eines chronologischen Verlaufs.

Als verlässliche Guides in einem Areal unerforschter Materie erweisen sich Forscher und Forscherin, die mal romantisch agieren wie beim Entdecken fremder Landschaften und ihrer Tiere, mal sich pedantisch über Messgeräte beugen, und ab und zu über sich selbst mehrdeutige Sätze fallen lassen als Kontrast zu wissenschaftlich gesicherten Aussagen.

Im ersten Kapitel ist Wasser ihr Forschungsobjekt. Wenn es steigt, kann es den gesamten Kontinent betreffen oder aber bloß den Vorraum einer privaten Wohnanlage. Im Hintergrund beäugt akribisch die Wirtschaft diese Wasserstände und „wünscht guten Appetit“ (24).

„Das Leben spricht ständig an.“ (15) heißt es beim Sortieren der täglichen Beobachtungen, etwa wenn die Qualität des Luftzugs an der Oberlichte zur Wohnung gemessen wird.

Manchmal wird die Veränderung durch ein simples „knack“ (19) hörbar, die meisten Aufzeichnungen freilich sind nicht von Relevanz und dokumentieren so etwas wie Menschenleere, die sich durchwachsen präsentiert. Folglich führen die Forschenden auch kleine Dialoge, worin sie die Vorgehensweise ihres Tuns und ihre Aufzeichnungs hinterfragen. „Vielleicht kürze ich uns auch wieder weg.“ / „Jetzt sind wir einmal da.“ (19) Das aufgestaute Material lässt allerhand Schlüsse zu, die sich schwer beweisen oder widerlegen lassen. „Die Natur wirkt angegriffen, stellenweise abgegriffen.“ (25)

Im nächsten Expeditionsraum steht Luft im Mittelpunkt. Diesem reinen Wort „Luft“ (47) sind ein leeres Blatt sowie eine Zeichnung vorgelagert, und im anknüpfenden Luft-Text geht es um Hindernisse, die einem geregelten Luftzug im Wege stehen. Ein Rauchfangkehrer lässt sich beim Reinigen eines Schachts zum naturnahen Ausruf hinreißen: „Alles voller Laub - ein ganzer Wald da drin.“ (50) Und selbst sein Berufselement Ruß, für das er zuständig ist, lässt sich nicht genau definieren, denn Ruß ist quasi „ein Stoff im Stoff“.

Die Aufzeichnungen der Protagonisten lassen sich mit dem Reinigen eines Luftschachts vergleichen. „Was, wenn alles Gelöschte wieder hervorträte, Wege und Gänge flutete?“

Hinter ihrem akademisch angelegten Lüftungsloch wirkt dann auch die Landschaft erschöpft und müde. Und die darüber gespannte Saison düstet aus. (59)

Das markanteste Geräusch im Zusammenhang mit Luft tritt in Gestalt von Luftpost auf, die Helden erhalten mit der Post zerbrechliches Liefergut und die Aufforderung zur Entrümpelung.

Im Kapitel „Hitze“ (75) sind Zettel über Zettel ausgelegt wie heiße Stäbe im Abklingbecken. Das markanteste Forschungsobjekt ist eine Eidechse, die es evolutionär bis in die Gegenwart geschafft hat, um über einen wärmenden Steinboden zu flitzen. Selbst der Forscherin wird heiß, aber es ist nicht die Hitze. (87) Das Besteck gegen Hitze wird Jalousie genannt, blickt man durch sie, tut sich eine abgemähte Wiese auf, die in der Hitze erst zur Geltung kommt.

Im letzten Feldversuch geht es um „Datum“ (99). Die Ereignislosigkeit ist prägend, lautet der generelle Befund. Für Aufregung sorgen freilich die Kommunikationsstränge, die Irrwege gehen, überlastet sind oder schlecht verschlüsselt, sodass es zu Totalausfällen kommt. Am Beispiel eines simplen Nachrichtentransfers zeigt sich das Versagen einer geordneten Übermittlung. Eine Sprechanlage ist kaputt, so dass das zuzustellende Schreiben nicht überprüft werden kann, worin dokumentiert ist, dass irgendwelche Werte erhöht sind. Befund: Ladehemmung der Sprache. (114)

Die Figur Bonsai Salami, die sich durch das Dokument schlängelt, könnte ein Hörfehler sein, ein semantischer Überschlag oder ein falsch übersetzter Name aus einem anderen Kulturbereich.

Im Hintergrund dieser Ereignisse lauert stets Datum. Mit ihm erreichen flüchtige Tatbestände Glaubwürdigkeit. Die Tropfen auf dem Wellblech (120) sind für sich genommen eine Leermeldung, mit einem Datum versehen freilich werden sie Teil einer allgemein gültigen Wetterlage.

Oft scheitern Protokolle an einer falschen Einschätzung des Kontexts. So bleibt das Datum gültig, auch wenn beforschte Tiere einmal im Revier und später im Stillleben ausgesetzt werden. Letztlich wird der Peak erreicht, heißt es lapidar. Das mag eine alpinistische Abenteuer sein, ein Höhepunkt der Gefühle, oder die Spitze einer kulturellen Leistung.

Hanne Römer hinterlässt mit ihrer Expedition einen sprachlich aufgewühlten Raum, worin sich allerhand Installationen verwirklichen lassen. Immer unter Einhaltung der Spielregel: „Ihre Geschichte bleibt in der Montage.“

Hanne Römer: DATUM PEAK. Eine Expedition.

Klagenfurt: Ritter 2024. 128 Seiten. EUR 19,-. ISBN 978-3-85415-670-3.

Hanne Römer, geboren 1967 in Hessen, lebt in Wien.
Helmuth Schönauer 21/06/24

GEGENWARTSLITERATUR 3374

terraferma

Oft liegen über dem Land noch Wörter, deren ursprünglicher Sinn schon längst verklungen ist wie das Land selbst, für das sie einst bestimmt waren. „terraferma“, wörtlich Festland, ist die Bezeichnung der Gebiete in Oberitalien, die von der Republik Venedig ab dem 15. Jahrhundert untertänig gemacht wurden.

Hannes Vyoral versammelt unter der magischen Landbezeichnung einer fernen Zeit etwas über vierzig Gedichte, die schon durch ihr Layout eine Verbindung von Ferne und Nähe, Vergangenheit und Gegenwart, Landschaft und Witterung herstellen. Meist sind auf einer Seite zwei Gedichte positioniert, wobei oben eine spezielle geographische Bezeichnung der Einheimischen als Orientierungspunkt fixiert ist, wähen im unteren Gedicht die individuelle Befindlichkeit des durchreisenden Ichs die Überschrift spendet.

„basilica del santo“ heißt etwa der Schlüsselbegriff, unter dem eine Reise-Station aufgerufen ist. Der erste Eindruck verformt sich zu einem Gebet, das Lob und Freude über das Gebäude ausschüttet und mit einem beglückenden Amen endet. Im nächsten Schritt „low budget“ wird die Askese besungen, mit der jemand ohne Gepäck sich auf eine Pilgerschaft einlässt, unten schließlich folgt die individuelle Verortung der Reise in der Zauberformel „Schritte“. „frühmorgens / allein / auf der piazza grande / die häuser stehn / wie felswände / der brunnen schläft / der mond verblasst / manchmal holt es mich ein / das echo meines lebens“ (9).

Terraferma ist ein lyrisches Konzept, womit unter der vorgeschlagenen Reiseroute unabhängig von Raum und Zeit jeweils neue Reisen abgerufen werden können. Nicht nur das lyrische Ich verändert sich bei jedem Anblättern der poetische Einträge, auch über die Lesenden wölbt sich mit jeder Lektüre ein einzigartiges Firmament, das von den aufgeschlagenen Gedichten und den aufgefächerten eigenen Erfahrungen getragen wird. – Den Lyrikband sollte man überhaupt in drei Lagen lesen.

a) haptisch, um die Konsistenz eines Faden-gehefteten und handsignierten Buches zu ertasten

b) visuell, um die Offsetlithographien als Ganzes, aber auch in den einzelnen Arbeitsschritten zu scannen

c) wörtlich, um wie in einer Raritätenverkostung die eigenen Poesie-Knospen einzelnen zu öffnen und zu reizen
Das Zusammenspiel dieser drei Lagen könnte mit dem Kunstbegriff Oxohyph gemeint sein, das an geheimer Stelle erklärt wird. „Das Kunstwort Oxohyph wurde 1995 vom Röschitzer Autor Johannes W. Paul erfunden. Es steht seit nunmehr 26 Jahren für Handwerk und die Liebe.“

Hinter diesem kunstvollen Arrangement stehen als tragende Elemente subtile Gedichte, die sich manchmal wie in einem lyrischen Plot nacherzählen lassen. Einzelne Punkte aus großen Stimmungslagen werden durch Konzentration angehalten und aus dem dynamischen Prozess herausgeschält. Der Fluss des Wassers fächert sich auf zu einem „Wasseralphabet“ (11). Im Regen verlieren Früchte ihre Farben. (12) In einem Kreisverkehr bricht jäh Musik los und entwickelt sich zu einem Ohrwurm. (17)

Und schon im ersten Gedicht (mondo piccolo) hat sich das Ich ein Programm gegeben, nämlich mit einer alternativen Biographie zu beginnen. „in die zille gesetzt / grob gepechtet / flussabwärts gewendet / und losgelassen / so wurde ich geboren“ (5)

Die Reisen halten sich an die Fließgeschwindigkeit des Wassers, die eine romantische ist, getreu dem Opferdingen-Motto von Novalis, „wir gehen (fließen) immer Nachhause“.

So enden die Gedichte idyllisch-logisch mit einer „Wasserfantasie“: „und dann vielleicht / fällt uns im tagtraum ein / wie wir am flussknie standen / zwischen haus & uferböschung / bei den wasserschlangen / auf des giebelschattens / blauer spitze: wie es war / und weiterging, stromabwärts / durch das tiefland / hin zum meer / in das wir münden“ (36)

Das Gesamtkunstwerk endet mit einer sinnlichen Skizze über Datierungen, Ortszuschreibungen und Widmungen.

Diese drei Zutaten verwendet übrigens jeder sorgfältige Archivar, wenn er etwas aus der bloßen Alltagschronik hebt und in das Regal der Zeitlosigkeit stellt.

Hannes Vyoral: terraferma. Gedichte. Mit Offsetlithographien von Johann Julian Taupe.

Horn: Edition Thurnhof 2013. 36 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-900678-60-9.

Hannes Vyoral, geb. 1953 in Eichkogelsiedlung (NÖ), lebt in Wien und Wallern.

Johann Julian Taupe, geb. 1954 in Gritschach, lebt in Villach.

Helmuth Schönauer 24/06/24

GEGENWARTSLITERATUR 3375

SCHRIFTSTELLEN

„Ihre Bücher sind Skulpturen und Depots zugleich.“ (238) SCHRIFTSTELLEN ist ein komprimierter Nachruf, bestehend aus verdichtetem Werküberblick, Biographie sowie Beschreibung der wichtigsten Thesen.

Barbara Köhler erfährt eine bemerkenswerte „Künstlerin-Erweckung“, als sie in der DDR mit den Phänomenen Zensur und Parteiprogramm konfrontiert wird, noch ehe sie eine Zeile geschrieben hat. Das Ausüben der Kunst ist vom ersten Augenblick an mit ihrem Verbergen verknüpft, nur so lässt sich an ungesicherten Stellen des Systems Literatur unterbringen und mit Sprengkraft versehen, wie bei jenem Eis, das bei Kälte die Felsen sprengt, in den es bei Wärme eingedrungen ist.

Barbara Köhler übt bei öffentlichem Licht den Beruf einer Kunstschmiedin aus, die freilich alles verwendet, was sich biegen und brechen lässt. Ein solches Material ist die Sprache, die vornehmlich in Textblöcke gegossen wird wie Inschriften. Im Jargon der Eingeweihten werden diese in dünner Schreibmaschinenschrift zur Kernschmelze gebrachten Texturen „Boxen“ genannt.

Die Literatur dieser subversiven Vorsicht kann sich unverfolgt an der Oberfläche der staatlichen Wahrnehmung halten, da sie ja als Kunsthandwerk eingestuft sind, und die Texte auf allen Materialien gepostet werden, nicht nur auf Papier.

Nach der sogenannten Wende bleibt Barbara Köhler eine Zeitlang ihrer alten Wohn-Gesellschaft verhaftet, es verändert sich bloß die Reisetätigkeit, die ihren Höhepunkt in der Formulierung findet: „Sie bereist die Sprache.“ Gleichzeitig erweitert sie ihre Methode der Subversion auf den Literaturbetrieb und insbesondere seine Untugend, in einen unbrauchbaren Kanon zu flüchten.

Der Text über die „Reise zum Mittelpunkt der Erde“ stützt sich auf die zentrale Stelle exegetischer Literaturkritik, in einer Analogie zum Affen in Franz Kafkas Bericht an eine Akademie stellt die Antrittsvorlesung der Thomas-Kling-Poetikdozentur 2012 die Thesen von Subversivität und Unterhöhlung („Unterköhlung“) vor. Im literarischen Betrieb gilt es, sich zum Affen zu machen, als Schriftstellerin sollte man so tun, „als gäbe es ein Draußen“. (14)

Die sorgsam ausgewählten Gedichte dieser „Lebensnachschau“ liefern durch ihre Anordnung zusätzliche Information und erzählen dabei von den wichtigsten Arbeitsstationen der Künstlerin. „Gedicht – Happy End – Selbstporträt – Endstelle [...]“ lassen sich als literarische Biographie lesen, diese wird im Nachwort von Marie Luise Knott prosaisch ausgeleuchtet.

Der Textzyklus „Niemand's Frau“ ist eine Auseinandersetzung mit der griechischen Mythologie, Kunst und Sprache durch Skulpturen.

Einige Werke sind als Kombination zwischen Bildmaterial und geblocktem Subtext angelegt. In „36 Ansichten des Berges Gorwetsch“, dieser befindet sich oberhalb von Leuk in der Schweiz, werden die Bilder wie morphologische Scans in einer fiktiven Welt abgetastet und scheinbar realistisch aufbereitet. Das vorgebliche Draußen imaginiert in diesem Fall, dass man ins Innere des Berges eindringen könnte.

Aus der Mappe mit Unveröffentlichtem berühren jenseits wissenschaftlicher Analyse vor allem die Texte von Krankheit, Verlöschen der Sprache, Morphium-Dröhnung und Krebsgang. „(Krebsgang) // das // das geht / das geht schon / das geht schon wieder / das geht schon wieder weg // das geht nicht wieder weg / das geht nicht wieder / das geht nicht // das nicht“ (218)

Der Titel-gebende Abschnitt ist mit SCHRIFT STELLEN überschrieben, dabei handelt es sich um Fotografien von Szenen, Stillleben, Skulpturen und Paravents, auf denen Schrift angeheftet ist. Je nach Laune der Begutachtenden stoßen dabei Sätze unterschiedlicher Strahlkraft hervor. Es liegt an den Betrachtenden selbst, passenden Sinn aus dem Kanon von Sprichwort-artigen Kurzsätzen herauszufiltern. „Vielleicht nehmen Vögel und Fische Raum ja wahr wie wir Musik.“

Der Reader ist gespickt mit Dichte, könnte man in nachempfundenen Worten der Barbara Köhler zusammenfassen. Bei ihr heißt es: „Ding lass nach!“ (160)

Barbara Köhler: SCHRIFTSTELLEN. Ausgewählte Gedichte und andere Texte. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Marie Luise Knott.

Berlin: Suhrkamp 2024. (= BS 1554). 258 Seiten. EUR 25,70. ISBN 978-3-518-22554-7.

Barbara Köhler, geb. 1959 in Burgstädt, Sachsen, starb 2021 in Duisburg.

Helmuth Schönauer 28/06/24

GEGENWARTSLITERATUR 3377

Professor Punk-Rock

In einem wahnwitzigen Bildungsroman des Genres „Pop pumpkin“ reflektiert ein Punk-Rock-Professor darüber, wie man zum Sinn des Lebens kommt, und ob es sich lohnt, diese Einstellung an Jugendliche weiterzugeben.

Peter Music schickt seinen Helden Professor Punk-Rock zu Silvester in eine veritable Sinnkrise, aus der er nur mit einer Radikalkur herauskommt. Als er wegen Schul-Insuffizienz an der primitiven Fähigkeit scheitert, die erste Stunde im neuen Jahr mit kaputtem Schädel abzuwickeln, versucht er den Kids zu erklären, wie es zu diesem Desaster gekommen ist. Diese aber zeigen wenig Empathie für das Schicksal ihres Professors, haben sie

doch selbst genug Selfie-Programme am Laufen. So bleibt dem alten Kerl nichts anderes übrig, als einen Psychotrip für mittlere Lebenslagen anzutreten.

In einer weit verbreiteten Definition heißt es karg: „Punk-Rock zeichnet sich durch trivial-einfache, jedoch nicht unoriginelle Kompositionen aus.“ Als er das Schlüsselwort Anarchie als großes A auf die Tafel schreibt, bricht Gelächter aus, und der Rock-Professor muss erkennen, dass es noch eine andere Wirklichkeit gibt als jene, die er mit seiner Band einst besungen hat.

In einer spontanen Therapie greift der Held noch einmal auf zehn Songs zurück, die in markanten Cuts sein Rock-Leben umreißen. Erwachen, Anarchie, Kambodscha, Lager, Albatros, Auftrag, Vorbereitungen, Attentat, See, Und doch Revolution ergeben ein aufregendes Album mit einem beinahe logischen Plot.

Der Held trifft in Kambodscha auf Panja, eine woke Aussteigerin, die ihn in den Dschungel führt, wo gerade Drogen gekocht werden. Am anderen Ende des Trips schaut die Welt unendlich grausam und ungerecht aus, sodass man sofort einen Revolution beginnen müsste, um das Geschäft mit den Drogen ad absurdum zu führen. Während sich diverse Punk-Atheisten im Dschungel mit Theorien herumplagen, ob sie nun Freiheitskämpfer oder Terroristen sein wollen, stirbt der Panjas Partner an der vom Rock-Mythos eingeforderten obligaten Drogen-Überdosis.

Jetzt werden die Songs unerträglich plastisch und drängen nach Aktion: „Wir werfen Dynamit ins Meer / Dann gibt's hier keine Haie mehr / Als nächstes sind die Palmen dran / Dass man sich besser sonnen kann, / Dann wird alles betoniert / Damit man nichts im Sand verliert / Schöner Strand, schöner Strand / Schöner Strand, oh yeah. / (Schöner Strand, Terrorgruppe)“ (73)

Die Welt-Revolution in Kambodscha ist freilich sinnlos, wenn sie nicht zuerst in der steirischen Provinz aufbereitet wird. Panja organisiert für den Rock-Professor zu Hause hinter Leibnitz eine Absteige, in der er sich als Musiker tarnen und vorgeben kann, an einem Album zu basteln.

In Wahrheit werden Pläne für eine Alltags-Revolution geschmiedet, die stets in jenem Augenblick abgesagt wird, an dem sie ausbrechn soll. Die Stimmung für eine Welt-Revolution ist am Badeteich an der steirischen Sulm schlecht, weil die Besitzverhältnisse am Strand ungerecht sind. Zuerst muss der Zugang zum See erkämpft werden, erst dann bleibt vielleicht etwas Verve für etwas Größeres.

Die Kraft der Revolution wird klug in ein Revival-Konzert gesteckt, der Rockprofessor trommelt seine ehemalige Band zusammen und probt die zehn Songs, die sowohl sein Leben als auch seine Philosophie umspannen.

Das Konzert ist kaum besucht und Gitarre-technisch ein Desaster, aber es erfüllt seinen Zweck. Aus der Kraft des Punk-Rock heraus wird ein Verein zur Lebensfreude gegründet, der einen freien Zugang zum See und eine schöne Stimmung in den Wochenendhütten ermöglicht.

Im Epilog sitzt der Rockprofessor am See und betrachtet eine Postkarte von Panja, den umstehenden Kindern erzählt er eine Geschichte, kann sein, dass es sich dabei um den Roman handelt, der in klugen Songs um den Badensee gewickelt ist.

Natürlich muss der Schlussakkord auf Englisch gesungen sein, es braucht drei Anläufe, bis die Botschaft heraußen ist: „What will it be like when I get / What will it be like when I get / What will it be like when I get old.“

Peter Music bringt sie alle zum Schmunzeln, die Musiker, die Revolutionäre, die alt gewordenen Schulmeister und die Jugendlichen, die ob dieser Geschichte den Kopf schütteln zwischen Kambodscha und der Steiermark.

Peter Music: Professor Punk-Rock. Ein Leben im Off-Beat. (= Pop! Goes the Pumpkin, Band 9).

Wies: Edition Kürbis 2024. 113 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-900965-62-4.

Peter Music, geb. 1981 in Graz, lebt und wirkt in der Südweststeiermark.

Helmuth Schönauer 01/07/24

GEGENWARTSLITERATUR 3376

WAH! 哇!

Ein Laut, ein Seufzer, ein Schnauben der Verachtung – in der Lyrik erwächst aus einem kleinen Zeichen ein großer Vorgang.

Martin Winter stellt das gesamte Jahr 2017 unter dieses Zeichen WAH!, das von vorneherein magisch wird, wenn es von drei Sprachen umkreist ist. Die Gedichte „handeln“ vom Ablauf eines Jahres und „spielen“ im Kopf eines lyrischen Ichs, das ständig zwischen den Sprachen hin und her schaltet. Um für die Leser ein wenig Orientierung anzubieten, sind die Texte in vier Sprachblöcke unterteilt. German Poetry (5) / English Poetry (81) / Chinese Poetry (125) / Mixed Up Poetry (143).

Je nach Verbreitungsgebiet des Gedichtbandes wird wahrscheinlich auf die vorherrschende Sprache zugegriffen werden. Der Mix funktioniert aber auch dann bestens, wenn man die angeforderte Sprache nicht versteht. Durch das Erahnen des Textes aus dem Schriftbild heraus ergeben sich durchaus lyrische Erlebnisse. Im Volksmund

wird ja ein „chinesisches“ Kunstwerk meist dadurch gewürdigt, dass man es nicht verstehen muss, um es als chinesisches zu empfinden.

Da das Schlüsselgedicht „WAH!“ in allen Abteilungen vorkommt, ist zu vermuten, dass der Stoff der Gedichte in allen Sprachen ähnlich abgehandelt ist. Als Leitmotiv ist jedenfalls fix der Mond installiert, der als Lampion, Banane, Fenster oder Lichtquelle regelmäßig vorbeischaut. Womöglich unterliegt er einer eigenen Regel, wie das „Regelgedicht“ vermuten lässt.

„Ich habe die Regel / Werden Gedichte nur einfach abgegeben / und nicht abgeworfen / kann die Einrichtung / nicht berücksichtigt werden. // Werden mehr als 5 Gedichte abgeworfen, / kann die Einrichtung nicht berücksichtigt werden. // Pro Person ist nur eine Einrichtung zulässig. // Oben rechts ist eine fünfstellige Zahl zu schreiben, / die sich auch oben rechts wiederfindet! // Hochachtungsvoll / Keine Originale!“ (27)

Mond oder Gedicht, alles unterliegt einem geheimen Regelwerk, das als lyrischer Prozess ausgelegt werden kann. Das Einreichen eines Gedichts für einen literarischen Wettbewerb lässt sich ebenso romantisch deuten wie das Schimmern des Mondes im eigenen Licht. Diese Konstellation lässt sich in allen Sprachen verwirklichen, oft besteht der Sinn auch in der Deviation von der üblichen Lesedeutung, vielleicht ist Einrichtung in einer anderen Sprache als Einreichung gemeint. Vielleicht ist die Ordnungszahl oben rechts im Augenblick ihrer Dechiffrierung jene Banane, die nächtens als Sichel beim Fenster des Lyrikers hereinschaut.

Das Titelstiftende Eingangsgedicht lässt jedenfalls allzeit spontane Deutungen zu. „WAH! // wah! wah! wah! / wah! wah! wah! / wah! wah! wah! / bitte nicht alles wahrnehmen! / bitte nicht alles wahrnehmen! / wah! wah! wah! / wah! wah! wah! / wah! wah! wah!“ (7)

Von dieser Nullachse der Wahrnehmung ausgehend zeigen sich emotionale, intellektuelle und politische Spitzen auf jenem Diagramm, das über Monate als lyrisches Dauer-EKG angelegt ist.

Stationen eines Schnelldurchlaufes durch das Jahr sind eine Lesung beim PEN Austria, der mit den USA verglichen wird, die gerade an die Wand gefahren werden. In einem Sprachspiel auf Chinesisch wird das Ich zu einer Frau, die sich Leo nennt. Ein Vorschlag eines gewissen Kurz, der gerade die Medien dominiert, lautet: Flüchtlinge halbieren. Der lyrische Gegenvorschlag: Kurz halbieren. (16)

Dem Sonnengesang nachempfunden breitet sich das Universum als pure Sonne aus. „In den Sonnen“ ist eine Großhymne, die das Layout sprengt. Um sie im Gedichtband unterzubringen, ist sie auf zwei Teile aufgeteilt und quer gesetzt. (24)

Über eine andere in den Medien herumgeisternde Figur wird als beiläufige Vermutung gefragt: „Kern / hat der Kern einen Kern?“ (29)

Zum ersten Mai erscheint punktgenau ein Arbeitsgedicht. „Takt der Arbeit // was ist der Takt der Arbeit? / [...] / ein Takt / eine Nacht / 1. Mai 2017.“ (45)

Zwischendurch wird der Arbeitsablauf als Lyriker ständig kontrolliert und fallweise in Frage gestellt. Freilich gibt es dabei auch einen hinreißend optimistischen Befund: „Fertig // meine Gedichte / sind fertig / es sind vollkommen fertige / Gedichte. / Ich will nichts anderes / damit sagen.“ (59)

In dieser Tonart geht es nach dem Switch ins Englische weiter, Poetry, Moon Poem, Report, Overhead und WAH!, das auf Englisch gleich klingt wie auf Deutsch. (90)

Das Chinesische lässt sich ohne entsprechende Ausbildung nicht entziffern, aber das Titel-Zeichen wirkt beeindruckend. 哇!

Im Sektor Mixed-Up Poetry greifen die Sprachen noch einmal simultan ineinander über, sie beschreiben disparate Sachverhalte, deren Treffer wie auf einer entgleisten Suchmaschine sich zu Poesie verformen.

„bremen, los angeles, shanghai, taipei / sand an light / sea / riga, what did they do in the war / extended families / I write in german and in chinese“ / (157)

Rätselhaft, heiter und realistisch! – Das ganze Jahr 2017 wird zu einem hellen Genuss, ehe es ins Stadium des Archivierens hineinwächst und verschwindet.

Martin Winter: WAH! 哇! Gedichte in drei Sprachen. Geschrieben im Jahr 2017.

Englisch, Deutsch, Chinesisch. Übersetzt von Martin Winter.

Wien: edition fabrik 2023. 168 Seiten. EUR 13,-. ISBN 978-3-903267-63-3.

Martin Winter (Wei Mading), geb. 1966 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 02/07/24

chronologisch

Gottlieb Pomella: An Land gespült / Glücklich gefallen. Poesie.

Elsbeth Wallnöfer: How to wear a Dirndl.

Ludwig Roman Fleischer: Anamnesen. Geschichten vom Kranksein.

Margit Weiß: Maddalena geht. Roman.

Michael Stavarič: Die Suche nach dem Ende der Dunkelheit. Gedichte.

Gundi Feyrer: Sätze, die Gedanken regnen.

Leopold Federmair: Hiroshima Capriccios.

Eleonore Weber: Landkarte im Maßstab 1:1. texte, skizzen, übersetzungen.

Mario Hladicz: Tag mit Motte. Gedichte.

Martin Kolozs: Kreuzwege. Lebensbild der Jesuiten P. Johann Schwingshackl und P. Johann Steinmayr.

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2405

An Land gespült / Glücklich gefallen

Meist sind es die Antriebskräfte Aufbruch und Ausklang, die Menschen Gedichte formen lassen, um für sich etwas Klarheit zu schaffen über die seltsamen Vorgänge rund ums Leben.

Tatsächlich beginnen viele unbeschwert in der Jugend mit dem Gedichte Schreiben, während es wenige sind, die sich im Alter noch einen Traum erfüllen, nämlich das Erlebte auf der Wäscheleine der Poesie aufzuspannen. Gottlieb Pomella hat sich nach einem von Bildung gespeisten Berufsleben mit knapp siebzig aufgemacht, die Welt hinter dem Filter der Poesie in handfesten Gedichten und prosaischen Einsprengeln zu beschreiben. Seine beiden Gedichtbände „An Land gespült“ und „Glücklich gefallen“ lassen sich einzeln lesen, indem etwa das lyrische Ich zuerst in Aufbruchstimmung das Leben in die Hand nimmt und später im zweiten Teil desillusioniert mit dem Verklingen der Wünsche und Ideen zu kämpfen hat, die beiden Bücher lassen sich auch als zeitgenössische Klammer der Pandemie-Epoche begreifen, sind die Bücher doch 2020 und 2023 erschienen.

An Land gespült

In der Einleitung zu den knapp hundert Gedichten nennt Ferruccio Delle Cave zwei Namen, auf die vermutlich eine ganze Südtiroler Literatur-Generation setzt: Die Lakonik von Norbert C. Kaser und die entrückte Transzendenz des Friedrich Hölderlin haben jene beeinflusst, die ein ähnliches Bildungssystem in Südtirol durchgemacht haben. Hölderlin wird oft als Leitstern bezeichnet, der in den Internaten des Nachkriegs-Südtirol ein kleines Luftloch in der katholischen Totallehre aufgemacht hat.

Im Prolog bezieht sich der Autor auf das Diktum Hans Magnus Enzensbergers, wonach man besser Fahrpläne lesen solle als Oden, sie seien verlässlicher. Aber diese Genauigkeit bringt in der Gegenwart nicht viel, weil selbst die Fahrpläne mittlerweile im Netz fragwürdig genau sind. So kümmern sich seine Gedichte um diese verletzte Haut zwischen Innen und Außen, an der seine Texte angesiedelt sind unter den vagen lyrischen Kommandos: Dem Leben gestellt / Wo die Sonne hinabsinkt / Fluchtwege / Vom Abschied / Von der Liebe / Von Irrlichtern und Schatten / Was bleibt.

Eine besondere Botschaft steckt in den Verbindungen, die zwischen den einzelnen Gedichten gelegt sind.

Hintereinander gelesen ergeben die Texte vom Kirschbaum, vom Vollmond und vom Freitod einen sehnsüchtigen Zug ins Freie, wobei diese Freiheit in der Verheißung der Früchte, dem Gegenlicht der Nacht und dem freiwilligen Beenden des Lebens liegen kann.

Wenn die Sonne hinabsinkt, tun sich karge Winter-Gedichte auf, die Vegetation ist ausgetrocknet, die Fluchtwege der Gefühle sind verstellt, die Liebe zieht sich zurück und hinterlässt Irrlichter falscher Versprechungen. Und am Schluss stellt sich die große Frage: Was bleibt. (130) „Eine Flut von Worten über deine Lippen / nichts von dir // das Leben zurückgespült im Windgesang des Schilfs // was bleibt ist nicht dein / doch erzählt es unablässig / von dir“.

Im Epilog tritt poetisch kompakt in drei Vierzeilern der Herbstwind auf und besingt im Stile Rilkes jene Jahreszeit des Blätterfalls, welche sich sonst in Bilderbüchern einer fernen Kindheit versteckt hält.

Hinter dieser Evokation beruhigender Gedanken steckt ein Leben voller Witterung und Stürme, Metamorphosen sind das tägliche Brot des Lyrikers, und die Gedichte selbst sind Häutungen der Seele. „Im Winter ohne Weg / ohne Worte zog ich meine Spur // die Welt im Rücken / häutete ich mich / dem Frühling zu.“ (127)

Die Fotos von Gianni Bodini zeigen seltsam kalligraphisch aufgelöste Motive, Bäume stehen im leeren Winter, Zäune führen ins Nichts, eine Parkbank hat sich im Schnee verkrochen, Vögel jagen einander vor felsigem Abgrund. Die Bilder ziehen den Blick auf sich und werfen dabei die Motive zurück mitten ins Auge des Betrachters.

Glücklich gefallen

Der Titel suggeriert jene glücklichen Augenblicke, in denen das Kind hingefallen ist. Aber es ist dabei nichts passiert, vielleicht wird es sogar aufgehoben und alles ist wieder gut.

Im Vorwort von Merle Rüdissler auf das Zitat Brechts an die Nachgeborenen gestoßen, schiebt sich freilich die zweite Bedeutung von „gefallen“ in den Vordergrund, jemand ist im Krieg glücklich gefallen. Brecht: „Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt.“

Die Gedichte lassen sich „an brüchigem Faden“ als Erzählungen eines fernen Krieges neu aufbinden, Schatten einer längst vergangen geglaubten Zeit drängen sich ins Geschehen, die letzte Wärme wird angesprochen, die vielleicht schon Jahrzehnte zurückliegt. Flüchtlinge sind an Land gespült, das Meer wird zum Sarg, während sich am Ufer Menschen einmauern in sich selbst.

Plötzlich sind die Nachkriegsbilder wieder aktuell, sie sind schrecklich upgedated von einem neuen Krieg, der die Metapher vom „glücklich gefallen“ ins Groteske erhebt.

Die Gedichte des zweiten Bandes sind kurz und kompakt wie Inschriften, oft sind sie versteinerte Rituale, eingesperrt als Sekundenzeiger auf dem Ziffernblatt: „Tag für Tag / an der Bar / an der Ecke / im lichten Schatten der kränkelnden Robinie // Tag für Tag / Zeitung und Espresso / die Todesanzeigen zuerst // willst du vom Leben erfahren / höre auf die Toten.“ (33)

In diesem „Spätwerk“ Gotthold Pomellas sind Schnörkel und Enthusiasmen verpönt, das lyrische Ich hat sich zwischen die Zeilen zurückgezogen und nimmt seine Schutzhaltung ein für die Zeit, die noch kommen wird. Selbst die sogenannten Stadtstiche, worin der Autor in klugem Abstand zu N. C. Kaser seine Sicht von Lissabon, Turin oder Mailand positioniert, überwiegt das Versteinerte, das sich vom Krawall des Tagestourismus angewidert wegduckt. Es sind lyrische Selfies, mit einem verbitterten Misstrauen gedreht.

Das „nachhaltigste“ Gedicht tritt als Epilog auf. Darin zweifelt Gottlieb Pomella am Sinn des gängigen Dichtens und wendet sich ironisch einer sarkastischen Lebenserfahrung zu, die er mit manchen alt gewordenen Dichtern teilt.

„Epilog // Wörter / türmt der Dichter / auf ein weißes Blatt / bringt sie in Ordnung / schreibt sie glatt / ordnend lügt er so / die Welt sich platt / am Ende bleibt / ein leeres Blatt.“ (121)

Gottlieb Pomella: An Land gespült. Poesie. Mit einem einführenden Vorwort von Ferruccio Delle Cave. Fotos von Gianni Bodini.

Meran: alphabeta Verlag 2020. 141 Seiten. EUR 12,-. ISBN 978-88-7223-352-8.

Gottlieb Pomella: Glücklich gefallen. Poesie. Mit einem Vorwort von Merle Rüdissler. Fotos von Cäcilia Terzer. Meran: alphabeta Verlag 2023. 121 Seiten. EUR 12,-. ISBN 978-88-7223-418-1.

Gottlieb Pomella, geb. 1948 in Kurtatsch, lebt in Kurtatsch.

Helmuth Schönauer 03/07/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2406

How to wear a Dirndl

Wenn etwas als Luftikus-Ereignis für gute Laune sorgen soll, steht es der Wissenschaft nicht gut an, durch tiefere Forschung die Stimmung zu vermässeln. Das Dirndl ist ein Dresscode für gute Laune, Freizeit und ausgelassene Stimmung, das bevorzugte Einsatzgebiet ist das Münchner Oktoberfest, auf dem vermutlich niemand wegen seiner großer Gedanken unterwegs ist.

Elsbeth Wallnöfer kommentiert in ihrem kulturpolitischen Essay augenzwinkernd Geschichte und Kult rund um das Dirndl. Ohne moralische Belehrung ist ihr Ton wohlthuend milde, der dem Themenfeld Tracht, Dirndl und Rustikalität zuteil wird.

Im besten Fall kommt der Jux als Originalzitat an die Oberfläche des Alltags, wenn etwa zwei Sexfilme genannt werden, die eine ganze Generation in den 1970ern aus dem Gewand geworfen haben. „Unterm Dirndl wird gejedelt“ (1973), „Liebesgrüße aus der Lederhose“ (1973).

Dabei hat das Dirndl ursprünglich einmal zur Befreiung der Frauen vom patriarchalen Diktat durch die Tracht beigetragen. Als nämlich leichte Stoffe aufs Land kommen, die sich flott und kreativ bearbeiten lassen, finden sich mancherorts Frauengruppen zusammen, die ihre Dirndl teilweise als Karikatur zur Tracht nähen.

So klagt August Lewald in einem männlichen Reisebericht aus dem Zillertal um 1835 darüber, dass die Frauen mit Hängebrüsten herumrennten wie in einem Kraal. Vierzig Jahre später beklagt er, dass die Brüste zu hochgebunden seien. Inzwischen hatten die Frauen nämlich das Kalibrieren ihrer Silhouetten selbst übernommen.

Diese seltsamen Reiseberichte sind unter dem Aspekt zu lesen, dass im 19. Jahrhundert nur die wohlhabende Kaste aufs Land gefahren ist und die darin aufgestellte Bevölkerung als Land-malerische Staffage wahrgenommen hat.

Die aufkeimende Dirndl-Mode wird eine Zeit lang „à la Tyrolienne“ genannt, obwohl ihre Zentren schon immer auf Salzburger Terrain gelegen sind. Auf „Dirndlbällen“ wird schließlich die selbstgenähte Kleidung in Gebrauch und Verzehr gebracht. Dirndl ist in der Hauptsache eine schicke Kultur zwischen Lifestyle und Mode.

Die Politik greift regelmäßig in das fröhliche Dirndl-Handwerk ein, indem sie von Zeit zu Zeit muffige Inhalte darüber setzt, mal gilt das Dirndl als Identitätsanker für die Region, dann als Freizeitlook während der Festspiele in Salzburg. Unter den Nazis wird Dirndl-Nähen den Jüdinnen untersagt, den übrigen Frauen wird in Gestalt der Innsbruckerin Gertrud Pesendorfer eine Tracht-Beratung verordnet, die bis weit in die Nachkriegszeit hineinwirkt. (Hier erfährt die Fügung „eine Tracht Prügel“ besondere Verschärfung.)

Ein paar Fotos von Schwarz-Weiß-Dirndl, Leopold Figl und Marcel Prawy zeigen, wie in der Nachkriegszeit an einem unschuldigen „Austrian Look“ gearbeitet worden ist.

Während das Dirndl im Tourismus und auf dem Oktoberfest zu einer Art Berufsbekleidung wird, setzen sich der Softporno und die Avantgardekunst grotesk mit der Dirndlei auseinander. Oswald Oberhuber inszeniert zwischen Spott und Klischee ein üppiges Dirndl als „Berg und Tal“, eine Salzburger Galerie inszeniert einen „Dirndlsprung“ für allerlei Geschlechter, Attac Österreich nutzt das Dirndl als subversiven Code.

Den größten Karriereschub durch ein Dirndl legt schließlich die Hostess Silvia Sommerlath aus Heidelberg hin, als sie nach dem Dirndl-Einsatz bei den Olympischen Spielen in München 1972 zur Schwedischen Königin mutiert.

Der Dirndl-Kult in der Politik scheint ungebrochen zu sein. Selbst die Grünen haben anlässlich der Kandidatur von der Bellens die Aktion „Dirndeln für den Bundespräsidenten“ ausgerufen.

Auf rechtspopulistischen Kirtagen ist dieses bemerkenswerte Kleidungsstück längst Pflicht, in manchen Ansprachen wird das Dirndl schon wieder als „deutsches Kulturgut“ bezeichnet.

Der Essay von Elsbeth Wallnöfer schließt mit einer Bestandsaufnahme der wichtigsten Dirndl-Teile, für die eine spezielle Gebrauchsanweisung beigefügt ist, – Putzen, Pflege, Konservieren von Korpus, Schürze, Bluse, Stutzen, Schuhe, Hut und Frisur.

In Tirol gibt es zum Dirndl den Witz, wonach man bei der Nächtigung nicht nach der Zahl der Sterne fragt, sondern ob die Rezeption mit einem Dirndl besetzt ist. In Hotelbetrieben hält sich nämlich das Gerücht, dass Touristen nur wegen des Dirndls nach Tirol kämen.

Elsbeth Wallnöfer: How to wear a Dirndl. (K)eine Gebrauchsanleitung. Die lebenslustige Selbstbefreiung eines Kleidungsstücks. Abbildungen.

Salzburg: Anton Pustet Verlag 2024. 128 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-7025-1142-5.

Elsbeth Wallnöfer, geb. 1963 in Südtirol, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 05/07/24

GEGENWARTSLITERATUR 3378

Anamnesen

Die beiden wichtigsten literarischen Genres in Österreich sind Amnesie und Anamnese. Im einen Fall wird alles ausgeblendet, was das Wohlbefinden stört, im andern Fall alles geadelt, was zu einer Krankheit führt. So sind im öffentlichen Bereich die Krankengeschichten stärker verbreitet als andernorts die Kriminalgeschichten.

Ludwig Roman Fleischer fischt seine Helden aus einem Berg von Krankengeschichten, verstörenden Befunden und schön geredeten Desastern heraus, wobei er unter Anamnese nicht nur die Vorerkrankungen einer heldenhaften Person versteht, sondern auch die Krankengeschichte eines Landes, einer Gesellschaft, ja der Geschichte überhaupt. Im Sinne der Erzählung „Amras“ von Thomas Bernhard ist Geschichte nämlich Krankheit.

In zwanzig Geschichten vom Kranksein kommt allmählich eine Gesamt-Anamnese heraus, die ob ihrer Groteske jeden zum Schmunzeln bringt, der diese Befunde in die Finger kriegt. Die ausgewählten Krankengeschichten reichen in ihrer Entstehung bis an die Jahrtausendwende zurück und zeigen daher beinahe im Jahresrhythmus, wie krank die Gesellschaft ist. Oder im Volksmund formuliert: Irgendwer ist immer krank!

In der Eingangsgeschichte „Das Magdalenenamulett“ wird die mittlerweile hundert Jahre alte Tragödie um Nord-, Süd- und Osttirol mit einem einzigen Mini-Plot erzählt.

Wie so oft erklärt erst ein spontaner Tod ein undurchsichtiges Leben. Der Gastwirt Lukas Kandioler ist offensichtlich an jener Pandemie gestorben, die ein Schließen der Grenze notwendig gemacht hat. Und der

Verstorbene war Grenz-Gastwirt in jeder Hinsicht, nicht nur geographisch, sondern auch historisch, denn er fühlte sich als spätes Opfer der Option, die im Zweiten Weltkrieg die Südtiroler zur Entscheidung aufgerufen hatte, ob sie Dableiber oder Wegzieher sein wollten.

Der Verstorbene hat sich am Trödelmarkt ein Amulett gegen falsche Entscheidungen gekauft, es ist der Magdalena geweiht und dient als Schutz gegen falsche Eheentscheidungen. Aber das Umhängsel hat ihm weder gegen die privaten, noch gegen die politischen Schicksalsschläge genützt.

Jenseits der Grenze sitzt der Sohn des Grenzwirts, er hat das Ristorante geerbt, kann aber nichts damit anfangen, weil er nicht hinüber darf. Er ist „kinderloser Witwer im Homeoffice“, und unterrichtet irgendwo im Netz Schüler, die keine Ahnung vom geistigen Zustand ihres beamteten Lehrers an der Grenze haben.

Wie so oft bietet die Geschichte eine Lücke an, durch die man hindurch schlüpfen kann. Nach der Teilung Tirols in drei Segmente ist ein Stück Loch entstanden, wodurch Italien an Salzburg grenzt, die berühmte Birnlücke. Durch diese wird der Sohn jetzt schlüpfen und seinen toten Vater von der anderen Seite der Grenze aufsuchen, um ihn zu bestatten und das verwahrloste Erbe anzutreten. Das Magdalenenamulett wird auch ihm die Kraft geben, aus der historischen und privaten Anamnese geordnete Schlüsse zu ziehen.

Diese wundersame Krankengeschichte ist wahrscheinlich eine der dichtesten didaktischen Erzählungen, um das Schicksal Tirols quasi vom Jenseits aus zu diskutieren.

Am anderen Ende der Skala des Gemeinwesens stehen intime Schicksalsschläge im kleinen Familienkreis. Unter der lapidaren Bezeichnung „Abstoßungsreaktion“ (15) muss eine Mutter ihren Anderl im Kindersarg begraben, eine Nierentransplantation hat nicht funktioniert, es ist zur berechtigten Abstoßungsreaktion gekommen. Die Gesellschaft ihrerseits hat manchmal mit kranken Menschen nicht viel am Hut und stößt sie ab, wenn sie nicht billig im Arbeitsprozess untergebracht werden können. Mutter Marie jedenfalls verliert nicht nur ihr Kind, sondern auch den Schutz der sozialen Umgebung, sie muss gehen.

„Zwei Ottakringer Karrieren in Weiß“ (25) führen in die Scheinwelt von Göttern in Weiß. Aus ärmlichen Verhältnissen kommend studieren zwei Ärzte Medizin und spezialisieren sich im legendären Ottakring als Koryphäen. Der eine, „Schnurzege“ genannt, schreibt alle Beamten krank, die es wünschen, ihm sind die Anamnesen schnurzege, der andere trägt den Ehrentitel „Befruchtungsmaschine“, weil er auf Wunsch alle Geschlechtsorgane künstlich befruchtet, die ihm unter die Finger kommen. Da ist schon mal eine Eigenspende dabei, wie sich herausstellt, als eine Mitarbeiterin auspackt, nachdem sie den Kundenstock verscherbelt hat. – So unterschiedlich die Bezirkskarrieren auch in der öffentlichen Wahrnehmung auflaufen, am Schluss enden beide im Altersheim. Ihr Glück: sie sind beide dement, sodass sie sich ihre Karrieren nicht neiden können. Eine gute Krankengeschichte macht alle gleich.

Manchmal erleben ganze Dörfer einen allergischen Schock durch die Zeitgeschichte. In der Dorfstory „Allheim“ (43) aus dem Jahr 2017 erlebt der Ort eine typische touristische Dystopie, nach Schilift, Versiegelung der Landschaft und Bepflasterung dieser durch gastronomische Betriebe wird die Infrastruktur den Heuschrecken aus Qatar um den Hals gehängt. Diese ziehen den letzten Saft aus der touristischen Frucht, ehe dann die ganze Gegend abgesiedelt und durch Migration neu aufgemischt wird, Allheim wird zum „Al Quarya“.

Die „Clownology“ (81) gilt als Krankheit, die salopp mit Narrologie übersetzt werden kann. Es geht dabei um die Phänomene Krankheit und Lachen, die oft durch Lachyoga aus dem Gleichgewicht gebracht werden. Die Krankheit mutiert täglich und wird vor allem in Chronik-Teil der Zeitungen der Öffentlichkeit vorgestellt. Oft gibt der Volksmund dieser Clownology skurrile Namen wie „Dieselskandal“ oder „Kickl-Pferd“. Gegen diese lachhafte Krankheit ist noch kein Gegenmittel erfunden.

Als universelles Gegenmittel gilt an anderer Stelle die „Infansterapie“, (105) die fast alles heilt, indem man die Patienten in die eigene Kindheit führt und ihnen dadurch die Wurzel allen Übels bewusst macht.

Die grausamsten Anamnesen folgen oft dem erzähltechnischen Phänomen eines alpinen Kindes, das selbst wächst, während es zusieht, wie die Gletscher schmelzen.

Einen ähnlichen Schrumpfungsprozess des Optimismus macht ein sogenannter Aussteiger durch, indem er sich selbst mit Erzähl-Kotze überschüttet und sich auf eine Alm zurückzieht.

„Wir sind mir zum Kotzen. Wir Männer vor allem. Der ganze europäische Zivilisationszinnober ist ja manngemacht. Vom Schwanz aufgezümt.“ (171)

Beeindruckend sind diese Krankheitsgeschichten in ihrer prophetischen Vision, sie sind meist vor zwanzig Jahren entstanden und entfalten erst jetzt in der Zusammenstellung „Anamnesen“ ihre volle Wahrheit. Dahinter steckt der Erzähl-Kunstgriff, wonach der Schöpfungsbericht eigentlich aus acht Tagen besteht, nach dem Sonntag kommt nämlich noch der Klimawandeltag als finaler Zwickeltag ins Nichts.

Ludwig Roman Fleischer: Anamnesen. Geschichten vom Kranksein.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 179 Seiten. EUR 15,80. ISBN 978-3-903125-91-9.

Ludwig Roman Fleischer, geb. 1952 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 07/07/24

Maddalena geht

Jeder Auftritt kann das Ende oder den Anfang bedeuten. – Jenseits aller Geschichtsschreibung sind es die Hebammen, die in einem Tal das Leben auf die Welt bringen oder den Tod dokumentieren.

Margit Weiß erzählt am Beispiel der historisch abgesicherten Biographie der Hebamme Maddalena Decassian, wie um 1900 ladinische Taler eher einer Sagenwelt verpflichtet sind als einer aufgeklärten Notwendigkeit, die Wahrheit auch einmal in Echtzeit auszusprechen.

Zu Beginn rast gleichsam die Hebamme von einer Geburt zur nächsten, meist geht alles zumindest biologisch gut, manchmal gilt es auch, ein totes Kind zu vermelden getreu einer alten Hebammenweisheit: „Du musst aufhören, den Tod und das Leiden zu bekämpfen. Sie sind stärker als du.“ (245)

Im Tal herrscht eine gewalttätige Männerwirtschaft, Maddalena ist selbst von ihrem Vater geschlagen worden. Oft ist die Verzweiflung im Suff begraben, meist aber mit dem religiösen Sonntagsspruch unterlegt: Die Religion ist für das Tal das, was das Blut für den Körper ist.

In dieser Welt ist eine Hebamme Anlaufstelle für soziale, psychologische und medizinische Überlebensprobleme. Die permanent gebärenden Frauen können sich die Ratschläge, etwa zur Verhütung, nur kurz anhören, dann sind sie wieder der animalischen Gewalt der Männer ausgesetzt.

Wenn die Heldin an ihre Einsatzorte eilt, bedrückt sie leitmotivisch die Szenerie: Schatten, Felsen und die versteinerte Königin „Tanna“ (28) als letzte Anlaufstelle für Verzweifelte.

Während sie Tag und Nacht unterwegs ist, reift in ihr die Erkenntnis, sie muss noch einmal hinaus aus dem Gelände, einmal bei ihrer Ausbildung war sie ja schon in Innsbruck und hat in der Universitätsstadt die ganze Welt entdeckt.

Im Mittelabschnitt wird diese Ausbildungszeit in Rückblenden, Gesprächen und Fallbeispielen aufgerollt. Maddalena kommt in die Hände der akademischen Medizin. Wem es gelingt, das Wort „Primar“ richtig auszusprechen, der hat schon einen großen Schritt in Richtung „medizinischer Inklusion“ gemacht. In diesem Wissenschaftszweig gilt damals die Hebammenkunst höchstens als Hilfswissenschaft, die den Oberärzten zuzuarbeiten hat. Gleichzeitig ist auch eine gewisse sexuelle Geschmeidigkeit vonnöten, um in dieser seltsam ritualisierten Fachwelt zu bestehen.

Tatsächlich kommt es während eines medizinischen Notfalls zur Vertauschung der Rollen, die junge Hebamme übernimmt den Geburtsvorgang und rettet Leben, während der akademisch bestens vorbereitete Theoretiker mit schlaffen Händen den Vorgang bestaunt.

Aus dieser Rollenumkehr ergibt sich scheinbar ein Liebesverhältnis, worin der Mann wieder Mann sein kann, während ihm die Frau zuarbeitet.

Im dritten Teil, einer Art Showdown für ein verzwicktes Leben, macht sich Maddalena noch einmal auf den Weg hinaus aus dem Tal, um ein paar Sachen zu klären. Ihre Beziehung zum Arzt ist wie in jedem Kitschroman nicht ohne Folgen geblieben, sie hat damals eine Tochter auf die Welt gebracht, die der Arzt in seinen Familienverband eingefügt hat. Die Heldin selbst ist wieder zurück in die Dolomiten, wo sie sich bei jeder Geburt selbst erlebt als Wesen, das sich nicht der Wahrheit zu stellen vermag. Das „Gehen“ wird zum Hauptzustand, man könnte es auch mit „Getrieben“ übersetzen. Erst als aus dem Gehen ein Weggehen wird, klart es in der Seele auf und es bleibt Platz für die Aufklärung.

Der Roman „Maddalena geht“ ist gespeist von Aufzeichnungen aus dem Arbeitsleben der Zeit um 1900. Die Autorin Margit Weiß bedankt sich im Nachspann ausdrücklich bei ihrem Großvater, einem gebürtigen Ladiner, der sie früh in die Sagenwelt, Sprache und Geschichte der Ladiner eingeweiht hat. Einen intimen Zugang zur verschütteten Seele von Frauen in einer männlich dominierten Welt verschafft der Autorin auch ihre Tätigkeit als Psychotherapeutin in Kufstein.

Literarisch gesehen „zischt“ das Schicksal der Hebamme in das Herz der Lesenden. Die Heldin ist als Therapeutin unterwegs, wohl wissend, dass sie selbst ihre Probleme nicht lösen kann. Die erzählende Literatur mit dem Stoff um 1900 ist meist Reimmichl-haft religiös gestaltet, sie erfährt endlich frische Erzählluft, indem Frauen erzählen, was wirklich los war in den entlegenen Tälern der göttlichen Monarchie.

Der Mythos vom ladinischen Matriarchat, wie es oft fälschlich besungen wird, erstarrt zur steinernen Königin Tanna, vor der man sich höchstens ausschlichzen kann, wenn einem die Gegenwart zu viel wird.

„Maddalena geht“ reiht sich würdig ein in die Kette großartiger ladinischer Romane, als deren Höhepunkte vielleicht Anita Pichlers „Frauen von Fanis“ und „Totgeschwiegene Leben“ von Rut Bernardi angesehen werden können.

Margit Weiß: Maddalena geht. Roman.

Bozen: Edition Raetia 2024. 251 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-88-7283-932-4.

Margit Weiß, geb. 1963 in Kufstein, lebt in Kufstein.

Helmuth Schönauer 08/07/24

Die Suche nach dem Ende der Dunkelheit

„Wir verhielten uns wie Grasbüschel, die überall dort auftauchten, wo es ihnen gefiel. In den Fugen zwischen den Betonplatten.“ (27)

Michael Stavarič gilt als Meister fragiler Texte über das vergebliche Heimisch-Werden zwischen Orten und Kulturen. Nach seiner Theorie kann ein Individuum noch innerhalb des Ortsschildes zu einem ausgestoßenen Wesen werden, während es andererseits an einem Ort, an dem es noch nie gewesen ist, bodenständig werden kann. Diese migrantische Bewegung gilt auch für literarische Genres. Der Autor ist überall zu Hause und doch nirgends sesshaft abgelegt.

Die Gedichte sind selbst Fabelwesen der Literatur, wenn sie von einem „Wir“ berichten, das in erster Linie einen getragenen, suchenden Ton vor sich herschiebt. Diesen Kommentar-Ton kennen wir aus Reisedokumentationen im Fernsehen, wenn Redakteure sich auf fremden Hochzeiten in entlegenen Ländern mit Einheimischen verbünden, um im kollektiv Wir zu berichten, dass auf Reisen alle optimistisch gelaunt sind.

„Die Suche nach dem Ende der Dunkelheit“ gleicht einem solchen Reisebericht, der Locations aufzeigt, an die man lyrisch reisen kann ohne Schaden zu nehmen oder anzurichten.

Die „Suche“ setzt sich aus fünfzig, meist eineinhalb seitigen, nummerierten Abenteuern zusammen, sowie dem Kapitel einundfünfzig, das auf sechs Seiten der Zukunft gewidmet ist.

Als Prosa durchkomponiert erhalten die Kleinodien durch die Aufspaltung in Drei-Zeiler einen hybriden Touch, das Auge empfindet sie als Lyrik, der lesende Mund als Geschichte. –Im Grundplot fährt ein „Wir“ immer wieder an den Ozean oder träumt sich an seine Küste.

„Aus dem Wasserhahn im Zimmer nebenan strömte der Ozean.“ (7)

„Wir haben die Jukebox zum Strand getragen und Muschelgeld eingeworfen.“ (8)

„An manchen Tagen schien die Sonne 24 Stunden lang (36) / während wir stundenlang auf Flaschenpost warteten“ (40)

Die Gedichte vertragen es, dass man ihre Segmente austauscht, ergänzt oder zu einer eigenen Geschichte umformt. Die innere Logik lässt es auch zu, Zeiten zu verschieben, auf Orten herumzureiten wie mit einer Maus auf Maps, oder die Grenze zwischen Leben und Tod zu verwischen. „Mit dem Tod ließ das Gedächtnis nach, wir unterhielten uns nur noch über naheliegende Dinge.“ (16)

Tagebücher werden in einer Waschmaschine gewaschen, bis sie von falscher Erinnerung gesäubert sind, ein an den Strand gespülter Wal ist innen aufgebaut wie ein Mehrfamilienhaus und hat einen zweiten und dritten Stock, im Vorgarten wird Salz verbrannt, währen jemand nach einer Fahrt über den Highway fette Insekten von der Windschutzscheibe seines Fahrzeugs kratzt.

Das Wir tritt dabei als Arbeitsgemeinschaft von Lesenden und Autor auf, die Gedichte sind Platzhalter für diverse Phantasien, welche wahlweise zwischen Helden, Rezipienten und Protagonisten eines kontinentalen Erzählwerks eingeflochten werden.

„Wir lasen apokryphe Texte über uns selber“ (44), heißt es aufschlussreich, offensichtlich gibt es einen offiziellen Kanon, der mit diesen Gedichten durchbrochen wird, die apokryphen Phantasien werden außerhalb der lyrischen Correctness verhandelt.

Bäume im Vorgarten sind als Dirigenten aufgestellt, die mit Stäbchen die Welt regieren, und wer denkt dabei nicht an das Kafka-Bild, wonach die Bäume abgesägt in den Schnee gesteckt worden sind. Die apokryphen Bilder schlängeln sich zwischen den kanonisierten hindurch.

Zwischendurch ist ein Text ins Englische übersetzt um zu schauen, ob sich dort die Bilder günstiger mit der Erfahrungswelt der Poesie verknüpfen lassen. Dieser Switch zwischen den Sprachen ist eine Pflichtübung für alle zwischen Kulturen migrierenden Charaktere.

Lyrik hat immer auch mit Vögeln zu tun, keine Gedichtsammlung ohne Vogel! Das lyrische Wir kümmert sich im konkreten Fall um Flugtiere, die im Winter an den Füßen frieren. Aus einem poetischen Katalog werden Vogel-Fußwärmer herausgesucht und bestellt. (78)

An anderer Stelle wird die Kraft der Vögel für das eigene lyrische Wirken untersucht. „Wir versuchten unsere Körper gegen Vogelgesang einzutauschen, was uns weitere Ideen einbrachte: Wir schliefen fortan unter freiem Himmel [...]“ (61)

Und dann wird alles aufgeboten für die „Suche nach dem Ende der Dunkelheit“. „Die Zukunft schien kaum noch von Bedeutung, wir versuchten sie in Wasserkochern zu erhitzen, doch brachten wir sie nie zum Sieden.“ (90)

Vielleicht ist das der Ausweg aus der Klimakrise, Michael Stavarič ist es zuzutrauen, dass seine Gedichte für und gegen alles helfen. – Grotesk optimistisch.

Michael Stavarič: Die Suche nach dem Ende der Dunkelheit. Gedichte.

Innsbruck: Limbus 2023. 96 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-99039-237-9.

Michael Stavarič, geb. 1972 in Brno, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 14/07/24

Sätze, die Gedanken regnen

Soll man sich über ein Buch darüber trauen, wenn es sich laut Gebrauchsanleitung dabei um Elemente aus der Quantenphysik und der Kabbalah handelt?

Gundi Feyrer sagt ja, denn mit Analogien zu diesen beiden luftigen Gedankendepots lässt sich die Welt wundersam neu erzählen und verstehen. Mit der bestechenden Zauberformel von „Sätzen, die Gedanken regnen“ wird jäh eine und intellektuell-emotionale Großwetterlage geschaffen.

Die beiden Quellen für das Ausregnen-Lassen von Sätzen sind die Quantenphysik, die vom Quanten-Guru Anton Zeilinger einmal als Intuition bezeichnet wird; sowie die Kabbalah, die „als Sprach-Mystik und Sprach-Philosophie vom Wort-Material ausgeht und Buchstabenkombinationen als Verkleidung sieht“. (73)

In beiden Welten geht es vor allem darum, dass die Sachverhalte quer gegen die Konvention gebürstet werden und sich an die Devise halten: „Alles hängt von meiner Messung ab.“ (9)

Die von diesen Thesen angetriebenen Alltagsätze ergeben eine Art Tagebuch zur Kunst, worin der Akt des Denkens, Zeichnens, Schreibens und Nachlesens zu einem Fließtext verbunden ist, der sich zwischendurch als Geschichten-Schatz auftürmt.

Im Anfangskapitel wird beispielsweise eine Zugfahrt geschildert, die sich selbst inszeniert, eine eigene Autorenschaft beansprucht und für sich selbst wirkt. Nach ein paar Bewegungen durch Ort und Zeit ist die ortsfeste Kausalität verschwunden und die Reise gehorcht den Mechanismen der Quantenphysik. So lassen sich Finger der Passagiere zurückverfolgen auf die Dino-Zeit, als sich Dinosaurier und Vögel noch die gleiche Anordnung von Klauen und Fingern geteilt hat. Jeder einzelne Zuginsasse trägt seinen Teil zu dieser Erkundung bei nach der Devise Hans Peter Dürrs: „Jeder ist am Schöpfungsakt beteiligt.“ (23)

Fixpunkte dieses später aufgezeichneten Textkontinuums sind sogenannte Fixpunkte der Zufälligkeit, die mit dem Begriff „Das Tägliche“ überschrieben werden. Diese Einträge scheinen zufällige Nahaufnahmen eines sinnlichen Moments zu sein, worin ein Individuum belanglos mit der Welt kommuniziert. Während die Eindrücke dokumentiert werden, zeigt sich, dass philosophisch grundierten Schlüsselwörter in der Aussage durchschlagen. „Das Tägliche/Na doch: ... Jeder sei nichts als eine dicke und mehr oder weniger große Luft-Blase, die in der Welt herum schwebt wie Harpo in der Rauch-Blase der Menthol-Zigaretten-Werbung auf dem Dach, man sehe nichts, nur Rauch und wandere damit herum bis man irgendwo anstoße ...“ (92)

In solchen „Quanten“-Situationen stoßen angelesene Theorien und scheinbar selbst erlebte Ereignisse aufeinander und ergeben so etwas wie einen „Tag“. Nicht umsonst lässt sich dieser Begriff auch als Tag im Sinne einer Markierung lesen. In beiden Fällen entsteht daraus das Tägliche. Stülpt man schließlich noch die hebräische Bedeutung darüber, wonach Tag eine Verzierung des Buchstabens sei, landet die ganze Überlegung im Vorfeld der Kabbalah.

In sechzehn Kapiteln und zwei Nachsätzen stellt sich der „Gedanken-Regen“ als Journal zur künstlerischen Tätigkeit, als Lektüre-Aufzeichnung zu Schriften von Anton Zeilinger, Hans Peter Dürr und der Propädeutik zur Kabbalah vor.

Beispielsweise wird die Arbeit an einem Gesicht geschildert, die Vorgangsweise gleicht physikalischen Experimenten oder einer meditativen Mystik, und letzten Endes bleiben zwei Löcher in einem Gesicht übrig und die Frage, was so ein Gesicht eigentlich ausdrückt. Schließlich sei jedes Ich aus Glas. (39) An anderer Stelle wird eine Verbindung zwischen zeichnen und denken hergestellt. „Die Gedanken laufen, nein fliegen lassen; Buchstaben Vögel.“ (27)

Oft sind Schlüsselwörter oder Neologismen in der scheinbar altertümlichen Schreibweise mit Bindestrich angeführt (Menthol-Zigaretten-Werbung), dieses semantische Scharnier zwischen den Bedeutungen ermöglicht es, im Sinne Zeilingers Theorien auszuformulieren. „Die Welt ist alles, was der Fall ist, und was der Fall sein könnte.“ (82)

Die Konsequenzen dieses Denkens sind noch nicht abzusehen, verliert doch dadurch der Begriff Objektivität an Autorität.

Die Kunsttheorien müssen deswegen nicht neu geschrieben werden, aber man könnte sie vorsichtshalber in Anführungszeichen setzen.

Gundi Feyrers „Sätze“ sind für alle ein Gewinn, a) für Furchtlose, die die Quantentheorie anwenden, obwohl sie nichts davon wissen, b) die Forschenden, die sagenhaft aktuelles Material aus der Grundlagenforschung der Kunst zu Gesicht bekommen, c) die Kunstschaffenden, die an Tagen der Krise nachlesen können, wie es weitergeht. Mit einer Beschreibung des „Täglichen“ nämlich.

Gundi Feyrer: Sätze, die Gedanken regnen. Ein Tagebuch mit Streiflichtern aus der Kabbalah.

Klagenfurt: Ritter 2024. 208 Seiten. EUR 23,-. ISBN 978-3-85415-669-7.

Gundi Feyrer, geb. 1956 in Heilbronn/Neckar, lebt in Wien und Köln.

Helmuth Schönauer 19/07/24

Hiroshima Capriccios

Capriccio bezeichnet den absichtlichen, lustvollen Regelverstoß der akademischen Normen, ohne die Norm außer Kraft zu setzen.

Leopold Federmair benützt für seine Notizen und Mikro-Essays demütig das Genre „Capriccio“, womit er die japanische Kultur aus der Sicht eines Österreichers als Abweichung beschreiben kann, ohne dadurch in der einen oder anderen Kultur herablassend zu wirken. Bei Aufzeichnungen zwischen den Kulturen besteht nämlich die eine Gefahr darin, dass man sich anbiedert, die andere, dass man sich über sie hinwegsetzt. Aus diesem Grund sind die Hiroshima-Texte vorne als Rahmen erklärt und hinten als Glossar.

Eingangs wird die Schreibsituation erläutert. Hiroshima ist für den Autor jener Ort, an dem er sich am längsten aufgehalten hat, nämlich dreizehn Jahre. Für ein Buch darüber sind 13 Jahre nicht spektakulär, aber es musste jetzt geschrieben sein, zumal nie sicher ist, ob man die Zahl fünfzehn bei den Aufenthaltsjahren erreicht.

Außerdem beflügelt die Pandemie eine gewisse Endzeitstimmung in der es gilt, noch alles zu erledigen.

Hiroshima ist ein ideal-dystopischer Ort für dieses Unterfangen.

Im Nachspann ist ein Glossar angelegt, das auf Originalschriften verzichtet und eine Art Vulgär-Japanisch bedient, das den europäischen Lesegewohnheiten entgegenkommt. Aus den drei Seiten von Spezialbegriffen könnte man sich drei herausuchen, die diesen Kulturtransfer am ehesten beschreiben.

a) „Halbes Haus“ – damit bezeichnen der Autor und seine Tochter im privaten Gebrauch jenes Gebäude, dessen eine Hälfte von der Atombombe übriggeblieben ist und das als Denkmal gepflegt wird.

b) „Konbini“ – Abkürzung für Convenience Store; wer Japan im Alltag verstehen will, muss an die Schnittstelle des täglichen Bedarfs gehen.

c) „kawaii“ – häufig verwendetes Adjektiv, um die Kunst im täglichen Leben zu beschreiben, übersetzt mit „hübsch, lieb, süß“.

Zwischen Schreibsituation und Vokabular sind die Gedankengänge als Notizen und Essay-Gerüste ausgebreitet, immer wieder von Gedichten angehalten, die das Konzept „a capriccio“ zelebrieren. „Einer von tausend / Sonnenstrahlen bahnt sich den Weg / durchs Bambusdickicht / und spielt a capriccio auf / dem leuchtenden Moosklavier.“ (230)

Von Hiroshima aus, das vor allem in Universitätsgärten, Bäume und Pflanzungen jeder Art investiert hat, geht es hinaus ins Gelände mit Hilfe sogenannter Regionalreisen. Dieser Begriff beinhaltet Tagesreisen mit Rad und öffentlichem Verkehr, ganz dem Begriff Regionalbahn nachempfunden.

„Jede Reise, auch im Regionalen, sollte man mit einem Selbstporträt beginnen und enden, damit man sieht, wie die Reise den Reisenden verändert hat.“ (24)

Die Stunde der Wahrheit schlägt für die Dokumentation bei der Suche nach den entsprechenden Überschriften. – Wiederholung der Wiederholung / Katastrophenspuren / Geisteshöhe als Ausflugsziel / Sehnsuchtsort / Veränderung / „unmerklich oder fast“.

Dahinter steckt die Sehnsucht, den Rest des Lebens zu gestalten, indem man die Fundamente für dessen Dokumentation legt. „Und das Verschwundene ... Manches davon habe ich festgehalten, in Büchern, Essays, Artikeln, in erfundenen und wahren Geschichten bewahrt.“ (16) Dabei erweisen sich die Einträge als eine zufällige Möglichkeit, die während der Fixierung erodiert. „Vielleicht ging es so, das Gedicht, vielleicht auch anders.“ (101)

In die Essays sind die Ausflugscommentare geschickt als Rechercheergebnisse eingebaut, als ob die Reisen jeweils ein Ziel gehabt hätten. Aus dem Plot der Gedankengänge entstehen typisierte Begebenheiten. So werden Radfahrer während der Abfahrt auf engen Straßen geachtet wie Götter, die man nicht überholen oder unsicher machen darf. (83) Die Landschaft ist vielerorts überklebt mit Sonnenkollektoren, die sich an die Konturen ehemaliger Landscape-Flächen halten, aber die Bauern haben schon längst aufgegeben und setzen auf Vermietung des Landes für Energiezwecke.

Wohl versteckt und zur Selbstverständlichkeit geworden sind Geländeeinheiten hinter Stacheldraht, sie gehören der US Army, die riesige Ländereien für ihre Stützpunkte nützt.

An Hiroshima angrenzend liegt die Stadt Kure, die sich nur seitlich betreten lässt. Das dürfte der Grund sein, warum sie damals nicht Ziel der Atombombe geworden ist, denn der seitliche Zugang schützt Städte. Freilich ist Kure konventionell zerstört worden, vielleicht ist sie deshalb dem Hiroshima-Schicksal entgangen.

Nach drei Jahren setzt der Autor einen Schlusspunkt hinter die Regionalreisen und stellt sich die Bilanzfrage: „Musst du das alles schreiben? / Um es zu ‚retten‘? / Kannst du es nicht sein lassen?“ (203)

Leopold Federmair setzt mit seinen Hiroshima Capriccios einen einladenden Schriftzug für die Lesenden, es bei der Erkundung der eigenen Umgebung mit Regionalreisen zu versuchen, „Geh dorthin, wo nie jemand hingeht.“ (140) Einzige Bedingung, für das Erkunden von Punkten, die sonst leer abgespeichert und unbeachtet in der Geographie oder Geschichte liegen, ist das „Verfertigen der Gedichte beim Gehen“. Ganz im Sinne von Heinrich von Kleist und seinem Aufsatz über das Entstehen der Gedanken beim Reden.

Leopold Federmair: Hiroshima Capriccios.

Salzburg: Otto Müller 2023. 328 Seiten. EUR 26,-. ISBN 978-3-7013-1310-5.
Leopold Federmair, geb. 1957 in Wels, lebt in Hiroshima.
Helmuth Schönauer 24/07/24

GEGENWARTSLITERATUR 3308

Landkarte im Maßstab 1:1

Die größte Glaubwürdigkeit über die Verfasstheit einer Botschaft, Nachricht oder Erzählung erweckt die Zauberformel 1: 1. Nicht nur vor Gericht erweckt eine Aussage große Authentizität, wenn sie angeblich im Maßstab 1:1 wiedergegeben wird, auch in der Weltliteratur erreicht die Glaubwürdigkeit beim Erzählen ihren Peak, als Jorge Luis Borges von einer Landkarte 1:1 spricht, die durch ihre Maßzahl an Genauigkeit nicht übertroffen werden kann. Von dieser Überlegung leitet sich auch die These ab, dass die ideale Bibliothek eins zu eins der Welt entsprechen müsse, um sie abzubilden.

Eleonore Weber erweitert diesen Gedankengang mit ihrer Sammlung von zwölf Geschichten, die diesem magischen 1:1 unterworfen sind. Eine ideale Erzählung gleicht daher in ihrer Dauer dem erzählten Stoff, eine darin eingewobene ideale Zeichnung entspricht in Größe und Schraffur dem abgezeichneten Original, und auf der Netzhaut sollten Land und Karte den gleichen Reiz für das Gehirn auslösen.

„Die Landkarte im Maßstab 1:1“ wird in drei Mappen ausgelegt, zuerst sind es die zwölf Texte im deutschen Original, dann die „identischen“ Übersetzungen auf Englisch, und schließlich die ineinander gespiegelten „open readings“, worin die Lektüre in der Methode von Chat GPT (281) ausgerollt wird.

In dieser Konstellation lässt sich schon nach einem ersten Scannen der Texte nicht mehr feststellen, was Original, Übersetzung und spontane Realisation einer Welt als Prompt ist.

Die erste Geschichte nennt sich wie das Projekt 1:1 und ist quasi die Ur-Erzählung für ein Dutzend Ableitungen, die daraus folgen. Herausgestrichen sind drei sogenannte Hauptsätze, wie sie beispielsweise in der Wärmelehre ein in sich schlüssiges System vorgeben.

„Was nicht geteilt wird, bleibt nicht. Erster Hauptsatz. // Das Tastbare ist antastbar. Zweiter Hauptsatz. // Du stehst. Auf. // Ich stehe. Auf. Dritter Hauptsatz.“

Unter diesen Richtlinien lässt sich eine Beschreibung der Welt im idealen Maßstab verwirklichen. Solidarität, Fragilität und Resilienz zeigen sich als die drei Grundbegriffe, mit denen man Revolutionen anzetteln, ein Bild entwerfen oder eine Tagesnotiz hinlegen kann nach dem dritten Hauptsatz: „Ich stehe. Auf“ – die wahrscheinlich beste Methode, das künstlerische Tagwerk zu beginnen.

Zwischen den Hauptsätzen ist viel Textmasse als Spiel angelegt, dieses zeigt sich zwischendurch als Stimmen im Ohr, ehe die Metaebene zum Zug kommt und der Kopf zum Meer wird.

In der Sequenz von den „blühenden Wiesen“ geht es anschließend darum, ein Bild aus der Kindheit zu gestalten und vor allem es einzurahmen, ohne dass es begrenzt wird. Das ideale Pflaster zum Aufstellen eines standfesten Stativs ist die Veranda, auf der man sich am besten gleich selbst als Installation mit dem eigenen Körper ausbreitet. Anschließend empfiehlt sich ein Blick in die Höhe, ehe man aus sich selbst eine Drohne aufsteigen lässt, um die Draufsicht mit mobilem Objektiv zu vervollkommen.

Das viel besuchte und besungene Venedig-Motiv entfaltet die Originalgröße, indem man die Stadt als Reise an deren festen Kern beschreibt. Mestre eignet sich gut zum Einrahmen einer Staffelei, die Anreise mit dem Zug verschafft dem Subjekt jene öffentliche Erregung, die nach Intimität schreit. Und tatsächlich schält sich aus dem weichen Teil der Stadt eine Liebesgeschichte heraus, die ihr Ende findet, als sich der Lover Federico am Bahnhof für eine Abschiedsszene hergibt, dabei wird alles im Originalmaßstab vermessen.

Wenn es um Größe, Frame, Motiv und Authentizität geht, ist die Kunst der Bildbeschreibung seit Jahrhunderten gefragt, nie ist diese Kunst abgeschlossen, ständig wird sie mit neuen Motiven gefüttert, weil die alten ausgestorben sind wie beispielsweise die Kombination Ameise und Grille. (45)

In fünf archaischen Musterbeschreibungen werden Bilder im Kopf entworfen und später auf Papier abgebildet. Die Stadt „Haag“, der Dichter „Proust“, der Linzer Stadtteil „Ur fahr“ als Zustand, das Bild „Ameise und Grille“ als Kernzone, das Bild „Ko operation“ als medizinisch-sozialer Eingriff. – Diese fünf Bildbeschreibungen können auch als Muster für biographische Jahreszeiten gelesen werden, Kindheit, Schule, Wohnen, Reisen, Altwerden.

In Spezialthemen aus der Welt der Galerie, des Theaters oder Lernpädagogik lassen sich poetische Aufsätze herausfiltern, die mit einem Fachblick dem Maßstab 1:1 gerecht zu werden versuchen. Ein schwebendes Lächeln (63) führt das Ich hinaus auf eine Bühne, die sich als Weltbühne zeigt. Die „Leningrader Hängung“ (79) rekurriert auf die Hänge-Ästhetik der Bilder in der Eremitage. In „callback (87) wird ein Projekt vorgestellt, wonach jeden Tag ein Gedicht entstehen soll. An die Grenzen gelangt dieser Versuch, als plötzlich das halbe Bild von einem halben Hund realisiert werden soll, und noch dazu mit Poesie.

„Was nicht gelehrt und gelernt werden kann“ (149) führt die Projekt-Lesenden im Wittgensteinschen Sinne an die Grenzen der Sprache und und somit der Zeichnung. Selbst die ideale Landkarte, komponiert aus Wünschen, Erinnerung und Gestaltungswillen ist endlich und gelangt somit an Grenzen.

Eleonore Weber bringt die gängigen Erzählmethode n zuerst ins Spiel und dann auf den Prüfstand. In der Kluft zwischen beidem wird der Zufall poetisch kalibriert.

Eleonore Weber: Landkarte im Maßstab 1:1. Texte, Skizzen, Übersetzungen. 15 farbige Zeichnungen.

Wien: edition fabrik.transit 2024. 329 Seiten. EUR 24,-. ISBN 978-3-903267-65-7.

Eleonore Weber, geb. 1966 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 27/07/24

GEGENWARTSLITERATUR 3382

Tag mit Motte

Gedichte sind unter anderem dazu da, die Zeit anzuhalten und die darin aufgestapelten Vorgänge einzumotten.

Gedichte sind die idealen Mottenkugeln, heißt es in einer gängigen Anleitung für Alltagslyrik.

Mario Hladicz greift diese Theorie auf, und überschreibt seine Gedichte mit „Tag mit Motte“. Darin ist subsumiert, dass in den Gedichten der Ablauf der Zeit angehalten und für die Konservierung tauglich gemacht wird. Dass dann die Gedichte wie Motten unerwartet aus dem Depot fliegen, ist beabsichtigter Kollateralschaden.

„Tag mit Motte // Es ist nämlich so erst passiert wenig bis / nichts so bis um sieben halb acht dann / flattert sie an mir vorbei und malt mit / jedem Flügelschlag das Fenster aus mit / Licht das macht das Aufstehen erträglich“

(50) In diesem Titelgedicht ist der Gedichtband als Minikosmos verpresst und in geblockten Strophen abgelegt. Das lyrische Ich geht vom Standby der Nacht allmählich in den Beobachtungsmodus über, die Systeme werden hochgefahren, als tägliches Update fliegt eine Motte vorbei und zeigt im Flug diverse graphische Strukturen, ehe sie dann am Bildschirm, hier noch als altbewährtes Fenster ausgeführt, das Licht dämmt, um dem lyrischen Ich das Aufstehen zu erleichtern.

Der alltägliche Vorgang des Aufstehens wird zu einem zeitlosen Ereignis verfestigt, das mustergültig für die tausend anderen Erweckungsvorgänge steht, die ein lyrisches Ich zu absolvieren hat. Die Doppeldeutigkeit als analoge Tierwelt und digitale Bildschirmrealität schwingt in vielen Texten mit, wie ja auch das Lesen längst ein Wechselspiel zwischen digitaler und virtueller (Traum-) Welt geworden ist.

Im Schlussgedicht poppt diese Ambivalenz noch einmal mustergültig auf, indem eine Maus zuerst im Traum und dann als tote Maus im PC-Betrieb erscheint. „Traum // Ich war eine tote Maus abgelegt / neben dem Bett [...]“ (86)

Die Gedichtsammlung ist in drei Kapitel unterteilt, die ähnlich einer Flugbewegung die Abschnitte Aufstieg, Gleitflug, Landung symbolisieren. Das Layout ist diskret unauffällig gehalten, indem die einzelnen Blöcke suggerieren, es handle sich um konventionelle Lyrik aus vergangener Zeit. In Wirklichkeit sind diese Text-Zusammenballungen an die Ästhetik von Smart-Displays angeglichen, jede Strophe ist zur Gänze zu sehen und wird dann weggewischt und durch einen neuen ersetzt.

Am Beispiel des Friedhofspaziergangs (42) wird eine Art geographische App dem Wandeln zwischen den Grabsteinen zugrunde gelegt, die abgelegten Verstorbenen und deren Inschriften sind ähnlich ausgearbeitet, wie man in verfallenen Schlössern manchmal einen modernen digitalen Guide installiert, damit die Betrachter zuerst auf die digitale Vorinformation schauen und nicht vom jähen Anblick der ungefilterten Realität getriggert werden.

Im „Aufstiegsflug“ der Gedichte ist vom Morgen die Rede, wenn die Tage angeworfen werden, eine Ente schleicht sich ins Bild, um darauf hinzuweisen, dass Vögel auch bodenständig sein können, ein Buchhändler spannt einen Bogen über die Krankenhauskantine hin zu einem Text vom Alleinsein (28): „macht den Morgen verhangen als würde eine / einsame Frau sehr langsam und in der / kleiner werdenden Hoffnung jemand / tauche doch noch in der Hofeinfahrt auf“.

Im mittleren Kapitel wird angelesenes und ausgerolltes Inventar des Lyrikhandwerks zum Einsatz gebracht, ein Bibliothekar berichtet von den Schätzen, „was ich in Büchern fand“. (35) Lesende nämlich hinterlegen Botschaften in den Büchern, wenn sie diese in der Bibliothek in die Klappe für verlorene Kinder werfen. Am Dach sitzen derweil die obligaten Vögel, die in jedem Gedichtband vorkommen müssen um kundzutun, dass sie bald ausgestorben sein werden wie ihre Vorfahren, die Dinos.

Sprichwort-artig räumt eine Witwe ihren Mann auf, indem sie feststellt, dass sie jetzt auf der Couch Platz habe, weil er nur noch als schmales Gedenkbild im Regal stehe. Wenn die Gedichte die Herrschaft über eine Gegend übernommen haben, wird aus dem Wilden Westen ein milder, wenn nicht gar die Welt zu einem Stillleben verkommt, das die Nachtschicht erwartet

Der Abgang des Tages beginnt mit einem Protokoll, das ein kollektives Wir verfasst: „Der Tag brütet den ganzen Tag über / uns es hat ja doch keinen Sinn sich / dagegen zu sträuben“ (65) Zwischen den Zeilen scheint sich jäh ein neuer Sinn aufzutun, aber schon in der übernächsten Zeile fällt alles wieder wie gehabt in Routine zurück, während der der Tag sogar am Tisch herum lümmelt.

Allmählich strebt alles dem Ende entgegen, der November deutet an, dass vieles vergänglich unter Laub verschwinden wird, spät taucht noch ein Gast auf und es stellt sich heraus, dass es der Alltag ist, der noch vorbeischaudert. Beckett und die Katze ringen derweil um die Deutungshoheit über den Begriff: Texte um Nichts. Und dann ist das Ende zum Greifen nah. „Ein letztes Mal raus in den Nebel / die Pferde füttern mit altem Brot / der Hund bleibt liegen beim Ofen / womöglich für immer später Oktober / und der Dachboden knackt bedenklich / aber behält sein Geheimnis für sich“ (84)

Was für ein Tag mit Motte! Auf jede Nuance kommt es drauf an.

Mario Hladicz: Tag mit Motte. Gedichte.

Graz: edition keiper 2023. 90 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-903322-88-2.

Mario Hladicz, geboren 1984, lebt als Bibliothekar und Autor in Graz.

Helmuth Schönauer 29/07/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2409

Kreuzwege

Alle Menschen unterliegen biographischen Kreuzwegen, wenn sich eigene Lebenslinien mit solchen anderer Zeitgenossen kreuzen. Im religiösen Ambiente versteht man unter Kreuzweg eine leidende Auslegung des Schicksals, im strengen katholischen Ritual hat sich daraus das Genre des Kreuzwegs herausgebildet, dabei werden in vierzehn Episoden die Leidensstationen Christi auf seinem Weg hin zur Kreuzigung nachempfunden und nachgebetet.

Martin Kolozs greift in seiner Auftragsbiographie „Kreuzwege“ zur Dramaturgie dieses Genres, indem er das Schicksal der Tiroler Jesuiten Johann Schwingshackl und Johann Steinmayr miteinander verschränkt und sie anschließend durch die politische Zeit des Nationalsozialismus begleitet, dem sie schließlich zum Opfer fallen: Beide werden hingerichtet.

Die Dramaturgie als Kreuzweg ermöglicht es, die beiden Biographien fallweise zu einer politischen Haltung zu verdichten, der sich als roter Faden durch die Zeitgeschichte zieht.

Die beiden Porträtierten sind 15 km voneinander entfernt in der Gegend zwischen Bruneck und Innichen als Bauernbuben geboren, ihre Familienbilder sind als Ikonographien einer bergbäuerlichen Welt am Ende der Monarchie gestaltet, die markanten Eigenschaften der Buben als Kinder sind „rebellisch“ beziehungsweise „schwächlich“. Mit diesen beiden Eigenschaften wird das Ungewöhnliche beschrieben, das sie aus der Eigenschaftsmasse von Bergbauernkinder hervorstechen lässt.

Als Erweckungserlebnis werden einerseits die Volksmission Brixen und andererseits die unendlichen Fragestellungen auf einem Hof genannt, Fragen, auf die die Landwirtschaft keine ausreichende Antwort geben kann.

Die beiden landen im Ersten Weltkrieg, der eine kann sich über das Lazarett lösen und in Innsbruck ein Gelübde ablegen, der andere muss von Galizien aus in die Kriegsgefangenschaft. Die Berufung, künftig als Jesuiten zu agieren, fußt auf dem Erlebnis von unendlichem Leid im Kriegsgeschehen, sowie tröstlicher Lektüre in Kriegsgefangenschaft.

Die politischen Umstände der Zwischenkriegszeit liefern für die beiden genügend Motivation, in der Volksmission tätig zu werden und Orientierung und religiöse Zielrichtung anzubieten. Zuerst sind es erbauliche Weihespiele und Dramulette, die für die Jugendlichen damals so etwas wie TikTok von Influenzern darstellen. Später kommt es zum offenen Widerstand mit dem NS-Regime, die Gestapo Innsbruck richtet einen Spitzeldienst ein und die beiden stehen unter Beobachtung.

Knapp vor Kriegsende kommt es dann zu Schauprozessen, die der gefürchtete Roland Freisler als Präsident des Volksgerichtshofes inszeniert. Die Hinrichtung der beiden Tiroler erfolgt 1944 bzw. 1945, ihre späte Bestattung erfolgt in Bad Schallerbach und Magdalena Gsies.

Entsprechende Gedenktafeln sind enthüllt, die jetzige Biographie dient der Würdigung der beiden Widerstandskämpfer und Märtyrer.

An dieser Stelle sei auch die Erzählkraft des Martin Kolozs gewürdigt. Mit dem Genre „faktenbasierte Biographie“ arbeitet er in einem Segment, das Religionsferne als hagiographische Firmengeschichte empfinden könnten.

Die Spielregeln sind klar, Auftraggeber und Autor fungieren aus einer transparenten Position heraus, die Erzählform lotet das Individuelle in den Leitlinien einer Religion aus. Eine Fülle von Zitaten, Vorwörtern und Zeitzeugen-Aussagen verankert das Erzählte im Erinnerungsstrom, der sich noch einmal durch die NS-Zeit schlängelt. Das Leben der beiden wird dadurch mit den Dokumenten für eine Seligsprechung ausgestattet, die vielleicht am Ende des Projektes Realität werden könnte.

Für Außenstehende zeigen die „Kreuzwege“ freilich einen ungewöhnlichen Pfad auf, den einige politisch motivierte Menschen zu gehen imstande waren, freilich mit furchtbarem Ende.

So tauchen Johann Schwingshackel und Johann Steinmyr als Zeitzeugen vor unseren Augen auf, sie sind plötzlich mit Stimme und Leben ausgestattet und berühren mit der Gewissheit, dass sie auf der richtigen Seite gestanden sind. Kreuzwege – ein Gedenkbuch.

Martin Kolozs: Kreuzwege. Lebensbild der Jesuiten P. Johann Schwingshackl und P. Johann Steinmyr.

Herausgegeben vom Jesuitenkolleg Innsbruck.

Wien: Kyrene 2024. 167 Seiten. EUR 12,-. ISBN 978-3-902873-95-8.

Martin Kolozs, geb. 1978 in Graz, aufgewachsen in Innsbruck, lebt in Wien.

Johann Schwingshackl SJ, geb. 1887 in Ried-Welsberg, hingerichtet 1945 in München-Stadelheim. / Johann Steinmyr SJ, geb. 1890 in St. Magdalena-Gsies, hingerichtet 1944 in Brandenburg-Görden.

Helmuth Schönauer 31/07/24

chronologisch

Hannes Hofinger: Die Leiche in der Löwengrube in St. Johann in Tirol.

Minu Ghedina: Am Rande das Licht. Roman.

Bettina Maria König: Alma oder Wie ich lernte, die Liebe zu verstehen. Roman.

Gaby Wurster (Hg.): Südtirol. Eine literarische Einladung.

Judith W. Taschler: Nur nachts ist es hell. Roman.

Thomas Schaffner: SELBST. Porträt eines Künstlerlebens.

Lina Hofstädter: Trauerbüchlein. Gedichte.

Selina Holešinsky: Schaltiere am Waldboden. Roman.

Harald W. Vetter: Notausgänge. Nachlässige Geschichten & ausgesetzte Gedichte.

Simon Konttas: Stille Stunden. Gedichte.

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2410

Die Leiche in der Löwengrube in St. Johann in Tirol

Krimi ist als Genre und Gesellschaftstreiben die am häufigsten verwendete Kategorie, um sich purem Vergnügen oder Verbrechen hinzugeben. – Die literarische Sorte Krimi spendet unter Garantie einen Roman mit Handlung, der wegen seiner klugen Gliederung ein ständiges Absetzen und Wiederaufnehmen von Lektüre ermöglicht.

Da die meisten Krimis heutzutage mit KI geschrieben sind, wird es nicht mehr lange dauern, bis auch die Leser eine KI verwenden, um möglichst viele Krimis ohne Aufwand zu bewältigen.

Hannes Hofingers Krimi von „Der Leiche in der Löwengrube“ wird von zwei Zugängen gespeist:

- a) das Genre Krimi wird an die Grenze der Groteske und süffisanten Überschätzung geführt,
- b) das Treiben der Gemeinde wird als Hotspot krimineller Machenschaften gezeigt, die als Tagesgeschäft getarnt sind.

Dem fiktionalen Plot ist eine Theorie übergestülpt, wonach Overtourismus ähnlich auftritt wie eine Explosion – und in beiden Fällen kriegen es die Beteiligten nicht mit, dass sie tot sind.

Dramaturgisch sauber in drei Akte unterteilt tun sich rund um die „Löwengrube“ Abgründe auf, von denen die Baugrube mitten im Ort als Opferareal für eine unheilige Zukunft angesehen wird. Seit Jahren ist das Ortszentrum umzäunt und mit Grundwasser gefüllt, Spekulanten haben sich daran die Zähne ausgebrochen, Künstler und Zukunftsplaner ihre Projekte dazu entworfen.

Einer dieser Ideenspender ist der Bibliothekar des Ortes, der ein Kulturzentrum aller Sparten entwickelt hat, um dem Overtourismus im Land Paroli zu bieten. Wenn die Einheimischen sich um Kultur kümmern würden, statt um bloße Nüchternheiten, könnte der Ausverkauf des Landes abgewendet werden. So in etwa seine These, die ihn freilich zum Außenseiter stempelt.

Im Krimi-Plot wird in der Baugrube eine Leiche gefunden, ein Kommissar aus Wien wird forensisch objektiv hinzugezogen und stellt bald fest, dass es sich um einen Immobilientypen handelt, der in der Löwengrube abgelegt worden ist.

Statt den Fall zu recherchieren, entgleist der Kommissar freilich hormonell und beginnt eine Liebesgeschichte nach dem Motto: In der Literatur laufen Liebe und Tod auf das Gleiche hinaus, warum kann nicht mein Fall zu einer Liebesgeschichte ausarten?

Es kommt zu berührenden Liebesszenen im Almdirndl-Milieu, die Geliebte stirbt standesgemäß bei einem Absturz, und der Kommissar kann sich der weiteren Aufklärung widmen.

Als Unterhaltungselement ist in den Krimi ein Kapitel über Tiroler Widerstandskämpfer eingeflochten. Diese legen in Manier alter Andreas-Hofer-Mythen Straßen mit Steinfallen lahm, sprengen illegale Camping-Areale und streuen an giftigen Kurven Nägel, damit es die lästigen Biker von der Fahrbahn fegt.

Diese Geschichten sind nach jedem Wochenende als Unfallberichte zu lesen und wirken durchaus glaubwürdig, ohne dass man den Informationshahn zu Verschwörungen aufdrehen müsste. Herzerreißend ist vor allem jene Episode, wonach eine Schwangere bei der Notgeburt stirbt, weil ihr im allgemeinen Verkehrsstau im Land keine Hilfe zuteil werden kann.

Die Löwengrube spuckt bei genauerem Absuchen ein weiteres Geheimnis aus. Ein kompletter Sarg mit eingeschweißter Botschaft wird freigelegt: eine Kunstaktion des Bibliothekars, womit der die Kultur des Ortes entlarvt und begraben hat.

Der Fall Löwengrube endet als professionell gestalteter Krimi.

a) die Sachlage wird aufgeklärt, darf aber in der Rezension nicht verraten werden, um die Spannung zu erhalten,
b) der Kommissar eröffnet dem Publikum, dass er Aufklärungsblut geleckt habe und an einem zweiten Fall zu arbeiten gedenke,

c) der Bibliothekar als indirekter Erzähler steigt aus dem Medienbetrieb aus und wird in der Justizanstalt Stein Anstaltsbibliothekar. Dort ist er frei, während sein Publikum eingesperrt zum Lesen gezwungen ist.

Hannes Hofinger verwendet das Genre des grotesken Ortsromans voller Hintersinn, um Einheimischen und Gästen, Touristiker und Künstlern, ja wahrscheinlich der gesamten KI im Netz zu sagen, dass es genug ist, wie sich die Alpenmenschen aufführen und sich selbst als kollektive Spekulation im nächstbesten Loch versenken.

Hannes Hofinger: Die Leiche in der Löwengrube in St. Johann in Tirol. Ein Fall für Dr. Seeber. Krimi.

St. Johann: Verlag Hannes Hofinger 2024. 98 Seiten. EUR 10,-. ISBN 978-3-9505593-1-6.

Hannes Hofinger ist Buchhändler, Verleger, Autor und Bibliothekar in St. Johann/Tirol.

Helmuth Schönauer 04/08/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2412

Am Rande das Licht

Kunst kann zur Erbkrankheit werden, wenn man als Kind im Licht großer Künstlereltern aufwachsen muss. Minu Ghedina spielt im Künstlerroman „Am Rande das Licht“ mit dem Wechselspiel von eigener Entwicklung und allgemeinem Anspruch in der Gesellschaft. Wie lässt sich der Rand eines Bildes ausleuchten, ohne dass das Auge vom Bannstrahl der mediokren Mitte verbrannt wird?

Künstlerromane firmieren oft als Comingout-Romane, wenn es den Individuen gelingt, im Kunstbetrieb heimisch zu werden. Andererseits gleichen diese Biographien durchaus fehlgeleiteten Brüt-Vorgängen, die keine Künstlerkarriere ausschöpfen lassen. Sarkastisch formuliert: Die Pubertät des Künstlers dauert bis ins fünfundzwanzigste Lebensjahr, ehe das Geschöpf normiert ist und einen seriösen Beruf ergreift.

Die Dramaturgie des Romans gleicht in der romantischen Suchbewegung durchaus großen Künstlererweckungen wie dem grünen Heinrich (Gottfried Keller) oder Steven Daedalus (James Joyce).

Die Hauptfigur David wird vom Vater zweifach gezeugt und inszeniert, einmal als das biologisch unauffällige Kind David, das ohnmächtig unter den Augen eines Genies heranwachsen zu müssen, andererseits soll dieser David ein erfolgreiches Kunstprodukt werden, ein fleischgewordenes Marmorstück, das sich der erfolgreiche Kunst-Vater bei der Zeugung ausgedacht hat.

Die Struktur der Erzählung hält sich an drei Hauptfragen: I Suchen oder finden (9) / II Auf halbem Weg (115) / III Bleiben oder gehen (281). Innerhalb dieser Themenbereiche herrscht das Gesetz der gedanklichen Anarchie. Verschiedene Erinnerungstücke schießen quer durch das Bemühen, einen geordneten Gedankengang über die eigene Bestimmung herauszufinden.

Mit der Frage: Wie fing alles an glaubt der Held, eine klare Antwort zu finden. Aber seine Identität ist geprägt von Zufällen und Trugbildern aus der Kunstwelt der Renaissance. Sein Leben fängt an vielen Stellen an. In einer Schlüsselstelle präsentiert der Vater seinem Sohn den David. Zwischen Katalog, Original und eigener Adaption kreist der Vater hin und her, der Sohn ist überfordert und muss sich damit begnügen, als Sohn des Direktors angesprochen zu werden, Vater führt nämlich ein Museum.

Später wird ihm diese Museumswelt noch Freundschaften kosten, als eine Umweltorganisation einen politischen Akt mit Bildschüttung setzen will, David aber ablehnt und von der Gruppe ausgestoßen wird.

In einer Art „Gegenwelt zum Museum“ kümmert sich Großvater um den Wald, der kleine David lernt das Leben als Ur-Masse für die Kunst kennen. Vom Großvater stammt auch der Hinweis, dass auch in der Naturbetrachtung andere Spielregeln gelten als in der Kunst, die mit Restlicht arbeitet.

David studiert an der Akademie und lässt sich einen Steinblock kommen, er wird seinen persönlichen David „zusammenhauen“. Diesen Begriff nimmt er wörtlich und zerschlägt den Entwurf. Die Idealmaße der Skulptur der Renaissance versucht er durch Krafttraining mit einem Sixpack-Körper zeitgemäß zu imitieren.

Das Leben zwischen Akademie und Vater-Museum ist geprägt durch Abschweifungen, ein Buchhändler erschließt ihm die gedruckte Welt, sporadische Begegnungen mit Kommilitoninnen sollen die erotische Welt aus Fleisch und Blut erschließen.

Die Lehr- und Wanderjahre verkürzt David mit einer Ausstellung in der Botschaft eines „fernen Landes, am Ende der Welt“. Der Botschafter erklärt die Diplomatie als Grundfeste des Kunstbetriebs. Der Kunstmarkt ist eine internationale Börse, auf der Identitäten, Landeskulturen und ökonomische Abläufe gehandelt werden. Die Botschaft erweist sich dabei als ideales Miniuniversum, worin Kulturen in Tauschhandel geraten, ganz im Sinne der Renaissance, die ja auch vom Handel, Tausch und gegenseitiger Imposanz gelebt hat.

Nach der Episode im fernen Land gibt es noch ein emotionales Nachspiel zu Hause, David wird von der Frau des Botschafters in großer Manier angemacht und lernt, zwischen Kunst, Markt und Gefühl zu unterscheiden. Das Ende der Kunst-Pubertät kommt als demütige Erkenntnis. David muss von der Kunst loslassen, um sie vielleicht zu gewinnen. Er wird ein Jus studieren und kann dann immer noch der Suche nach dem idealen Kunst-David huldigen.

Minu Ghedina lässt ihren Helden ziemlich braten: im Saft des Vaters, im Glanz der Renaissance und in der Melancholie der eigenen Pubertät. Die erzählten Bilder über David und das Wesen der Kunst kommen freilich kaum in Bedrängnis, dazu sind sie fest als Geschäftsmodell materialisiert. Der Held flennt vergeblich mit seinen romantischen Schüben dagegen an. Je cooler man die eigenen Qualitäten analysiert, umso eher wird man seine Grenzen im Kunstbetrieb erkennen. – Der Künstlerroman als Pubertätsbeschleuniger!

Minu Ghedina: Am Rande das Licht. Roman.

Salzburg: Otto Müller 2024. 360 Seiten. EUR 28,-. ISBN 978-3-7013-1321-1.

Minu Ghedina, geb. 1959 in Klagenfurt, aufgewachsen in Innsbruck, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 09/08/22

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2411

Alma oder Wie ich lernte, die Liebe zu verstehen

Eine ironische Anspielung auf den Kubrick-Film „Wie ich lernte, die Bombe zu lieben“ (1964) liegt in der Luft, womit die Liebe etwas gefährlich Abschreckendes wäre wie die Atombombe im Kalten Krieg.

Bettina Maria König entschärft diese Vorstellung mit einer Hinwendung „an alle, die noch an die große Liebe glauben“. Und die Ich-Erzählerin Alma erzählt vor allem romantisch-skurrile Begebenheiten mit Männern, die ein wenig an dem magischen Monster Liebe zu kratzen wagen, es aber dann doch nicht schaffen, mit der Erzählerin eine zufriedenstellende Beziehung auf die Beine zu stellen.

Ein Roman über die Liebe ist dazu da, die Lesenden glücklich zu machen, nicht die Heldin. Und dieses Lese-Glück tritt ein a) als Liebesgeschichte, b) als ironische Selbstreflexion, c) als angewandte Weltliteratur vom Schlage einer Jane Austen (1775-1817).

Der Plot ist aufgebaut wie ein Fortsetzungsroman klassischen Stils, in regelmäßigen Abständen ist etwas Themen-relevantes los. Für Alma geht es dabei um ihre Studienzeit, die neben einem Doktorat schließlich auch die Befreiung von angelesenen Glücksmustern bringt.

Alma kommt aus der Tiefprovinz in die Halbprovinz Innsbruck, ihre Freundin Bea begleitet sie in durch den Männerkosmos in den Fächern Korrektur und Experiment. Mal ist sie schneller, wenn sie etwa Kind und Ehe ins Auge fasst, mal wieder bodenständiger, wenn sich Alma zu sehr aus dem Fenster der Illusion lehnt.

Im studentischen Milieu kommen vor allem verwöhnte, finanziell gut ausgestattete Lover in Frage, denn die erste Faustregel für die Liebe lautet, dass das Materielle keine Rolle spielen darf. Die Heldin „absolviert“ ein Dutzend Begegnungen, in der Buchmitte ist sie zweiundzwanzig, am Ende fünfundzwanzig. Es handelt sich um frühreife Beziehungen, wie man vom gepflegten Altersstandpunkt aus erkennen kann. Mit der Zeit kommt es sogar zu einer Ehe in Wien, was aber im Sog von Anbahnen, Parlieren, Aussitzen, Zusammenkauern, Sex und Fun nicht besonders auffällt. Am Schluss folgt jedenfalls die Scheidung und ein promptes Beziehungsangebot 2.0, das Alma ausschlägt, weil sie sich für die Freiheit entscheidet, womit auch der Roman seinen Höhepunkt findet.

Die Episoden zeigen beispielhaft einige Gründe auf, warum es nicht zur großen Liebe kommen kann.

- Die Wohnung ist wichtiger als die Geliebte.
- Der Mann arbeitet an zwei Geliebten gleichzeitig und vertut sich im Terminkalender.
- Der Mann versucht eine Liebesbeteuerung im Tiroler Dialekt, was ihn für höhere Liebesweihen diskreditiert.
- Die Frau ist so schön, dass der Mann keinen Zugang zu ihr findet.
- Der Mann versäumt den Peak der Erregung und verlässt die Geliebte zur Unzeit.
- Die Frau ertappt sich dabei, eine angelesene Situation zu inszenieren.
- Der Lover sieht in der schönen Frau das Ebenbild seiner Mutter und wird impotent.
- Mann und Frau versuchen ins Intime zu kommen, indem sie heiraten.
- Der Mann spaltet sein Frauenbild auf in die schöne Ehefrau und die hässliche Sekretärin, sodass am Schluss alle gleich frustriert sind.
- Eine Frau will ihrer Freundin nacheifern, indem sie ihre Ehe nachspielt.

Die Episoden, so sehr sie auch voneinander abweichen, lassen die Beteiligten alle am gleichen Syndrom scheitern. Die Heldinnen und Helden sind Opfer von angelesenen Bildern, die zerplatzen, sobald es zur Sache geht.

Da die Figuren meist mit einem akademisch intellektuellen Hintergrund ausgestattet sind, hilft auch die Reflexion der Sachlagen selten weiter. Frech fällt einem dazu das Sprichwort ein: „Liebe macht dumm, nur Dumme können Liebe!“

Die Erzählerin Alma jedoch bleibt ihrer Selbstinszenierung treu. Sie weiß, dass sie schön und begehrt und hat alles Provinzielle wegrainiert. Sie hat ein Doktorat über die wundersame Schriftstellerin Jane Austen erworben und neben dem Studium zäh und unverdrossen jenen Roman geschrieben, den sie jetzt publizieren will, nachdem die Feldversuche abgeschlossen sind.

Und tatsächlich, nach der Scheidung und der Rückkehr in die Freiheit in Tirol erreicht die Heldin das erlösende Schreiben vom Verlag: Plötzlich wird die große Liebe Wirklichkeit, denn der Roman wird publiziert!

Hinter dieser doppelten Realität zwischen literarischem Gefühl und Gefühl in Realtime steckt eine subtile Theorie, wie man mit dem Monster Liebe doch noch zurechtkommen könnte.

„Du darfst die Liebe nie bei Namen nennen, du musst sie als solche über dich kommen lassen, wenn du zur rechten Zeit am rechten Ort bist.“ - Aus diesem Grund ist der Roman in 26 Episoden inszeniert, fein säuberlich jeweils mit einer Regieanweisung überschrieben, die eine Szene aus Film, Literatur oder Kunst zitiert.

„Frühstück bei Tiffany“ etwa, oder „Der Kuss im Brautkleid“. Jede Inszenierung ist ein Mosaikstein für das große romantische Bild, das sich eines Tages über das Firmament der Lektüre spannen wird. Bis dorthin endet jeder Tag wie im Roman: „Ich atmete die frische Nachtluft ein. Sie roch nach Freiheit.“

Bettina Maria König stellt mit Alma eine raffinierte Liebesgeschichte vor, die zeigt, wie Romantik zumindest als Lektüre im TikTok-Zeitalter gelingen könnte: Indem man romantische Bilder evoziert und sich ironisch daran erfreut.

Bettina Maria König: Alma oder Wie ich lernte, die Liebe zu verstehen. Roman. Für alle, die noch an die große Liebe glauben.

Amazon Fullfillement 2024. 121 Seiten. EUR 13,-. ISBN: 979-8328740258.

Bettina Maria König, geb. im Außerfern, lebt in Bozen und Innsbruck.

Helmuth Schönauer 18/08/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2413

Südtirol

Eine Einladung spricht immer die liebenswerten Eigenschaften der Gastgeberin an, im Falle der Südtiroler Literatur sind das die markante Grenzlage der deutschen Sprache und der Mittelpunkt des Interesses auf dem Weg nach Süden ins poetische Land der blühenden Zitronen.

Gaby Wurster lässt in ihrem Streifzug durch die jüngere Literaturgeschichte Südtirols vor allem deutschsprachige und ladinische Dichtung zu Wort kommen, auch im Eingangsgedicht von Luigi Serravalli wird programmatisch eine Poesie der zwei Kulturen besungen.

Literarische Streifzüge werden gerne mit einer Gartenschau verglichen, die einzelnen Pflanzen sind bewährt und bekannt, aber das Arrangement erweckt sie in einem paradiesischen Gelände zu einer unerwarteten Bodenständigkeit.

Die „Wegbeschreibung“ berichtet von den bleichen Bergen der Dolomiten, die als Sagen-Reich zwischen der Adria und den Alpen aufgetürmt sind. Sie werden poetisch „das schönste Bauwerk der Welt“ genannt. (11) Ein Sagenschatz der anderen Art ist über das Land gestülpt, wenn es um die Italianisierung Südtirols geht, die im vorigen Jahrhundert politisch motivierte Zweitbenennung von Orten wird heutzutage als bloße Verballhornung von Land und Leuten empfunden. Von der Geschichte abgeklärt entsteht heute beinahe der Eindruck, als wäre damals ein mit Gewalt spielender Hauch von Dada über das Land gezogen.

Das Essen hat jedenfalls durch die Mehrsprachigkeit seinen unverwechselbaren Peak erreicht, was immer auf den Tisch kommt, in irgendeiner Sprache kommt das Einmalige zum Ausdruck.

Die Modernisierung der Landschaft durch Anlegen von Stauseen lässt sich zu neuen touristischen Höhepunkten ausbauen wie im Fall des Reschensees, wo man klug einen Kirchturm für Selfies hat stehen lassen.

Der Streifzug durch Geschichte, Küche und Kultur ist informativ angelegt mit jenem Augenzwinkern, dass es sich ja um eine Einladung handelt, sich das alles selbst noch genauer anzuschauen.

In den Text-Beeten der Gartenschau sind sodann alle Kapazitäten vertreten, die im literarischen Kanon Südtirols ihre marmorne Textur entfaltet haben. N.C. Kaser, Joseph Zoderer, Claus Gatterer, Anita Pichler, Alexander Langer – sie alle sind meist bekannter in der Geschichte als die jeweiligen Landeshauptleute, was als Zeichen gedeutet werden kann, dass Dichtung zumindest in der Erinnerung bei den Südtirolern etwas zählt.

Selma Mahlknecht erzählt in „Berg und Breakfast“ vom harten Brot des Tourismus, das zumindest in den Anfängen wie Sagengut aus den Steinen geschlagen werden musste.

Alexander Langer überlegt aus der Sicht eines Kindes, was es auch bedeuten kann, wenn jemand am Sonntag nicht zur Kirche gehen muss.

Und Roland Verra zeigt mit ladinischen Fallbeispielen, wie leicht die Sprache zwischen den Zeilen verloren gehen kann, wenn sie nicht sorgfältig behütet wird, während sie die Übersetzungsmaschine durchläuft.

Als zeitlose Anker dienen Stücke wie „Bozener Berge“ von Stefan Zweig oder das Gedicht zum Ausklang „März, Brief nach Meran 1952“ von Gottfried Benn. (136). Darin besingt unmittelbar nach dem

Weltkriegsdesaster der politisch nicht Unverstrickte das Aufblühen der Vegetation. Diese Mischung aus politischer Verschämtheit und hoffnungsvollem Aufbruch in die nächste Saison kann vielleicht als Charakterzug der Südtirolernden angesehen werden.

Wenn alle Platz genommen haben, blickt man sich beim Event manchmal um, wer nicht eingeladen worden ist. Wie in der Literatur üblich, liegt der Marktwert in der Verfügbarkeit der Rechte. In der vorliegenden Einladung hat Haymon als der Haus- und Hofverlag Tirols offensichtlich die meisten Rechte abgetreten, das hat aber den Nachteil, dass die Autoren außerhalb dieses subventionierten Kanons nicht wahrgenommen werden.

Was alle Südtiroler Anthologien nicht am Radar haben, ist die Tatsache, dass es eine ganze Kolonie von Tiroler Autoren gibt, die Südtirol von außen beschreiben, wie sich die Südtiroler im Ausland benehmen und welche Charaktereigenschaften sie dort pflegen.

Aber vielleicht ist es die Aufgabe der Lesenden, selbst nach Südtirol zu reisen, und die poetischen Darbietungen zu überprüfen. – Die freundliche Einladung steht!

Gaby Wurster (Hg.): Südtirol. Eine literarische Einladung.

Berlin: Wagenbach 2024. (= Salto 284). 136 Seiten. EUR 22,70. ISBN 978-3-8031-1383-2.

Gaby Wurster, geb. 1958, lebt in Tübingen.

Helmuth Schönauer 24/08/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2414

Nur nachts ist es hell

„Geschichte erzählt als Gutenachtgeschichte für Erwachsene“ – mit dieser frischen Leseempfehlung ermuntern einander die Fans von Judith Taschler, ihre neue Familiensaga zu lesen.

Judith Taschler legt ihr Versprechen, die Geschichte mit bemerkenswerten Schicksalen und Geschichten auszukleiden, mit Quellen gesichert offen. Im Nachklang des Romans ist ein fiktionaler Stammbaum abgedruckt, in dessen Mittelpunkt die Heldin Elisabeth Brugger steht. Sie wird aus der Ich-Perspektive etwa die Zeit vom ersten Weltkrieg bis 1972 erzählen.

Als Quellen sind vier Bücher aufgeführt, die auf jenen Stoff hinweisen, der durch praktische Lebensanwendung „ausgeschmückt“ wird. Es geht dabei a) um das beschleunigte Jahrhundert um 1924 herum, b) um Frauen zwischen Salon und Kaffeehaus, c) um die Geschichte der Chirurgie in 28 Operationen und d) um Krankheiten, die Geschichte machten.

Der Titel „nur nachts ist es hell“ gibt einen Hinweis auf die Erzählhaltung hinter der Heldin: Sie kramt eines Tages ein Schreibheft aus der Schublade und beginnt ihr Leben aufzuschreiben, „egal, was die Nachkommenschaft daraus einmal macht“. Diese Aufzeichnungen erhellen nächtens das Leben durch Rückschau.

Anlass für das Aufschreiben der Familiengeschichte ist eine Demonstration 1972 in der Wiener Innenstadt, als eine Künstlerin im Käfig die Lage der Frau performt. Angesichts der unerträglichen Situation im Zusammenhang mit dem Abtreibungsparagrafen wird die Erzählerin aufgewühlt, hat sie doch ein Leben lang als Gynäkologin in der Gemeinschaftspraxis mit ihrem Mann gearbeitet. Ihre Patientinnen sind oft von Engelsmacherinnen verpfuscht worden, einmal im katholischen Ständestaat ist sie sogar verhaftet worden, weil sie verblutende Frauen nach einer Abtreibung gerettet hat.

Das Leben der Erzählerin ist geprägt von jener Zufälligkeit, mit der sich die Geschichte selbst entwickelt.

Anhand der Familie lässt sich bestens zeigen, mit welcher Hilflosigkeit letztlich das Individuum gegenüber sich selbst und dem Familienverband ausgesetzt ist. Dabei handelt es sich bei Elisabeth Brugger und ihrem Mann Georg um bestens ausgestattete Protagonisten, sie entspringt einer oberösterreichischen Mühlendynastie, er einer Wiener Ärzte-Linie. So sehr sie in ihrem Wirtschaften auch zu verwirklichen suchen, sie sind letztlich hilflos den Zeitereignissen ausgesetzt.

Im ersten Weltkrieg verliert ihr Mann Georg einen Arm, was ihn in seinem medizinischen Wirken einschränkt, die Erzählerin studiert daher Medizin, wird aber im medizinisch-akademischen Bereich behandelt, als ob sie die Hand verloren hätte. Nach den Einschränkungen im Ständestaat, der selbst in die Medizin hineinwirkt, steht schon der zweite Weltkrieg an. Für die Familie beginnt wieder das Desaster von Einrücken, Bangen und Überspielen der eigenen Ohnmacht. Elisabeth hat zwei Söhne, um die sie zittert, wohl wissend, dass der Jüngere eine Zeitlang als Schreibtischmitarbeiter eines SS-lers geschützt ist. Diesem Sohn gelingt es, halbwegs unbeschadet als Übersetzer zu überleben, weshalb er nach dem Krieg in Tirol bei den Franzosen in der Militärverwaltung unterkommt.

Der Topf mit Zeitgeschichte köchelt vor sich hin, während ihn die Erzählerin immer wieder abschmeckt und mit Begebenheiten und Anekdoten würzt. Hochzeiten, Eheverfehlungen, gelungene und schräge Karrieren, Pensionierung und Abschied vom Lifestyle-Glanz machen die Nacht der Erinnerung hell. Die Chronik verläuft einerseits als aufgeschriebene Geschichte festgefügt ab wie in einem Kassenbuch, aus dem keine Seite entrissen werden darf, andererseits sprießt während der Niederschrift das Leben als Wiedergängerin seiner selbst aus dem

Text. „Können sich Charaktere ändern?“ heißt es einmal selbstkritisch. – Nein. Die festgelegten Schicksale müssen abgearbeitet werden.

In die Chronik der Ärztin sind raffinierte literarische Verfahrensweisen eingebaut. Einmal ist es das Wesen eines Fortsetzungsroman, der bei jedem Umblättern einen kleinen Höhepunkt ansteuert, dann wieder geht es um das raffinierte Einflechten eines bereits veröffentlichten Romans. Dadurch wird man über die Vorgeschichte der Chronik sachte informiert, als ob man das Buch „Über Carl reden wir morgen“ (2022) gerade gelesen hätte. In einem eingeflochtenen Brief-Konvolut erzählt der Bruder von seiner Auswanderung nach Amerika und seinem Scheitern. Die Außenperspektive aus einem anderen Kontinent zeigt dramatisch, dass man seiner Bestimmung nicht zu entfliehen vermag. Man nimmt nämlich seine Geschichte überallhin mit. Judith Taschler erzählt die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen Mühlviertel und Wien mit der Leichtigkeit eines Familienfestes, auf dem unzählige Stimmen ihre persönlichen Höhepunkte zum besten geben. Dabei hält sich die erzählende Stimme stets zurück, mit Wertungen und Moral. „Soll die Nachkommenschaft damit machen, was sie will.“ – Das gilt auch für die Lesenden.

Judith W. Taschler: Nur nachts ist es hell. Roman.

Wien: Zsolnay 2024. 320 Seiten. EUR 24,70. ISBN 978-3-552-07507-8.

Judith W. Taschler, geb. 1970 in Linz, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 02/09/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2415

SELBST

Das Jahr ist ein Teig, aus dem der Künstler unermüdlich seine Kekse heraussticht. Allmählich bildet sich daraus ein Selbst, eingespannt zwischen den Kunst-Schaffenden und den Kunst-Konsumierenden.

Thomas Schafferer arbeitet ein Jahr lang an seinem Selbst, indem er ein strenges Ritual entwickelt, wie der Zeitfluss in einzelne Tageskader aufgelöst werden kann. Im Archivwesen nennt man diese normierten Eingriffe in einen dynamischen Prozess „Formatismus“. Das Format bestimmt dabei den Inhalt, das Containment den Content.

Die Spielregel für SELBST ist als Installationsbeschreibung für eine Kunstaktion zu verstehen, worin Events, Ausstellungen, Lesungen, Buch und Archivierung zu einem Format vereinigt sind.

Das Buch SELBST fühlt sich dabei wie ein echtes Buch an, für jeden Tag ist eine Seite reserviert, in der oberen Seitenhälfte glänzt das Cover eines Selfies, einer Videoaufnahme oder einer digital bearbeiteten Collage, in der unteren ist ein Thema in zwölf Zeilen zu einem Textblock zusammengepresst, der etwa die Ausmaße einer Vignette annimmt. An der Mittelachse des Tages sind jeweils das Datum ohne Jahreszahl, sowie die Schlagzeile zum Kunstwerk des Tages aufgesteckt wie die Reiter in einer Kartei.

Aus den Inhalten lässt sich erschließen, dass das bearbeitete Jahr jenes Katastrophenjahr von 2022 ist, in welchem niemand weiß, ob man die Pandemie schon überlebt hat, und in welchem die sogenannte Zeitenwende durch den Überfall auf die Ukraine eingeläutet ist.

Der Archivteil schlüsselt die Tagesthemen nach Zeit und Ort auf, geschätzte achtzig Prozent der Kreativität spielen sich dabei am sogenannten Mitterweg ab, der durch das Projekt SELBST eine Würdigung erfährt, die ihm bislang nur ausgewiesene Mitterweg-Forscher und am Mitterweg Leidende ausgesprochen haben.

Der Mitterweg in Innsbruck ist eine beinahe Sack-Gasse, aus der nur Sportler und Bankräuber hinausfinden, architektonisch spricht man von ihm als No-Tektur-Zone, das heißt, im Sinne eines Slums sind einem Bauhof ähnlich jene Baumaterialien ausgestellt, die es in den letzten Jahrzehnten geschafft haben, sich zu einer Kubatur zu organisieren.

Der restliche Schaffensort lässt sich mit Wipptal beschreiben, ein Transittal, das die meisten nur als asphaltiertes Lärmband kennen, auf dem es möglichst rasch in den Süden zu fliehen gilt.

Thomas Schafferer nutzt Mitterweg und Wipptal als Lost Places, um darin seine Überlebensstrategien zu entwickeln, die im Idealfall in die Konstruktion eines SELBST einfließen.

Im Januar etwa dauert es bis zum 16. des Monats, bis das kreative Ich aus dem Mitterweg hinausfindet und auf dem Weg ins Wipptal Gianna Nannini und ihren Song über „differenca“ hört. Dabei steht der Mars auf der Sonne und gibt Rückenwind, es kann sich aber auch um einen Marsriegel handeln, der jäh sonnige Stimmung und Kraft verströmt. Später wird sich um diese Ausfahrt eine Kunst-Struktur entwickeln, indem das Wipptal auf veritable Kraftplätze abgeklopft wird. Kleine Nischen tun sich auf, worin es sich vor der Welt abtauchen lässt in einer Paste aus Selbst.

Ein durchgehender Plot führt an die Hinterseite der offiziellen Transitroute an Orte, die sich unversehrt geben, während sie sich vom Alltagsstreiben abwenden. Die Einheimischen bewahren sich diese Orte, indem sie nichts davon erzählen, freilich um den Preis, dass ein Wolf vorbeischaud und Damwild reißt. In diesen intimen Nischen gedeihen die Kulturpflanzen des Zusammenlebens, selbst ein simpler Geburtstag kann zu einem Festtag ausarten, vor allem wenn es die Mutter ist, die ihn uneigennützig auf sich wirken lässt.

In regelmäßigen Abständen drängt sich das Kunstwerk in den Vordergrund, es muss finanziert werden, artifizielle Strukturen gilt es zu beachten, in einem Workshop drängen Kulturmanager darauf, ein Alleinstellungsmerkmal zu entwickeln. All diesem Treiben stellt das Ich sein Selbst gegenüber, das zwischen Selbstbewusstsein und Selbstzweifel oszilliert.

Und ständig weht der Weltgeist, sei es dass die Ukraine überfallen wird und alle Spielregeln des kontinentalen Zusammenlebens über den Haufen geworfen sind, sei es, dass der Künstler in seiner eigenen Wohnung in Isolationshaft gerät und sich mit dickem Filzstift das böse Mal der Pandemie an die Stirn malt.

SELBST unterscheidet sich von einem Tagebuch durch die Umkehr von Ursache und Wirkung. Während ein Tagebuch das Jahr notiert als Ablauf von Ereignissen, lässt SELBST das Jahr hinterher entstehen, nachdem es einem Schöpfungsbericht ähnlich aus dem Kunstwerk heraus kristallisiert ist.

Der Funke des Projekts springt im Tagesrhythmus auf die Lesenden über. Diese blättern sich durch die Bilder wie durch ein Videomagazin und schalten sich hinter den Icons persönliche Filme frei. Die Schlagzeilen untereinander gelesen ergeben eine Chronik des Künstlers, die an vielen Stellen mit jener der Lesenden kompatibel ist.

Und die Textblöcke selbst entfalten üppige Poesie, wenn man sie beim Lesen aus der Petrischale befreit, in der sie der Künstler „zwölf-zeilig“ herangezüchtet hat.

Thomas Schaffers Porträt eines Künstlerlebens liegt prächtig in der Hand und liest sich wie von selbst.

Thomas Schaffner: SELBST. Porträt eines Künstlerlebens. Mit Abbildungselfies.

Innsbruck: Tiroler Autorinnen und Autoren Kooperative TAK 2023. 383 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-900888-86-2.

Thomas Schaffner, geb. 1973 in Innsbruck, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 08/09/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2416

Trauerbüchlein

Das Jahr ist um, die Trauer bleibt. – Zwischen der lakonischen Brisanz eines Oswald von Wolkenstein, wenn dieser seinem abgeernteten Leben als verlöschender Ritter zuschaut, und der hartnäckigen Melancholie, wie sie der Blues den Jahreszeiten der Natur abringt, bewegen sich die Gedichte des Trauerbüchleins.

Lina Hofstädter stiftet fünf Jahre nach dem Tod des Künstlers Kassian Erhart sich selbst und anderen, die einen Verlust zu beklagen haben, Trost und Impuls-Pflaster für jene Verwundungen, die jäh aufbrechen, etwa beim Anblick eines Vogels, der sich ins Sichtfeld geschlichen hat. „Todestag 1 // Heute am Morgen lag da / Der kleine Vogel / Mit roter Brust / Zu Mittag lagst du / Jetzt liege ich / Und warte / Warte ...“ (7)

In 120 Pulsschlägen aus einem angeschlagenen Trauerkorpus wallt es zu spitzen Fügungen auf, die sich nur allmählich beruhigen. Obwohl das Trauerjahr absolviert ist, die Hinterlassenschaft notdürftig geordnet und die Jahreszeiten der Gemeinsamkeit in Bildern verarbeitet sind, reißt der schützende Verband aus geduldigem Worten immer wieder auf und formiert sich zu einem Gedicht, halb Aphorismus, halb Beruhigungsandacht.

Selbst die unauffällige Nachfrage „wie gehts?“, kann zu einer notdürftig sedierte Explosion der Erinnerung führen. „Ach, es geht / Nicht gut, nicht schlecht / Die Zeit verweht / So ungerecht!“ (134)

Diese 120 Gedichte sind wie Pulsschläge um die Zeichnungen des Betrauten herum watiert, wie um kostbares Zeichenporzellan zu schützen. Kassian Erhart hat anlässlich einer Schulterverletzung seine wuchtigen Schläge als Steinmetz und Bildhauer ruhig stellen müssen, in seiner Not hat er den Zyklus „Wenn die Zukunft zerbricht“ gestaltet. Die vierzig Notizzettel-großen Zeichnungen kümmern sich um Strukturen aus der Natur, um Holzverknotungen, Astverzweigungen und umgeknickte Blattstiele, alles wohl vorbereitet für den Herbst, der in diesem Zyklus die Zukunft darstellt.

In den Vignetten ähnlichen Kleinodien sind die Schläge zu spüren, die der Künstler ihnen mitgibt mit seiner verwundeten Schulter. Die Bilder sind an manchen Stellen eingedellt wie Münzen nach heftigen Schlägen der Prägung.

Die Anordnung Bild – Gedicht ist einerseits intim, nur die beiden Kunstschaaffenden wissen über den Tod hinaus, was sich dazwischen abgespielt hat, andererseits sind diese Konstellationen öffentlich zugänglicher Trost für andere Menschen „in ähnlicher Situation“.

Die Gedichte sind oft Bildunterschriften zur gezeichneten Struktur, manchmal wird ein Thema ausgegeben und in drei Schritten abgetrauert. Todestag, Fassungslos, Der alte Kirschbaum sind solche Dreischritt-Gedichte, die im Sinne einer Kurzlitanei das ins Auge Gefasste von drei Seiten angehen.

Die Themen Felssturz, Tsunami, Täuschungsoasen sind einem Traueratlas entnommen, aus dem man einst diverse Reiseziele entnommen hat, und in den jetzt die Erinnerungen wie Parte-Zettel eingelegt sind.

Manchmal versucht das lyrische Ich, dem Thema zu entkommen, indem es sich selbst verortet wie eine Täuschungsoase in versandetem Gelände. „Am Fenster – Fassungslos I // Da sitzt du / Wie immer / Und ich / Wir lachen / Seh durch dich / Hindurch / Ins Leere / Ins Weite“ (44)

Der Vergleich dieser wohltemperierten Schmerzgetränke mit der späten Lyrik des Oswald von Wolkenstein drängt sich auf. Es geht um den Blick, der nach einem abenteuerlichen Leben die Helden befällt, wenn sie mit dem Herbst des Daseins konfrontiert werden: Wenn die Zukunft zerbricht. Liebe Tod und Leid fallen wie von selbst über den späten Sänger her, als den wir den Meister seit dem Mittelalter kennen.

Du endest nie als das, als was du dich im Leben erschaffen hast, lautet eine Weisheit aus der Kunstszene. So könnte man über den Künstler der wuchtigen Schläge staunen, dass seine höchste Kunst am Ende der Tage in kleinen Zeichnungen die höchste Vollendung gefunden hat.

Das gleiche gilt auch für Lina Hofstädter, in deren Gedichten und „Trauernotizen“ das Gesamtwerk wundersam verdichtet ist. „Jetzt bin ich so alt / Wie du es warst / Habe morgen den einen Tag / Dir voraus. / Vielleicht.“ (198)

Lina Hofstädter: Trauerbüchlein. Gedichte. Mit Zeichnungen von Kassian Erhart.

Innsbruck: Tiroler Autorinnen und Autoren Kooperative TAK 2024. 204 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-900888-90-9.

Lina Hofstädter, geb. 1954 in Lustenau, lebt in Sistrans.

Kassian Erhart, geb. 1948 in Fließ, starb 2018 in Sistrans.

Helmuth Schönauer 10/09/24

GEGENWARTSLITERATUR 3383

Schaltiere am Waldboden

Ein Dorf ist in der Fiktion ein gern gesehener Ort, um darin Idylle, Schrecken, Wokeness oder Klimaschutz in Szene zu setzen. Mit Wimmelbildern der Kindheit wird dieser Ort gerne als analoge Wunderwelt dargestellt, worin sich die erwachsen gewordenen Kinder später einmal zurückziehen werden. Die Wirklichkeit ist freilich auch in Romanen alles andere als eine heile Welt.

Selina Holešinsky zeigt im Roman „Schaltiere am Waldboden“ die heranwachsende Antonie, im elterlichen Kosenamen Marillchen genannt, wie sie zwischen Mutti und Vati im Aussteigerdorf „Autofrei“ groß werden muss. Das Gesellschaftsleben oszilliert zwischen intellektueller Idylle, Sektenideologie und haptisch erfahrbarem Bilderbuchgefühl. Die Ich-Erzählerin nimmt die Welt wörtlich und einmalig, wie es alle Heranwachsenden tun müssen, die zu sich selbst keine alternativen Erfahrungen sammeln können.

Die ideale Welt besteht aus drei Kanten, an der einen sitzt ein Altes Haus und verströmt Geschichte als Gemütlichkeit, an der anderen tut sich ein Acker auf für die Ernährung, und an der dritten Kante sitzt ein Wald, in dem sich hervorragend meditieren oder exzessiv abfeiern lässt.

Vati ist Dorfvorsteher und arbeitet täglich an einem Update für Aussteiger, Klimawandel und grüne Ideologie.

Zur täglichen Post gehört das Auswerten eines Beschwerdebriefkastens, im Sinne eines klassischen Parteisekretärs oder Evangelisten wird dabei die Welt mit der Ideologie kompatibel gemacht.

Später wird sich Vati enttäuscht von diesem ideologischen Luftgebilde zurückziehen, indem er für einen kurzen Augenblick aus sich herausspringt und die Tochter haptisch umarmt. Mutti wird vom einzigen Auto, das ins Dorf durchkommt, angefahren und verletzt. Sie weigert sich zu genesen und verschwindet von der Bildfläche. Später taucht sie regelmäßig im Augenwinkel der Tochter auf, aber sobald diese den Blick nachschärft, ist sie schon wieder verschwunden.

Mit dem Erwachsenwerden der Heldin reift auch das Musterdorf und entwickelt eine ernüchternde Realität.

Während Vati ununterbrochen die Werbetrommel rührt, dass ständig neue Touristen ins Dorf kommen, um den Lebensstandard zu sichern, kaufen sich manche Zugezogene die Immobilien und übernehmen allmählich das Dorf als Zweitwohnsitz. Die Einheimischen werden heruntergemacht wie schlechtes Zirkuspersonal, das seine Nummern mit Widerwillen spielt.

Ein wütender Junge mischt das Dorf auf, indem er bei einem Gänsemassaker durch den Fuchs eine seltsame Rolle spielt. Später wird man ihn als Bösewicht enttarnen und alle Schuld am Scheitern des Modellversuchs zuschieben. Der Bösewicht hat es nämlich gewagt, eine Außensicht ins Spiel zu bringen und die ganze Inszenierung in Frage zu stellen.

Je mehr der Tourismus zunimmt, umso heftiger werden auch die Orgien im nahen Wald, die jeweils als Fressorgien enden. Die ausgeschlürften Schalen der Krustentiere liegen anderntags am Waldboden und geben so dem Roman seinen Namen. Antonie baut sich aus den Schalen eine Endzeitwelt zusammen, worin Fossilien für die Nachwelt gespeichert sind. Schon jetzt lassen sich aus den Ablagerungen der Gesellschaft interessante Schlüsse auf die Struktur des Leben ziehen.

Der Roman beeindruckt mit seinem künstlich-kindlichen Erzählstandpunkt, worin die Heldin alles auf sich einströmen lässt und jegliche Ideologie zu einem bloßen Einzelbild wird. So etwa dürften ganze Generationen von diversen Bildungssystemen heimgesucht werden, egal ob rechts, links, grün oder religiös geprägt. Wie andernorts Tiktok auf „Endgeräten“ die Jugendlichen heimsuchen, rauschen hier Bilder von Gänsen, Kühen, Fahrrädern und Schulklassen in umgebauten Ställen über die Jugendlichen hinweg.

Die Leidtragenden der Ideologien sind immer die Eltern selbst, die vermeintlich ihre Probleme lösen, indem sie diese auf die Kids überstülpen. Mutti verschwindet in Krankheit und Depression, Vati in Aktionismus, der letztlich das Dorf zerstört.

Trotz aller theoretischer Aufklärung gelingt es den Bewohnern nämlich nicht, in Frieden ihren Lebensplan abzuarbeiten. Die Zugezogenen zerstören die einst so kompakte Hegemonie von einheimischen Aussteigern. Wenn man aus dem Roman eine Lehre formulieren müsste: Aussteigen gelingt nicht, solange die übrige Welt mit ihrer Kapitalmacht in alle Leerplätze der Alternativen hineinschwappt.

Und Dorfentwicklern sei gesagt, gegen den Zustrom von Geld-mächtigen Anlegern ist kein Kraut gewachsen, sie bringen nämlich auch eine hedonistische Wochenendkultur mit sich, indem sie im Wald fressen und saufen wie einst in der Steinzeit und die Spuren des Buffets im Wald verstreuen für künftige Archäologen.

Selina Holešinsky hat einen unterhaltsamen Aussteigerroman geschrieben, ohne Belehrung und Arroganz, er erspart einem den einen oder anderen sinnlosen Wochenendausflug hinaus ins Grüne, um darin blau zu werden.

Selina Holešinsky: Schaltiere am Waldboden. Roman.

Wien: Picus 2024. 184 Seiten. EUR 22,-. ISBN 978-3-7117-2152-5.

Selina Holešinsky, geb. 1991 in Grafendorf in der Weststeiermark, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 12/09/24

GEGENWARTSLITERATUR 3384

Notausgänge

Auf einer kroatischen Insel besucht eine Urlauberfamilie das Wrack eines abgestürzten Flugzeugs, das wie eine obligate Sehenswürdigkeit am Strand liegt. Dem beobachtenden Jugendlichen freilich bleibt der Eindruck ein Leben lang in Erinnerung, vor allem weil die Notausgänge nichts genützt haben und mit der Maschine verbrannt sind.

Harald W. Vetter kümmert sich beim Erzählen um diese Notausgänge, die jede Biographie begleiten, die aber nicht immer benützt werden. Denn eigentlich sind Notausgänge für Krisenfälle vorgesehen, wenn evakuiert werden muss, ein regulärer Weg nicht zur Verfügung steht oder ein vorgesehener Plan nicht aufgeht.

Folglich ist auch in der Kunst das Element Notausgang ein Rettungsanker, um aus dem Schlamassel der Kreativität wieder herauszufinden und in die rettende Realität überzuwechseln.

Das Projekt „Notausgänge“ fungiert in zwei Richtungen, einmal ist es die spontane Entscheidung des Künstlers, durch diese Schleuse zu schlüpfen, und zum anderen braucht es für das Kunstwerk selbst einen ungewöhnliche Öffnung, um aus dem Taumel seiner selbst herauszufinden.

Für Notausgänge gibt es zwar Vorschriften, wie sie zu gestalten sind, aber für den Benutzer zählt das eigene Ermessen. Es bedarf einer spontanen Gefahreinschätzung, um die richtige Entscheidung zu treffen.

Für den Autor fällt die Entscheidung, durch welchen Ausgang er schlüpft, erst in letzter Sekunde. So ergibt sich bei Erzählen ein Mix aus Erinnerung, Kommentar, Traum und Poesie. Auf ausgeprägte Geschichten mit Vorlauf, Ablauf und Conclusio folgen Gedichte, die vor allem durch das Layout als Blockgedicht vom Leser ein Umdenken seiner Erwartung erzwingen. Neben Prosa und Blockgedicht kommen schließlich im Epilog assoziative Wortketten zum Einsatz, die sich bei den Lesern wie von selbst zu ganzen Geschichten ausformen.

„Was vielleicht nie geschah oder doch so hätte sein können“, heißt dazu die Spielanleitung.

In der Sammlung von Exit-Strategien spielen eingelagerte zehn Bilder eine rettende Rolle, verschaffen sie doch dem erregten Textgebilde Halt und Gliederung, und sei es nur, dass man die Bildunterschriften als

Themeninventar des Geschehenen nimmt.

„Bilderverzeichnis // Albtraum / Küstenland / Stadtvedute / Hochgebirge / Das Boot / In der Ferne / Talschluss / Nacht / Kraftwerk / Bergraum.“ (212) Hintereinander gelesen ergeben diese Bilder ein erfülltes Leben, das in seinen Grundzügen sowohl Autor als auch die Leser gutheißen.

Der Einstieg in die Miscellen liegt oft im Grotesken, wenn etwa ein Café ungestüme Feten zelebriert, die von angrenzenden Mietern ungefragt als Stranderlebnis Marke Ballermann konsumiert werden müssen.

Eine Gasse aus der Kindheit entzieht sich dem üblichen Stadtplan, indem sie sich als Quergasse in der Erinnerung breit macht. Die Querlage überstrahlt letztlich die angrenzenden Straßen, die vielleicht einen gebräuchlichen Namen tragen.

Eine Waffenübung beim Bundesheer versickert hingegen im Nichts, gerade noch eine Fügung bleibt von diesem Abenteuer am Rand Österreichs: „Wo sich Fuchs und Hase fast Gute Nacht gesagt hätten.“ (68)

Ein typischer Fall für Exit stellt sich als gedankliche Abkürzung eines Tagesprogramms heraus. Während das Ich halb wahnhaft („Wahnsinn wildert“) erwacht, setzen verlässlich Müllabfuhr und Kindergeschrei ein, und statt vernünftiger Gedanken schauen die drei Standardsituationen vorbei, in denen man am häufigsten stirbt. a) man verunfallt banal auf der Straße oder in den Bergen; b) man stirbt im eigenen Bett mit Blick auf die Bücherwand; c) man stirbt im Spital nach dem Setzen der letzten Infusion am Nachmittag.

Dieses „lapidare Erzählen“ konzentriert sich auf logische Zusammenhänge, die ähnlich der Quantenphysik durchaus den einen oder anderen unerwarteten Sprung in der logischen Kette wagen.

Beim Bau eines Eisenbahntunnels sind einige Arbeiter gestorben, für die Eröffnungsfeier werden zwar die Angehörigen eingeladen, um dem Trauerprotokoll Genüge zu tun, die echte Feier findet freilich in einer anderen Welt hinter dem Tunnel statt. (103)

Und die kälteste Geschichte von allen bedient sich der Schubumkehr von Wirkung und Ursache, wie sie in den Filmen Alexander Kluges oft gezeigt wird. „Bei Gorlice“ (187) wird im Ersten Weltkrieg ein einzelner Schuss aus dem Schlachtgemetzel herausgefiltert. Aus einer überdimensionierten Kanone, die einst unter munterem Gelächter von Waffeningenieurern gezeichnet und gebaut worden ist, fällt ein wuchtiger Schuss und trifft hinein mitten in die Truppe. Einer überlebt und schleppt sich als fortan Wahnsinniger in die Friedenszeit hinein, wo er aber im Glauben, ein Projektil zu sein, sich pfeifend wie eine Granate vom Fabrikschlot stürzt. Alles ist dokumentiert mit einem Foto, das vage den Grund für diese Geschichte zeigt. Die Geschichte wird zum Notausgang für das Foto.

Ähnliches geschieht dem Autor bei einer Wienfahrt, als er den Glanz der Strudlhofstiege nicht aushält und im Sinne eines ästhetischen Notausgangs ein Foto macht.

Harald W. Vettters „Nachlässige Geschichten & ausgesetzte Gedichte“ sind ein wundersamer Versuch, das Leben so zu erzählen, dass es Autor und Lesende gleichsam überrascht. Denn die Sache ist noch nicht fertig: „Arbeite noch daran // Klau mir die Stimmungen von weiß nicht woher / mit den Worten ist's natürlich nicht anders / Überhaupt ist längst alles gesagt bin so ein Kaspar / [...] Man weiß nicht woher und wohin und wer ich bin.“ (54)

Harald W. Vetter: Notausgänge. Nachlässige Geschichten & ausgesetzte Gedichte.

Wien: Verlagshaus Hernalers 2024. 216 Seiten. EUR 23,90. ISBN 978-3-903442-45-0.

Harald W. Vetter, geb. 1955 in Graz, lebt in Graz.

Helmuth Schönauer 16/09/24

GEGENWARTSLITERATUR 3385

Stille Stunden

Stille ist in der Literatur ein magischer Raum, der das Ich umschließt, ohne es zu bedrücken. Im Gegenteil, Stille fordert die Reduktion auf das momentan Wesentliche geradezu heraus. Die Dauer dieses Zustands kann ein paar Tage dauern wie bei der „Stillen Zeit“ um Weihnachten herum, oder einer ganzen Epoche den Stempel aufdrücken, wie in Henry Millers Roman „Stille Tage in Clichy“.

Simon Konttas schickt das lyrische Ich in den Modus von „Stillen Stunden“, die daraus resultierenden Gedichte handeln einerseits von Ereignissen, an denen sich die Stille bricht, andererseits ermöglichen sie den Lesern, selbst die Konsistenz stiller Stunden zu erleben.

Im Titelgebenden Poem „Stille Stunden“ (89) lassen sich dann auch ein paar komprimierte Nuancen dieser Stille zwischen Existenz, Philosophie und Alltagsausfluss erkennen. Die Stille entwickelt sich zwischen den Ritzen der fünf Strophen, die jeweils eine Art Regieanweisung für das Erinnern darstellen. Die fünf Strophen ergeben schließlich ein „Stilleben“ mit Rondo-Charakter.

1. Das Bett, auf dem sich die lyrischen Helden einst liebten, steht eingeklappt zur Couch immer noch neben dem Tisch, an dem das vereinzelte Ich jetzt schreibt / 2. Als sich das Ich wieder einmal zufällig auf diese Couch setzt, erschrickt es wegen der Erinnerungskraft dieses Möbels. / 3. Gerade in der Lautlosigkeit entsteht leicht eine arglose Verschwiegenheit, aus der die Vergangenheit jäh hervorbricht. / 4. Vor allem die unverfänglich vertrauten Dinge treten plötzlich mit eigenen Rollen auf die Bühne stillen Inventars. / 5. Im Stil eines Rondos platzt das Bett wieder aus der Erinnerung hervor, wird zur Couch neben dem Tisch, an dem das Ich wie immer schreibt. Simon Konttas entwickelt eine feine „Ritzenlyrik“, die scheinbar unauffällig, aber ausgestattet mit der Kraft von Pionierpflanzen zwischen den Steinen der Alltagspflasterung hervorbricht.

Die knapp fünfzig Gedichte sind in sechs Schatullen abgelegt, die mit den römischen Zahlen I – VI nummeriert sind wie die Bandangaben einer Buchserie. Im konkreten Fall sind sie auch als Härtestufen auf einem Lakmustrreifen zu lesen, der die Körnung der gemahlten Zeit misst.

Schauplätze dieser Zeitmühle sind spirituelle Ankerpunkte, das in sich verschlossene Ich, die Umgebung im Stil einer Zeichnung, Wetter und Jahreszeiten. Auch hier lässt sich wieder eine subkutane Botschaft herauslesen, wenn man die Gedichtüberschriften als Marker einer ausgehebelten Zeitenfolge liest. Ein Haus – Das Feld – Zustand – Mitternachtssonne.

In dieser Klarheit, die an die Aufgabenstellung für eine Kinderzeichnung erinnern, führen die Gedichte direkt ans Regal des Lyrikers Jürgen Becker, dessen Bücher straff überschreiben sind mit: Felder, Ränder, Umgebungen, Schnee.

Einmal ist ein Gedicht mit Zeitbild eins und zwei umschrieben, was ein lyrischer Screen einer Informationssendung sein könnte, ein anderes heißt Genrebild drei, womit sich erklärt lässt, dass die Gedichte jeweils auch komplette Gattungen von Empfindung hervorbringen können.

Ein unverwechselbares „Genre“ sind die Finnland-Gedichte, die allein durch die Beschreibung eines einsamen Hauses im Norden einen Kosmos an musikalischen Landschaftselementen hinterher ziehen. Im spirituellen Sektor müssen sich Intarsien einer praktizierten Religiosität in einer neuen Umgebung bewähren. Gleich im dritten Gedicht sitzt eine Nonne im Wartesaal eines Arztes und verkürzt sich das Warten mit Lippenbewegungen für einen unhörbaren Psalm, und auch ihre Oberin hat nichts davon, denn die Gebete sind nach innen gerichtet für einen Körper, der offensichtlich erkrankt ist. Die skizzenhaften Beobachtungen einer Alltagsszene schaffen in ihrem Innern Raum für das freigelegte Innenleben, das in glücklichen Momenten osmotisch mit der Außenwelt korrespondiert. Simon Konttas „Stille Stunden“ sind Petitessen eines Stillschweigens, das sich federleicht erzählen lässt. Couch, Schreiben, Liebe, Rondo – jeder ist gefangen von diesen Tönen, wenn sie ins Spiel gebracht werden. In einer Notiz als Nachwort verweist der Autor auf den Fakt, dass selbst das kleinste Gedicht von einem Spannungsfeld lebt, indem der Autor während des Schreibens mit seinen nächsten Menschen korrespondiert. Liebe, Einsamkeit, Versunkenheit in sich selbst, alles sind große Zustände eines überschaubaren Ichs, das sich selbst einen Bypass legen muss, um den Herzschlag im Rhythmus zu halten. „Das lyrische Ich entspricht daher manchmal, aber durchaus nicht immer dem Ich des Verfassers, vor allem dort, wo Geschichten erzählt und, nennen wir sie einmal so, ‚Stimmungsbilder‘ gestaltet werden, für welche gelten kann, dass sie nicht allein persönlich flüchtige Befindlichkeiten des Verfassers wiedergeben.“ (111)

Simon Konttas: Stille Stunden. Gedichte.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 111 Seiten. EUR 12,-. ISBN 978-3-903125-88-9.

Simon Konttas, geb. 1984 in Vaasa/Finnland, aufgewachsen in Baden lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 20/09/24

chronologisch

Thomas Sautner: Pavillon 44. Roman.

Joachim Gunter Hammer: Siebzehnstein. Gedichte.

Hans Augustin: Als ich mit Z zu Abend aß. Roman.

Sylvia Dürr: Der Buchesser. Short Stories.

Martin Hanni: Oh! Südtirol. Das Reiselesebuch. Abbildungen.

Lydia Davis: Unsere Fremden. Stories.

Der Tod: Der Sterbinator. Über 100.000 Tode zum Selbermachen.

Christoph Janacs / Ludwig Laher / Gerhard Ruiss: O du mein Österreich. (K)eine Lobeshymne.

Friedrich Hahn: Die Heimsuchung. Roman.

Janus Zeitstein: Morphopoetische Rhapsodie.

GEGENWARTSLITERATUR 3386

Pavillon 44

In der Bezirksstadt Gmünd klettert am Friedhof ein Nackter auf das Dach des Mausoleums und wartet auf seine Abführung. Die freiwillige Feuerwehr breitet zur Vorsicht das Sprungtuch aus, aber der Held lässt sich manuell retten und wird nach Wien in die Psychiatrie gebracht, wo alsbald die Diagnose fällt: „Der Nackte am Friedhof war irr.“ (23)

Thomas Sautner schickt im Roman „Pavillon 44“ seine Helden an die Kante ihrer jeweiligen Welt und lässt sie dann über die Klinge der Erkenntnis springen. Diese drei Welten sind: Roman, Psychiatrie, Politik.

Wenn jemand von einer Welt in die andere wechselt, wird aus einem Koryphäen bald einmal ein Irrer. Als Systemwechsler treten auf: Dimsch, der Nackte vom Friedhof, der in Wien Held des Pavillon 44 wird, Primar Siegfried Lobell, der Leiter von Projekt 44, der prompt ins Delirium verfällt, als er seine Medikamente selbst absetzt, und die Schriftstellerin Aliza Berg, bereits aus dem Roman „Die Erfindung der Welt“ (2021) bekannt, die ein Porträt über den Primar schreiben will und sich im Gästepavillon einweisen lässt.

Der Roman spielt um und im Pavillon 44, in dem zur besten Zeit ihres Lebens zwanzig Personen untergebracht sind, sieben davon auf gerichtliche Einweisung.

Als Erzähl-Achse ist die vage Perspektive der Schriftstellerin gedacht, die manchmal aus einer subjektiven Ich-Form heraus berichtet, dann wieder eine Notiz verfasst für späteres Ausformulieren, in der Hauptsache aber von den Geschehnissen bis zur Unkenntlichkeit der Wahrnehmung überrollt wird. So geschieht ihr in Trance-ähnlichem Schreibzustand ein Geschlechtsverkehr mit einem billigen Turnusarzt, von dem sie später nicht mehr sagen kann, ob sie ihn sich erschrieben oder erwünscht hat.

Im Pavillon dominieren längst die Geschichten der Insassen die Handlung, Es sind erstaunlich kluge Methoden im Umlauf, sich die Welt zu erklären.

So wird das Verhalten der Vögel im Garten mit der Dramaturgie diverser Theaterstücke gedeutet, die „Räuber“ von Schiller lassen sich mit hüpfenden Vögeln darstellen, wenn man ihnen echte Namen gibt, wie etwa Franz für den Ober-Räuber.

Nach der gleicher Methode sind historische Vorgänge gewürdigt, der Euthanasie-Arzt Heinrich Gross, der nach dem Krieg die sozialdemokratische Moral mit seinen braunen Flecken eingefärbt hat, bleibt den Genossen Wiens in voller Primar-Pose in Erinnerung.

Überhaupt merkt die einquartierte Biographin, dass ihr die Figuren ähnlich entgleiten, wie dem Primar seine Patienten.

Die Vormittagsvisiten laufen nach dem Muster von Kabarett-Stücken ab, jeder erzählt, was er sich über Nacht ausgedacht hat. Und die Gegenfragen fallen durchaus offenherzig aus: Na, heute schon an Selbstmord gedacht? (107)

Ost- und Westflügel unterscheiden sich vor allem im Geruch, aus einem Teil tritt mehr Darm-Odeur in den Vordergrund, im anderen gewinnt die süßlich Schwere von Theaterutensilien die Oberhand.

Von der Psychiatrie wird erwartet, dass sie Menschen rasch wieder funktionstüchtig macht. Und sei es, dass sie zum Suizid fähig werden. (127)

Der Wunder-Wuzzi Lobell hat allerdings einen Gegenspieler in Gestalt des Anti-Primars Thaler. Und niemand am Gelände kann sagen, wer eigentlich recht hat.

In einem Ausgehversuch schickt Lobell seine Parade-Patienten Dimsch und Jesus in die Innenstadt, damit sie dort die Welt erkunden wie Touristen auf der Suche nach dem verrückten Wien. Sie grasen professionell diverse Cafés und Sehenswürdigkeiten ab und stellen verblüfft fest, dass das sprachliche Inventar aus der Anstalt durchaus geeignet ist, in der Öffentlichkeit der Innenstadt zu bestehen. Der Pavillon 44 bewährt sich als geschützte Werkstatt zum Einüben der City.

Lobell gibt vor, seine beiden Musterpatienten in der Innenstadt zu suchen, in Wirklichkeit trifft er sich endlich einmal mit seinem Jugendfreund Kraut, dem Wiener Bürgermeister, zum Betrinken. Dieser regiert die Stadt mit illuminiertem Blick, was auch den Primar beeindruckt und zum Satz hinreißen lässt: Die Psychiatrie ist die Kunst, die Welt heil zu sehen. Das heilt auch den Beobachter.

Am Abend kehren alle ziemlich betrunken auf ihre Baumgartner Höhe zurück, wie das Ziel am Bus aufgemalt ist. Der Fahrer ist für solche Heimfahrten bestens gerüstet mit der Parole: Er werde nach Zeit und nicht nach Kilometern bezahlt.

In einem kurzen zweiten Teil versucht der Roman, in eine Art Normalität überzuleiten, in welcher die Figuren scheinbar eine realistische Zukunft haben. Die Autorin bringt eine Biographie zustande, die Insassen werden entlassen, der Primar setzt seine Medikamente ab und fällt ins Koma, zumindest kommt ihm das so vor. Die geheilten Figuren gehen über in eine Danksagung, wer aller beim Roman Pate gestanden und für das Gelingen von „Pavillon 44“ Sorge getragen hat. Diese Bedanken gelten ebenfalls als geheilt, wie übrigens auch der Autor, der den Roman überstanden hat, und die Leser, die ironisch aufgerüstet den Herausforderungen der Realität ins Auge sehen.

Thomas Sautner erzählt mit Hingabe von den Defekten seiner Helden aus der Psycho-Menagerie. Die zustimmende Begeisterung für das Treiben der Figuren schält feine Menschenseelen frei, die an manchen Tagen ein wenig unruhig zu ticken beginnen. Dadurch sind sie freundliche Verwandte von uns Lesern.

Thomas Sautner: Pavillon 44. Roman.

Wien: Picus 2024. 450 Seiten. EUR 26,-. ISBN 978-3-7117-2149-5.

Thomas Sautner, geb. 1970 in Gmünd, lebt im Waldviertel.

Helmuth Schönauer 25/09/24

GEGENWARTSLITERATUR 3388

Siebzehnstein

Ein Geograph stellt sich die Poesie vielleicht als Gebirge vor, in das verschiedene Adern von Erzen eingelassen sind, ein Mathematiker als eine Formel, in der ständig neue Unbekannte auftreten, und ein Zoologe vielleicht als Schatten von Vögeln, die gerade ausgestorben sind.

Alle diese Zugänge sind bei Joachim Gunter Hammer zu einem sprachlichen Strang verknüpft, der letztlich auf Zug hin ins Ungewisse gespannt ist. Seit beinahe dreißig Gedichtbänden löst der Autor Fasern aus Gedankengebilden heraus, wie sie einzelne Fakultäten an den Unis lehren. Er verquirlt sie zu bislang unentdeckten Versen, die scheinbar immer schon da sind. Sie warten auf das Geschürft-Werden, mal knapp an der Oberfläche von Papier, dann wieder in der Tiefe eines Gedichtbandes, der Leser soll sich auf Überraschungen einstellen.

Im aktuellen Band wird das lyrische Ich von einem „ungeheuren Spiegel“, halb Teleskop, halb psychologische Couch, „Siebzehnstein“ genannt, mit einem Auftrag betraut, der das schnelle Umschalten von vorwärts auf rückwärts erfordert. Diese noch während der Formulierung upgedatete Aufgabenstellung beinhaltet das System Sisyphus: „Jeden Tag als Aporie einen Stein zu durchbohren!“

Unter dem Titel „Siebzehnstein“ fungiert eine lyrische Person, die fallweise eins mit den Gedichten ist. Unter Siebzehnstein kann ein Genre gemeint sein, das sich in Sisyphus-Manier die poetischen Zähne an der Welt ausbeißt, eine Chronik, in der diverse Jahreszeiten zu einem Abenteuer der Erkenntnis zusammengefügt sind, und schließlich eine Personalie, denn neben dem Autor kann auch der Leser zu einem „Siebzehnstein“ werden mit Aussicht auf Weisheit, Marke Stein der Weisen.

In drei Eingangs-Episoden zur Genese wird die Metawelt zu den Gedichten angerissen. Der ungeheure Spiegel gibt das Programm vor, das in siebzehn Erdumdrehungen als Hieroglyphen-Skulptur aus der Sonne fällt, ehe der Abendspiegel den Helden erblinden lässt.

Die gut 120 Gedichte blitzen meist als Lichtstrahlen jäh aus der poetischen Materie, manchmal nehmen sie einen lyrischen Dichter aus der echten Literaturwelt mit als Widmungs-Paten, damit ihr zaghafte Licht nicht vorzeitig erlischt, ehe sich diese Gedichte zu einer Themenwolke verdichten können, um es anschließend ordentlich abregnen zu lassen.

Diese „Blitzgedichte“ treten als Tags im Traum auf, sodass sie jederzeit wiederzufinden wären bei Tageslicht, aber seltsamerweise haben diese Träume die Eigenschaft, dass sie nur einmalig auftreten und samt ihren

Markierungen verschwinden. Jedenfalls suggerieren die Tags eine verlässliche Ordnung in einem unzuverlässigen System und evozieren die Beschaulichkeit alter Kastenkataloge, in deren Reitern sich bereits Insekten eingenistet haben.

Eine ähnliche Ordnung vermittelt die Anleitung „Schach mit Wörtern spielen“, die Logik der einzelnen semantischen Züge garantiert freilich noch kein Schachmatt, das in diesem Bild mit absolutem Schweigen einhergeht. (9)

Eine dritte bemerkenswerte Gliederung zeigt sich bei sogenannten Rundgängen. Der Held unternimmt als Flaneur Rundgänge durch die Jahreszeiten, Kalenderlandschaften oder Zellkerne von mikroskopischen Darstellungen.

„Bitte dunkle Wellen, reitet / mich später ins Leben nicht wieder zurück, / wozu sollte ich mir ein weiteres / in radikaler Trennung wünschen, / erneut auf einem Narrenschiff / Schlagseite nachwärts?“ (96) Die Gedanken während eines Rundgangs im August bleiben am Bild hängen, wonach es keinen Unterschied macht, das Schicksal von Tieren mit jenem von Menschensteinen zu vergleichen. Und später im Jahr wird das Leben selbst ein letztes Fragezeichen ansteuern. „So nimmst du jetzt den Hut, / und gibst den größten Schatz, das Leben / ab zur letzten Ruhe / in die hölzerne Truhe, / sprachlos, kalt und starr, / so ist es eben, gut / und schön und wahr?“ (125)

Zur selbst-irritierenden Schlaueit des „Siebzehnstein“ gehören diese Fragezeichen als Fade-Out, worin die Botschaft hinausgeführt wird aus jedem gesicherten Messbereich. „Als suchte Siebenstein entrückt / im Vogelzug nach seinen Wurzeln.“ (6)

Und fein versteckt zwischen den Zeilen machen sie sich wieder bemerkbar, die Helden des Hammerschen Kosmos: Diese Weisheiten von Taifuno und Chao-tse, die seit Jahrzehnten zwischen den Gedichtfugen von Joachim Gunter Hammer aufgepinnt sind mit dem Bewusstsein, dass diese Sätze auch nach Jahrzehnten noch nicht bleich sein werden.

„Unfrei, wer / keinen Vogel hat. / Chao-tse“ (21)

Joachim Gunter Hammer: Siebzehnstein. Gedichte.

Wien: Verlagshaus Hernalers 2024. 131 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-903442-64-1.

Joachim Gunter Hammer; geb. 1950 in Graz, lebt Edelstauden.

Helmuth Schönauer 28/09/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2417

Als ich mit Z zu Abend aß

Einem britischen Theaterregisseur geht vor der Premiere des „Sommernachtstraums“ in Wladiwostok die Hosennaht am Schritt auf, und er muss zu einem „Not-Schneider“. Dieser gibt ihm während der Reparatur ein Sakko, das den Träger unsichtbar macht. Es ist eigentlich für den Gouverneur bestimmt, aber der Theatermann darf es ausprobieren und sich dadurch allerhand Regieeinfälle am eigenen Leib erfüllen.

Hans Augustin wählt diese märchenhafte Rahmenhandlung, um darin eine Erzählung zu platzieren, in der ein frommer Wunsch europäischer Pazifisten ausformuliert ist: Auf Augenhöhe mit Putin zu kommunizieren und ihm den Ukraine-Krieg auszureden.

Politisch wabernde Prozesse lassen sich mit Romanen nur bedingt darstellen, weil die Gleichzeitigkeit zwischen Text und Lektüre keine Fallhöhe für Thesen zulässt und Kommentare meist in Kitsch und Moral enden. Der Essay wiederum hat den Nachteil, dass er zumindest partiell eine Logik anwendet, die den handelnden und lesenden Personen geläufig ist. – Für historisch relevante Ereignisse bleibt in Echtzeit nur das Theaterstück, wie wir seit Karl Kraus „Die letzten Tage der Menschheit“ wissen.

Klugerweise nimmt Hans Augustin einen Theaterregisseur als Widerpart zu jenem Z, der starke Ähnlichkeit mit dem im Journalismus überlieferten Putin hat.

Der Ich-Erzähler Noah Greenfeld aus der Shakespeare-Stadt Stratford inszeniert jenseits des Ukraine-Krieges in Wladiwostok den Sommernachtstraum. Dieser gilt als durchkomponiertes „laues Lüftchen“, das den Dingen für ein paar Augenblicke die Schwerkraft nimmt.

Ähnliches fabriziert das geheimnisvolle Sakko, das als Theaterrequisite den Rollenträger unsichtbar macht. Der Erzähler stülpt sich also das Sakko über, organisiert einen schnellen Transfer nach Moskau, wo er zuerst an einem Empfang teilnimmt und später bei Z privat in seiner Bonzenvilla zu Abend isst.

Aus der Perspektive der Unsichtbarkeit heraus entstehen die beiden Theaterbilder „öffentlicher Empfang“ und „intime Einsamkeit der Macht“. Nicht nur der Erzähler ist unsichtbar, auch die vorüberziehenden Sätze sind alle ungeziemt, verboten oder eine gefährliche Anspielung. So darf beispielsweise Gogols Revisor selbst im Smalltalk nicht erwähnt werden, weil sein Geburtsort in der heutigen Ukraine liegt.

Der Erzähler übernimmt bei seinem Rundgang durchs Banquette die Rolle von uns fragenden Lesern, wenn wir den im Fernsehen angesehenen Stoff mit Tricks für uns verdauen müssen, weil wir sonst die Grotteske nicht

aushalten würden. Dieses Staunen über einen Stoff, der nicht besprochen oder behandelt werden darf, wird den Figuren übergestülpt, die mit dem Fakt nicht fertig werden, dass es das Unsichtbare tatsächlich gibt.

Ein Handy, das für sich allein durch den Raum geht, ist mindestens so skurril wie eine Phantasieuniform, die an der Brust Schlachten darstellt, die es gar nicht gegeben hat. Die Figuren beschleicht ein schlechtes Gewissen, vielleicht zu wenig nachgedacht zu haben über das, worüber man nicht nachdenken soll. Der unsichtbare Erzähler benimmt sich zudem wie ein ausgebildeter Hofnarr, indem er bei jedem Machtkomparsen auf Anheb den wunden Punkt berührt. Für uns Leser hingegen erweist sich der Unsichtbare als idealer Regisseur, der das Stück in Gang hält, ohne dass es die Figuren merken.

Im Auftritt in der Präsidentenvilla gerät das Gespräch mit dem Z in beinahe freundschaftliche Bahnen, als Z merkt, dass es aus ist, wenn er selbst unsichtbar sein müsste.

„Ich bin kein Politiker oder Terrorist, Profikiller oder Geheimdienstmann, ich bin von Beruf Theaterregisseur, mich interessieren Begegnungen und Situationen, die man sich nicht ausdenken kann.“ (67/68)

Der Erzähler bereitet seinen Abgang vor, indem er dem Präsidenten einen unsichtbaren Gang ins Freie schmackhaft macht, damit er die wahre Stimmung im Lande erkunden könnte.

Und tatsächlich entlässt Z noch schnell die wichtigsten Personen, die es nicht glauben können, dass sie von einer Sekunde auf die andere entfernt worden sind. Dann stülpt er sich das Sakko um, fährt unerkannt mit dem Boot auf der Moskwa, fällt hinein und ertrinkt als unsichtbarer Putin. Niemand hätte ihn retten mögen, selbst wenn man ihn gesehen hätte.

Die Rahmenhandlung findet wieder zur Schwerkraft der Ereignisse zurück. Die Premiere in Wladiwostok ist furios, der Regisseur genießt die geflickte Hose, der Gouverneur hält sich auch ohne Sakko für unsichtbar.

Hans Augustin erzählt in märchenhafter Leichtigkeit einen wundersamen Sommernachtstraum, wie er vielleicht entstehen müsste, wenn die schweren Vokabeln des Krieges allmählich ausgesprochen werden. Der Krieg lässt sich nicht beschreiben, aber es lässt sich von einem Frieden träumen, in dem die Wörter wenigstens für sich alleine wahr werden.

Hans Augustin: Als ich mit Z zu Abend aß. Roman.

Innsbruck: Edition Laurin 2024. 112 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-903539-42-6.

Hans Augustin, geb. 1949 in Salzburg, lebt in Thaur.

Helmuth Schönauer 05/10/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2418

Der Buchesser

Biographien verlaufen selten geradlinig, an ihren krummen Windungen lagern sich meist unverwechselbare Begebenheiten ab. Die daraus wachsenden Shortstories dienen in der Literatur als unverwechselbare Marker eines Lebens, ähnlich wie es für die Forensik die Fingerabdrücke sind.

Sylvia Dürr überschreibt die Titelgeschichte der dreißig Shortstories mit „Der Buchesser“ (9). Darin nimmt ein Bibliothekar das Lesen so innig und wichtig, dass er das Gelesene gleich zu verdauen anfängt. Er frisst die Bücher nicht nur im übertragenen Sinn, sondern absorbiert sie und macht die Bücherzellen zu Körperzellen. Vor allem während der Pubertät kommt es erstmals zu bibliothekarischen Fressattacken.

Dabei hat alles ganz easy angefangen, zum Lesen gibt es etwas zum Trinken, aber allmählich wird das Getränk wichtiger als die Lektüre. Auf der Suche nach der Konkordanz zwischen den einzelnen Buchtiteln und Getränkesorten ergibt sich die Notwendigkeit, die Bücher zu verkosten.

Die Erzählung mausert sich allmählich zu einer Laudatio über den Beruf des ungedenderten Bibliothekars heraus. „Ich zog in eine andere Stadt und machte eine Ausbildung zum Bibliothekar. Das war mein Traum. Leben inmitten tausender Bücher.“ Die einzelnen Buchtitel lassen sich ähnlich wie Leibspeisen beschreiben, das Lesen wird zum Nachkochen von Rezepten. Besonders „lecker“ sind Andersch, Brecht, Frisch, Hemingway oder Thomas Mann.

„Stille“ (14) erzählt von den Geräuschen, die nach einem absolvierten Leben übrigbleiben. Eine Erzählerin übernimmt die Wohnung eines Steinmetz-Künstlers, die quasi noch im Arbeitsmodus ausgehändigt wird. Wie eine Bitte sind diverse Schriften des Verblichenen ausgelegt, die neue Bewohnerin beginnt zu lesen.

Als Hardrock-Fan ist der Künstler stets einem gewissen Lärmpegel ausgesetzt, wahrscheinlich um die Schläge beim Behauen der Skulpturen zu übertönen. Was ist laut? Was ist leise? Während sich der sichtbare Teil des Kunstwerks als Statue durch die Zeit frisst, bleiben die begleitenden Schläge und Töne ungehört. „So vergehen die Tage im harmonischen Klang.“

„Draußen / Drinnen – in naher Zukunft“ (19) berichtet von der goldenen Empfindungslage des gereiften Alters. In einem sogenannte „Joint-Refugium“ dürfen sich 70-Jährige noch einmal richtig einrauchen, um dem Lebensabend einen Sinn zu geben. Dabei kommt es zum Phänomen, dass sich Innen- und Außenwelt überlappen. Einmal im Jahr gibt es Neuzugänge, die dann in die geheime Seniorenwelt eingeführt werden müssen. Um die Alten fit zu halten, tagt sogar ein Seniorenparlament. Dabei werden Programme aufgitscht, deren Sinn niemand

kontrollieren kann. Schwerpunkt ist die Entwicklung eines Serums für Selbstzufriedenheit. Einige Alte machen begeistert mit, weil die Arbeit im Versuchslabor irgendwie nach Sinn aussieht.

Der sogenannte „Ausflug in die Berge“ (34) stellt sich bei genauerem Hinsehen als Antiidylle heraus. Die üblichen Bergerlebnisse leben ja von der Euphorie, mit der die Helden von ihren Abenteuern erzählen. Das Gebirge zeigt sich indes als gewöhnliche Landschaft, die mit den Elementen des Alltäglichen stets aufs Neue bezwungen werden muss.

Quasi als Gegenpol sind fünf „Strandgeschichten“ konzipiert, worin die sagenhafte Urlaubsstimmung der Älpler am Strand heruntergebrochen wird auf den Umgang mit Gebrauchsgegenständen und Dienstleistern, wie 30 Strandtücher, Tischtennis, Der Hotelchef, Regatta, Monsieur Smet.

Drei Geschichten über den letzten Sinn des Lebens sind als Dreiaakter angelegt:

I Man existiert und geht (96) / II Das ereignislose Leben des Herrn Zett (112) /

III Das ereignisreiche Leben des Herrn Zett (120)

Zur Sprache kommen sogenannte „philosophische Übergeben“, wenn also die Großmutter die wesentlichsten Sätze an die Enkel weitergibt, wohl wissend, dass diese damit nichts anfangen können. So lässt sich auch diese fatalistische Haltung deuten, wonach das Leben eine ziemlich wortlose Fortbewegung durch die Zeit ist.

Logischerweise besteht kaum ein Unterschied zwischen einem ereignisreichen und ereignislosen Leben. Es ist alles eine Angelegenheit der Perspektive.

Sylvia Dürr beobachtet die Heldinnen ihrer Geschichten mit cooler Distanz, um die Dinge klar zu sehen, muss man sie oft ein Stück von sich fern halten. Dahinter steckt vielleicht auch die Lesehaltung im Alter. Um scharf zu sehen, muss man den Text oft ein Stück von sich fernhalten. - Die Geschichten aus dem Buchesser eröffnen skurrile Zugänge in eine Welt der ausgereiften Fiktion.

Sylvia Dürr: Der Buchesser. Short Stories.

Innsbruck: Tiroler Autorinnen und Autoren Kooperative TAK 2024. 192 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-900888-88-6.

Sylvia Dürr, geb. 1954, lebt als „Deutsche“ in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 09/10/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2419

Oh! Südtirol

Seit man gewisse Orte vor lauter Touristen nicht mehr sieht, müssen sich Reiseführer als sogenannte „inside Guides“ an die Einheimischen wenden. Diese reagieren mit einem verwunderten Oh!, wenn sie auf die eigene Lebenswelt zurückgeführt werden.

Martin Hanni wendet sich mit seinem Reiselesebuch „Oh! Südtirol“ vor allem an die Einheimischen, die im Gewusel touristischer Prosperität sich inzwischen an den Rand der Gesellschaft gedrängt fühlen.

Um dem allgegenwärtigen Over-Tourismus ein wenig Paroli zu bieten, werden die beiden strategischen Abwehrmechanismen Südtirols vorgestellt. Reinhold Messner empfiehlt pragmatisch, die Hotspots des Landes von jeglicher Aufmerksamkeit zu entkoppeln, sodass sich der Tourismus entzerrt. Mariedl Innerhofer empfiehlt in literarischer Manier, dass die Touristen das Geld als Schutzgebühr für die Natur schicken sollen, selbst aber dem Land fernbleiben, um es nicht durch Massenauflauf zu zerstören.

In beiden Fällen spielt die Literatur eine wichtige Rolle, indem sie Geschichten abseits der Hotspots erzählt und somit den Tourismus entzerrt. Oder indem überhaupt die Literatur den Besuch im Land überflüssig macht.

Literatur wäre dann die richtige Antwort auf den Klimawandel.

In 37 Stationen quer durch Südtirol wird daher der Fokus weg vom Event hin zur Kultur gelegt. In einer saloppen Unterscheidung könnte man sagen: Event wird gemacht, Kultur entsteht.

Wo treten Künste, Kulturelle Ereignisse und Höhepunkte eines Genres von sich aus zu Tage? Welche Orte schreiben die Geschichte des Films, der Architektur und der Literatur, indem sie die Kunstschaffenden verstoßen animieren?

Daraus ergeben sich wundersame Geschichten über Locations, die quasi vor unserer Nase herumtanzen und den größten Zauber mit den Betrachtern aufführen.

Die Talferwiesen in Bozen regen zu einem Spaziergang an, der jäh in der verrückten Kunstform des DADA endet.

Unter der Laimburg südlich von Bozen liegt ein gewaltiger Felsenkeller, der die kostbarsten Tropfen vor dem Genussvandalismus durch hirnloses Trinken versteckt.

Am Karer Pass tauchen Kurven und Gesteinsverrenkungen auf, die seinerzeit Agatha Christi zu verqueren Krimi-Konstrukten animiert hat.

In Klobenstein und Oberbozen quietscht für erste eine historische Bahn durch die Gegend, die eher als Architektur, denn als Verkehrsmittel „geschaut“ werden soll. Tatsächlich endet die Tour dann vor einem Musterhaus von Ludwig Mies van der Rohe.

Am Gampenpass tauchen während der Überquerung Schatten auf, die vielleicht noch auf jene Zeit zurück gehen, als hier Friedrich Dürrenmatts Film „Das Versprechen“ gedreht worden ist.

In Lana sind Spuren der sogenannten „Bücherwürmer“ sichtbar. Diese haben zu DDR-Zeiten rare Dichter in den Westen geschmuggelt und mussten hinterher feststellen, dass einige davon für die Stasi gearbeitet haben.

Das verfallene Hotel „Zum Riesen“ in Martell dient als Lost Place den einen als Mahnmal für Gigantomanie im Tourismus, anderen als idealer Anknüpfungspunkt für die Sagenwelt der anliegenden Schlucht.

Allein schon, den Ortsnamen Stils zu nennen, löst bei Literaturkennern am Kontinent Zungenschmalzen aus. Die grandiose Erzählung „Midland in Stils“ von Thomas Bernhard gilt als schaurige Seelengeschichte in einem Kosmos, den man mit Gebrigsdracula überschreiben könnte.

Am Brenner machen auch in der Literatur alle Station und holen sich wie in einem Outlet-Center Geschichten von Migration, Flucht und Vertreibung ab. Der gebürtige Sofiate Ilija Trojanow gilt als Meister von Grenz-Geschichten.

Militärexperten der Monarchie behaupten, dass Franzensfeste schon bei seiner Errichtung eher als Kunstwerk, denn als Bollwerk gebaut worden ist. Mittlerweile tummeln sich darin die besten Anwendungen von Champions bis hin zu Devotionalien.

St. Ulrich in Gröden flackert als Kurzfilm über Giganten über die Leinwand: Wim Wenders, Roman Polanski und Luis Trenker machen zumindest im Abspann ihrer Werke hier Station.

Und das Schlusskapitel ist bewusst als Apokalypse angelegt. Die Sequenz „Ende vom Tal“ zeigt das Stadion von Antholz, worin demnächst die Biathlon-Weltmeisterschaften stattfinden werden. Allein das Bild hochgeklappter Plastiksessel vor imposanter Bergkulisse präsentiert eindrücklich, wie knapp Event und Kultur in Südtirol beisammen liegen.

Martin Hanni wird seinem Anspruch gerecht: Ein Reiselesebuch so klug zu schreiben, dass alles Wesentliche gesagt ist und man die Orte gar nicht mehr in natura abgrasen muss. Das entlastet Verkehr und Nerven ungemein und schafft Platz für jene Muse, auf die Kultur angewiesen ist.

Martin Hanni: Oh! Südtirol. Das Reiselesebuch. Abbildungen.

Bozen, Wien: folio 2024. 160 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-85256-906-2.

Martin Hanni, geb. 1975 in Bozen, lebt in Bozen.

Helmuth Schönauer 12/10/24

GEGENWARTSLITERATUR 3389

Unsere Fremden

Die ideale Shortstory ist ein fiktionaler Kitt zwischen zwei scheinbar realen Situationen. Sie kann folglich jederzeit an jedem Ort auftreten und verändert ihr Erscheinungsbild zusammen mit dem Plot, den sie vorgibt zu erzählen.

Lydia Davis schreibt ihre Shortstories jeweils auf konkrete Publikationsanfragen, nach ein paar Jahren ergibt sich daraus oft ein Sammelband. Da die Geschichten nicht auf Vorrat, sondern aus Notwendigkeit geschrieben sind, erzählen sie meist ein Stück Gesellschaftskritik mit, ehe die Shortstory als Kern einer Fiktion zum Zuge kommt. Und selbst dieser Kern ist meist von einer Rahmenhandlung gehalten, die oft das Wesen der Erzählung ausmacht.

Im Text „Aushang für die Gemeinschaft: Beispiel für Redundanz“ (49) wird daran erinnert, dass es sich beim ausgehängten Text um eine Erinnerung handelt. Dabei ist der Sinn des Treffens belanglos, wichtig ist die Zusammenkunft selbst, auf die hartnäckig hingewiesen wird.

Ein ähnlicher Fall von Verknüpfung von Content und Containment ist der Streit zweier Bürgermeister (200) um die richtige Deutung des Begriffes „unrelevant“. Zwei Bürgermeister ist einer zu viel, wenn es um die Deutung der Botschaft geht!

Missverständnisse, Hörfehler, falsche Anwendung von Termini, aber auch gutgemeinte Verdunkelung von Eindeutigkeit sind ständige Begleiter in Situationen, in denen plötzlich ein Konflikt um die richtige „Deutung der Bedeutung“ ausbricht. Katze und Hund greifen als Schoß- und Haustiere ihre Situation auf und stellen sie unter den Begriff „Duldung“ (8). Sie haben diesen Begriff einmal zwanglos fallen hören und merken mit Erstaunen, dass der Status mancher Menschen oft jenen von Haustieren ähnelt. „Duldung“ ist als Grundhaltung für ein Leben im Kleinhaushalt notwendig.

Dem Firmament sagt man nach, dass man es nie in Gegenwart sehen kann, weil das Licht dafür zu lange braucht. Einer ähnlichen „Rotverschiebung“ unterliegen Nachrichten, wenn sie erst nach Jahren an die Öffentlichkeit gelangen, indem sie aus einem Archiv gehoben werden. In der Erzählung von Braut und Bräutigam (13) überfährt die Frau ihren frisch angetrauten Mann. Dieser Sachverhalt ist noch nichts Ungewöhnliches, er wird erst zu einer Shortstory, indem die erzählende Person von der langen Zeit spricht, die zwischen damals und jetzt vergangen ist. Der Plot besteht aus einem Zeitfilter, der zwischen damals und der Wahrnehmung jetzt als Erzählelement eingebaut ist.

Ähnliches passiert auch beim Betrachten von Fotos. Da ist von einem „Augenblick vor langer Zeit“ die Rede, der erzählt wird, als wäre er auf einem Foto festgehalten.

An anderer Stelle ist die Bewerbung für einen Job zu einem Flash von Konnotation verdichtet, alles hängt von der Wertigkeit einer Aktentasche ab, in der die Unterlagen stecken. Gelingt es der Aktentasche, Kompetenz auszustrahlen, sodass es zu einer Anstellung der Tascheninhaberin kommt?

Viele Erzählstrategien handeln vom Ums-Eck-Denken, wenn plötzlich neue Verbindungen unter den Ereignissen hergestellt werden. In einer Serie über Berühmtheiten und ihre Beziehungen stellt sich heraus, dass zwischen der Autorin und der Tochter von Karl Marx durchaus historischen Verknüpfungen herzustellen sind, beide sind nämlich Übersetzerinnen.

Regelmäßig sind kleine Ein- und Zweizeiler eingestreut, die sich durchaus aphoristisch geben.

„Angst vor dem Älterwerden // Mit achtundzwanzig / sehnt sie sich danach, noch einmal fünfundzwanzig zu sein.“ (25)

„Wie traurig? // Wie traurig bin ich wirklich? / Nur eines meiner Augen weint.“ (157)

Diesen Shortest Shortstorsys stehen ein Dutzend voluminöse Erzählkonstrukte gegenüber, die beinahe im Sinn eines Handbuchs einen vorgegebenen Sachverhalt erläutern.

Die „Menschen in meinem Traum“ (239) lassen die Helden der Nacht bei Tageslicht auftreten, „unser Netzwerk“ (72) erstellt ein Inventar nützlicher Personen, die man sich im Laufe eines Lebens warmhalten möchte, genannt sind Steuerberater, Notar, Therapeut und andere nützliche Dienstleister, „Sorry für die Störung“ (125) erstellt einen Katalog von Mustersituationen, in denen man sich am besten mit einer Entschuldigung einführt.

Die Titelgebende Erzählung „unsere Fremden“ (99) ist als klassische Shortstory aufgebaut. Am Lande leben die Menschen wie unter Fremden. Die Häuser stehen als verlassene Burgen in der Landschaft herum, die Fenster glotzen aus sich heraus ins Leere, Bewegungen werden als Störungen wahrgenommen, und wer mit den Nachbarn zu tun hat, versucht vor allem, Streit aus dem Weg zu gehen.

Im ähnlichen Duktus ist vom un-idyllischen Landleben die Rede, wenn vor den Häusern rostige Autos stehen, die man sich selbst überlässt wie die Beziehungen zu den Nachbarn.

Im sogenannten Winterbrief an die Kids schreibt eine Erzählerin in der kalten Jahreszeit zusammen, was sich so in den letzten Monaten am Land ereignet hat. Mit einem einzigen Brief lässt sich meist das ganze Jahr hinkriegen, zumal wenn die Schlussfloskel eingehalten wird; „Alles Liebe an euch beide, auch von eurem Dad, Mutter“ (223)

Shortstorsys machen sich ihren Erzählstandpunkt meist selbst, indem sie eine Sache, eine Person oder eine Stimmung in den Mittelpunkt stellen. Manchmal kommt dieses erzählende Zentrum nahe an eine autobiographische Beschreibung heran.

Im „Nachmittag einer Übersetzerin“ (42) tritt die Heldin auf dem Weg zu einer neuen Übersetzungsaufgabe in einen Hundehaufen, der den forschen Auftritt ziemlich abfedert. Als der Auftrag trotz des Malheurs zustandekommt, beruhigt sich die Übersetzerin mit shoppen, indem sie das Kaufhaus durchwühlt wie eine Vokabeldatei.

Eine Petitesse verweist schließlich auf die Tatsache, dass Lydia Davis als Siebenjährige in Graz zur Schule gegangen ist und Deutsch gelernt hat. In der Sequenz „Mein Deutsch verbessern“ (237) bemüht sich die Heldin ein Leben lang, die Sprache zu verfeinern. Aber es bleibt zu befürchten, dass dieser Wunsch zusammen mit dem Hirn abstirbt und darin verfestigt begraben wird.

Lydia Davis: *Unsere Fremden. Stories. A. d. Amerikan. von Jan Wilm.* [Orig.: *Our Strangers*, Bookshop Editions 2023.]

Graz: Droschl 2024. 305 Seiten. EUR 26,-. ISBN 978-3-99059-165-9.

Lydia Davis, geb. 1947 in Northampton / Massachusetts, lebt im Bundesstaat New York.

Helmuth Schönauer 20/10/24

GEGENWARTSLITERATUR 3390

Der Sterbinator – Ein Stehkalender

Mit zunehmendem Alter wird der Schreibtisch der Boomer und Beamten immer aufgeräumter. Letztlich bleibt nur ein Stehkalender übrig, der zu Ende geblättert ist.

Das Kunstprojekt „Sterbinator“ ist so ein kunstvoller Nachdenkimpuls, der das Memento mori als ein sinnliches Vergnügen angeht.

In der Literatur gelten für gewöhnlich drei Kanäle als zielführend, mit dem Tod irgendwie klarzukommen, ohne gleich in eine Depression zu verfallen.

a) Folklore; dabei werden fröhliche Brauchtümer in den Vordergrund gestellt, die den Tod als Partner oder Kumpel in das eigene Abfeiern miteinbeziehen. Ob als Festival für Touristen choreografiert, oder als sogenannter Landkrimi positioniert, in einem Rausch an bewährten Bildern und Plots wird dem Tod der Schrecken genommen.

b) Wiener Melange mit Grotteske; die Wiener Subkultur an Sterbeliedern und Begräbnis-Sketches gilt spätestens seit den Darbietungen der Wiener Gruppe als raffinierter Schmääh, den Tod als makabren Kumpanen für den ewigen Heurigen zu gewinnen.

c) Sterbe-Gstanzeln; in weisen Sprüchen wird die Absurdität allzu frechen Treibens zu Lebzeiten mit der Ewigkeit in Verbindung gebracht. Im alpinen Raum sind vor allem die Marterl-Sprüche über verunglücktes Bergsteigen ein literarischer Versuch, dem Unsagbaren zumindest eine Weisheit unterzujubeln. (Hinaufgestiegen, heruntergefallen, das war es.)

In dieser Aufzählung sind bewusst die „seriösen“ Essays, Meditationen und philosophischen Überlegungen zum Tod ausgespart, denn es ist von vornherein dem Anlass geschuldet, wie man sich mit dem Sterben auseinandersetzt. Wer beispielsweise vor der Entscheidung steht, ob er sich Sterbehilfe organisieren muss, dem wird eine komödiantische Annäherung ans Sterben keine Hilfe sein.

Dennoch sollte man die Kraft, die im Projekt „Sterbinator“ versteckt ist, nicht verstreichen lassen, ohne wenigstens ein paar Versuche zu starten, einen persönlichen Slogan für das Sterben zu kreieren.

Der Sterbinator funktioniert nach der Methode von Spiel-Walzen beim Glücksspiel. Die Laufräder mit Symbolen werden angehalten, auf dem Kalender kommen drei Begriffe nebeneinander zu liegen und bilden einen unverwechselbaren Satz.

Die Begriffstöpfe beim Stehkalender sind:

a) Person oder Institution, die Ärger verspricht

b) Aktion, die tödlich enden kann

c) Wirkung, die als Befreiung gedeutet werden kann

In guter Vodoo-Manier, wo man mit Hilfe von Nadelstichen in eine Puppe einer entfernten Person Verwünschungen und Schmerzen zufügen kann, lassen sich durch Bildung von „Beschwörungsformeln“ einer unguuten Person Todesarten andichten, die letztlich die verfahrenere Situation in Gelächter auflösen.

Als Abendprogramm sind diese Humor-Schübe bestens geeignet, von der Bühne herab „Den Tod“ dem Publikum als fröhlichen Gesellen schmackhaft zu machen.

Jenseits des Publikums lassen sich diese wundersamen Sätze auch am Schreibtisch formulieren, womöglich mit der Absicht, dass daraus ein Tagesprogramm wird.

„Der Papst / wird beim nächsten Gewitter von 13 Blitzen getroffen / das stinkt doch zum Himmel.“ - „Die Mücke im Schlafzimmer / kann nur mit einem Holzpflock getötet werden / und das ist auch gut so.“

Diese intimen Gedankengänge lassen sich durchaus auffrisieren zu politischen Gedankenspielen und Thesen.

„Die AfD / muss auf der eigenen Beerdigung laut pupsen / aber die FDP ist natürlich dagegen.“

Die Anwendungsmöglichkeiten dieses „Sterbinators“ sind genauso groß wie die Wahrscheinlichkeit, damit gute Sätze zu bilden. Am Umschlag ist von 100.000 Möglichkeiten zum Selbermachen die Rede, wobei es auf der Hand liegt, dass der Tod eintritt, wenn man sich über die absurden Gedankengänge totlacht.

Der Sterbinator ist eine „analoge App“, die in nahezu allen Lebenslagen hilfreich ist.

Besonders darauf angewiesen sind wahrscheinlich die eingangs erwähnten Boomer und Beamten, die sich am Lebensende noch schnell einen Lebenssinn aus drei Komponenten zusammenstecken müssen.

Und natürlich sind auch Krimiautoren dem Sterbinator unendlich dankbar. Mit seiner Hilfe lässt sich im Nu ein Krimi zusammenbasteln, mit echtem Tod und kluger Moral.

Beispiel für einen Landkrimi: „Der Dorfnazi / wird beim Versteckenspielen in der Kühltruhe übersehen / aber keine Sorge, das ist alles von der Kunstfreiheit gedeckt.“

Der Tod: Der Sterbinator. Über 100.000 Tode zum Selbermachen.

Berlin: Satyr 2024. 50 Seiten. EUR 18,50. ISBN 978-3-910775-24-4.

Der Tod tourt seit 2011 mit seiner Imagekampagne durch den deutschsprachigen Raum.

Helmuth Schönauer 28/10/24

GEGENWARTSLITERATUR 3392

O du mein Österreich

Wo gibt es die schönste Nationalhymne der Welt? – In Spanien. Dort hat die Hymne keinen Text und wird umso inniger gesummt.

Unter dem typisch süßlichen Titel „O du mein Österreich“ gehen ein Übersetzer, ein Germanist und ein Urheberrechtsspezialist (Janacs / Laher / Ruiss) der Frage nach, wie zeitgemäß die Bundeshymne und die einzelnen Landeshymnen noch sind. Bei dieser Gelegenheit kommt auch das „Politisch Unbewusste“ an die Oberfläche der Analysen, denn jede Hymne trägt eine geheime Botschaft in sich, die beim Absingen gerne verschluckt wird.

Im Vorspann wird auf den besonderen Charakter der Hymne hingewiesen. Im Griechischen ist ein besonderes „Tongefüge“ gemeint, das erhabene Stimmung evoziert. Bei der Bildung der Nationalstaaten ist es daher sinnvoll, mit Hymnen zu arbeiten, die ein besonderes Gefühl der Identität erzeugen sollen.

Selbst bei der Wiedervereinigung Deutschlands spielt die Hymne eine entscheidende Rolle, die DDR-Hymne ist zwar die bessere, aber es gilt, die Unterwerfung zu zeigen, weshalb die BRD-Hymne beibehalten wird.

In Österreich wären wohl heute noch alle schläfrig zufrieden mit dem Paula Preradovic Song vom Land der Berge, zumal ab einer gewissen Getragenheit der Melodie der Text daraus herausfällt und sich in Nichts auflöst. In einem Anfall von Gender-Wahn müssen freilich 2012 die Töchter in die Hymne, was zu ziemlichen Verwerfungen mit dem Kulturverständnis und dem Urheberrecht führt. Kann der Staat in Kunstwerke eingreifen und sie zum Gendern zwingen? – Er kann, weil es sich bei der Hymne um einen Gebrauchstext handelt, der eigenen Spielregeln unterliegt.

Eine besondere Spielregeln heißt Hymnenschutz, wie im Anhang erklärt wird. Als man in Österreich 1962 ein Bodenseeschiff statt auf Vorarlberg auf Karl Renner taufen will, kommt es zur sogenannten Fußachaffäre. Im Nachgang dieses Namensstreites werden allerhand Paragraphen im Staatsschutz geändert, unter anderem werden diverse Symbole und Hymnen unter besonderen Schutz gestellt. Rein rechtlich gesehen ist es seither ein besonderes Vergehen, die Hymne zu kränken.

In der Folge werden die Texte der Landeshymnen und ihre Besonderheiten vorgestellt. Süffisant könnte man sagen: Jede Landeshymne hat zeitgeschichtlichen Dreck am Stecken. Einmal kommen Fügungen aus dem Ständestaat durch, dann drängt sich ein Vaterland mit falschem Geschlecht in den Vordergrund, ein gelungener Abwehrkampf bietet die Matrix für eine Lobeshymne, an anderer Stelle bietet ein ehemals großes Landesgebiet Aussicht auf eine großwahnsinnige Politik.

Einzig die Tiroler sind schlau, obwohl sie ihre Hymne unter einen besonderen Schutz gestellt haben, der im Extremfall die gesamte Bevölkerung vor den Kadi stellen müsste, wenn diese zu singen beginnt.

Die gebürtige Salzburgerin Brigitte Scott bringt für ihre Analyse „Hoch die Niederlage! - Personenkult als Hymne“ (105) genügend Frohsinn und Frivolität mit, die Tiroler Landeshymne als das zu bezeichnen, was sie ist. „Zu Mantua in Banden“ erweist sich bei historischer Analyse als romantisierendes Adelsprodukt. Vor allem Schottische Clan-Ideologen greifen Andreas Hofer und dem Abwehrkampf der Tiroler erinnerungstüchtig unter die Arme. Während sie Hofer feiern, meinen sie natürlich ihre schottische Vergangenheit, in der sie mehrmals unter die englischen Räder gekommen sind.

Als die Hofer-Hymne 1948 zur offiziellen Landeshymne erklärt wird, ist das ein genialer Akt, aus der Gegenwart und ihren Verquickungen auszusteigen und in einem Mythos zu versinken. Schon damals kann man nichts falsch machen, wenn man von einer längst vergangenen Zeit zu singen beginnt, die sich als unübersichtliches Deckenfresko über einen wölbt. Den Text der Hymne schreibt 1831 ein Vogtländer, die Melodie 1844 der Klosterneuburger Kneblberger. Der Sound der Hofer-Hymne ist übrigens so überzeugend, dass zu dieser Melodie immer wieder allerlei Kampftexte und elegische Empfindungen daraufgesetzt werden.

Auch für die Tiroler Hymne gilt: Wenn Wissenschaftler anfangen, daran herumzuforschen, ist alles kaputt. Hymnen sind nämlich keine logischen Gebilde, sondern fiktionale Gebilde ohne Zeitgeist. Zwar kann man aus ihnen jede Menge Geschichte ablesen, aber wenn man sie zu reparieren anfängt, werden sie wertlos.

So sind die Genderei 2012 um die Bundeshymne und der Paragraph gegen Falsch-Singen der Tiroler Landeshymne 2004 definitive Fehler, die aber beide Hymnen ihren kleingeistigen Schützern gerne verzeihen.

Christoph Janacs / Ludwig Laher / Gerhard Ruiss: O du mein Österreich. (K)eine Lobeshymne. Über die Frage, wer hinter den österreichischen Hymnen steht.

Salzburg: Anton Pustet Verlag 2024. 152 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-7025-1141-8.

Christoph Janacs, geb. 1955 in Linz, lebt in Niederalmburg/Salzburg.

Ludwig Laher, geb. 1955 in Linz, lebt in St. Pantaleon/OÖ und Wien.

Gerhard Ruiss, geb. 1951 in Ziersdorf, lebt in Wien.

Brigitte Scott, geb. 1954 in Salzburg, lebt in Inzing.

Helmuth Schönauer 04/11/24

GEGENWARTSLITERATUR 3391

Die Heimsuchung

Wer im literarischen Kosmos des Friedrich Hahn Heldin oder Held sein will, muss sich die Qualität eines Sandkorns im Stundenglas zulegen.

Der mehrdeutige Begriff „Heimsuchung“ stellt sich im höheren Alter oft in den Weg einer glatten Biographie. Einerseits ist darunter eine soziale Einrichtung zu verstehen, worin Pflege und Obsorge als kleines Paradies angeboten werden, andererseits lässt sich eine amorphe Lebenssituation durchaus als pure Bedrohung deuten. „Ist die Suche nach dem Heim abgeschlossen, beginnt die Heimsuchung.“

Im Mittelpunkt des Romans steht der einundsiebzigjährige Siegi, der im Heim an der Uferstraße untergekommen ist. In seiner aktiven Zeit hat er als Tierpfleger in Schönbrunn gearbeitet, aber das frühere Leben spielt ab nun keine Rolle mehr, hier wird jeder an seinem Handicap gemessen, das er zu bewältigen hat. Siegi hat einen

„welken“ Fuß und geht am Stock, zur Einführung in die neue Lebenssituation leiht er sich einen Rollator aus und umrundet die neue Wohnstatt.

Nach dieser Einübungsrunde in die Pflegewelt wird er mit den künftigen Kommilitonen vertraut gemacht. Alle haben ihre Vergangenheit abgelegt und widmen sich ausschließlich der Gegenwart. Therapie, Spiel, Politisieren, Witze erzählen – die Tage bestehen aus Struktur.

Abwechslung bieten Verdauungsstörungen, wenn alle am fetten Schweinsbraten leiden, und Kinderbesuche, wenn zwischen den Fragen der Alten und den Antworten der Kinder kein Unterschied besteht. Ab und zu schlagen persönliche Empfehlungen auf, wonach man beispielsweise immer mit der Fernbedienung schlafen gehen soll, denn das Programm am Stück wäre unerträglich.

Weitere Erkenntnisse und Faustregeln:

- Wer keine Erwartungen hat, hat auch keine Sorgen. (76)
- Hier hat die Zeit kein Alter. (111)
- Irgendwas ist immer. (187)

Der Roman spielt nur oberflächlich mit diesen reifen Alltagssätzen des Alterns, in seiner Struktur ist er wie ein Essay aufgebaut. Eintragungen wie in einem Tagebuch können als Überschriften gelesen werden oder als Lesezeichen für die unterbrochene Lektüre.

Diese Kurzkommentare im Sinne einer Gliederung brechen die Erzählform auf und mischen die beteiligten Stimmen neu. Was wie eine Ich-Erzählung des Siegi ausschaut, entpuppt sich als Teil einer Studie über das Pflegeheim. Als erzählerische Gegenspielerin zum agierenden Siegi fungiert Desiree, eine 27-jährige Studentin, die als eingebettete Journalistin an einem Buch arbeitet und somit gratis im Heim unter den Alten wohnen darf. Was sie verfasst, ist freilich genauso fragil wie es die Erzählungen der Heimbewohner sind. Das Beschriebene scheint jedenfalls authentisch zu sein, denn als Siegi einmal ein paar Seiten des Geschehens lesen darf, schläft er dabei ein.

Neben Innensicht und journalistischem Kommentar tut sich schließlich noch eine dritte Ebene auf: die Welt der Bibliothek und ihrer darin aufgestellten Literatur.

Wer ist der ideale Heimbewohner? - Heimito von Doderer, denn er trägt das Heim schon im Namen.

Am Tag der offenen Tür lernt Siegi eine gewisse Otilie kennen, und prompt entsteht eine zuerst zaghafte, dann mit schwärmerischen Sätzen ausgestattet Liebe. Die amourösen Schübe sind so stark, dass der Befallene nicht mehr unterscheiden kann, was er sich erträumt, was er sich wünscht, und was er gerade in einem Buch gelesen hat. Die Realität holt das verträumte und heftig vermailte Paar wieder ein, als Otilie zumindest zeitweise zu ihrer Tochter nach Kanada ziehen wird.

An dieser Stelle würde ein üblicher Roman über Heimsuchung enden. Bei Friedrich Hahn freilich geht es jetzt erst los. „Angebliches. Abseitiges. Und alles andere. Varianten zu einem Ende der Heimsuchung.“ (192) Unter diesen Schlüsselwörtern wird überlegt, wie wirklich die Literatur sein kann. Lässt sich die Heimsuchung als Pflegefall einfach bewältigen, indem man alles zu Literatur erklärt? Und wenn draußen vor dem Heim die Welt ohnehin in einem sozialen Lockdown versinkt, braucht es dann noch das Haptische, wenn man den Lebnsinn ohnehin virtuell aufsuchen muss?

Jeder Mensch ist eine Geschichte, heißt es folgerichtig, und ein Roman ist das Bündel an Geschichten, das durch die Seiten getragen wird. Der lodernen Emotionen zwischen Siegi und Otilie werden wie in einem Sitzkreis von verschiedenen Personen flammfest gemacht. Ein Bekannter aus Kanada reflektiert, wie Otilie dort plötzlich von ihrer Liebenschaft zu Haus schwärmt. Der Freund von Desiree berichtet, wie sich die Autorin durch das Buch plötzlich verändert hat. Ein Schriftsteller, der hauptsächlich als Juror arbeitet, stellt erste Mutmaßungen über die Glaubwürdigkeit der „Heimsuchung“ an.

Der Schluss ist eindeutig: „Schließlich: Man hat ja auch Körper.“ (284) Ob Liebe oder Schmerz, es ist der Körper, der die Heimsuchung aushalten muss.

Friedrich Hahn setzt mit diesem sozialen Planquadrat Heimsuchung seinen unerschöpflichen Zyklus an „einfachen Existenzen“ fort. Die Helden werkeln dabei auf kleiner Lebensfläche, fast alles geschieht indoor und der Fernseher wird zum Ausguck in die Welt. Die Figuren sind tatsächlich diese vom Leben abgeschliffenen Körner, die in einer Welt-Sanduhr stecken.

In den siebziger Jahren hat der erzählende Realismus in Österreich Furore gemacht mit Büchern wie Herrenjahre, Die Klosterschule oder Schöne Tage. (Wolfgruber, Frischmuth, Innerhofer). Friedrich Hahn scheint diesem Realismus mit seinem Personal aus der gesellschaftlichen Peripherie den Tupfen an Altersreife draufzusetzen.

Friedrich Hahn: Die Heimsuchung. Roman.

Erfurt: kul-ja! publishing 2024. 288 Seiten. EUR 17,50. ISBN 978-3-949260-33-9.

Friedrich Hahn, geb. 1952 in Merkengersch / NÖ, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 06/11/24

Morphopoetische Rhapsodie

Auch für Bücher gilt: das Unerwartete macht oft die größte Freude.

Janus Zeitstein stiftet mit seiner „Morphopoetische Rhapsodie“ einen Moment lang Verwirrung, um dann die Leser mit beinahe magnetischem Glücksversprechen ins Buchinnere zu ziehen.

Dabei dient der Titel als Programm: a) Rhapsodie als Genre für Bruchstückhaftes oder aus losen Teilen

Zusammengeflicktes, b) morphopoetisch als freie Erscheinungsform der Poesie.

Zusammengesetzt ergibt sich ein positiv geladener Begriff, der ähnlich einem Medikament schon durch das laute Ablesen seines Markennamens einen Heilungsprozess in Gang setzt.

Die angestrebte Rätselhaftigkeit des angepeilten Inhalts erprobt Janus Zeitstein an der eigenen Biographie. „In die Mitte der 50er Jahre geboren in Solbad Hall, bei der Geburt verwechselt, jedoch von Müttern umgehend zurückgefordert. Humanisiert und romantisch verseucht durch Kennedyaner in der Sillgasse und vom Föhn.“ (111)

Diese Art des Biographierens fußt einerseits auf Genauigkeit, das heutige Hall in Tirol heißt damals wirklich Solbad Hall, andererseits auf Schemenhaftigkeit. Unter den Kennedyanern sind die Mitglieder des Kennedyhauses in Innsbruck gemeint, der Föhn war in den 1980er Jahren eine Essay-Zeitschrift mit dem „Volk“ als Redaktion. Die Pointe mit der Geburtsvertauschung nützt ein Hauptelement des Schelmenromans, worin meist der Höhepunkt des Heldenlebens in der Geburt besteht.

Nach dieser Entschlüsselungsmethode lassen sich jene Texte lesen, die anhand eines Plots konfiguriert sind.

In der lyrischen Erzählung „Neunstetten“ (15) fällt unter seltsamen Lichtverhältnissen das erste Wort eines Kindes, das mit einem Urlaut das Gelände in Besitz nimmt und durch bloße Anwesenheit eine Geschichte mit sich selbst erfindet. Die Himmelserscheinungen der Gstättn ziehen mit dem Kind weiter und behausen später das Kinderzimmer, das in einem seltsamen Feuerschein flackert. Pumpen, Generatoren, Maschinen werkeln am Nachjustieren der Landschaft, die allmählich mit den Lichtschwellen des Mondes übers Kreuz kommt. In einem Anfall grotesker Romantik verformen sich Bäume zu Figuren für ein spätes Gespensterspiel.

Eine ähnlich Erzählweise sprengt einen Krawall-Spot aus Kärnten, wie er beiläufig im Chronik-Teil der lokalen Medien vorkommt. „Jäger Jodler Karawanken“ (26) liest sich als touristische Parole genau so flüssig wie als Polizeibericht über ein Verbrechen vor Ort.

Unter dem „Vollmond“ (33) breitet ein lyrisches Ich schließlich seine Lüste und Wünsche aus, um damit die Nacht in Aufruhr zu versetzen.

Als zweite Rhapsodie-Komponente mausern sich neben der Kategorie „über-romantisierte Grotteske“ eingedampfte Silbengedichte zu Schaltplänen für ein nicht enden wollendes Sudoku heraus. Diese Rätsel sind manchmal mit bloßen Zahlen überschrieben, manchmal mit Wunschkennzeichen für geheimnisvolle Initialen-Betreiber.

Das dritte prägende Element dieses morphopoetischen Konstrukts sind schließlich die Zeichnungen, die vor allem durch die scharfen Konturen in die Fläche treten und wie Buchstaben auf einer Lesefläche wirken. Dabei entsteht der seltsame Effekt, dass die Umrisse durch Überschärfe zu einem amorphen Fleck mutieren.

In einer Art Gebrauchsanweisung spricht der Autor davon, dass die Texte „ein Myzel spinnen, wo da oder dort dann ein genießbarer Pilz aufpoppt, vielleicht auch einmal ein giftiger oder unansehnlicher oder gar ein magic mushroom.“

Dieses Text-Myzel frisst sich einerseits in eine Gegend hinein, in der purer Larifari herrscht. Dabei sind dadaistische Klänge zu hören, kindliche Lautmalereien oder versponnene Seufzer-Notizen neben einer Arbeit. So wird etwa das Herausholen eines Popels aus dem Nasenloch als aufregende Schatzsuche beschrieben.

Auf der anderen Seite stößt das Gedankengewühle in Gegenden der psychischen Diagnose vor, wenn etwa die Spätfolgen einer ungefragten religiösen Interaktion skizziert werden, wonach durch Taufe der Täufling zum Sklaven wird.

Die Beschäftigung mit theoretischem Sex (78) ist freilich keinesfalls staubtrocken, sondern artet in schleimig fruchtbare Überlegungen aus.

Als literarisches Gegenspiel zur „artifizialen Biographie“ lässt sich ein Auftritt am Heldenplatz lesen, der mit der Parkplatzsuche beginnt und mit einem Nichtigkeitsgefühl endet, wonach das Individuum am Heldenplatz aufgeschmissen ist, wenn es nicht oben am Heldenbalkon steht.

Für Lese-Hektiker, die das Buch in Sekundenschnelle rezipieren wollen, hat Janus Zeitstein das rhapsodische Projekt in einer Präambel zusammengefasst. „Monster schlafen / Hinter Wörtern / Linde Würmer / Unvollkommene Begriffe / Flüchtige Ahnungen einer Idee / Das frische Blut eines geschlachteten Apfels.“ (5)

Janus Zeitstein: Morphopoetische Rhapsodie.

Innsbruck: Tiroler Autorinnen und Autoren Kooperative TAK 2024. 114 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-900888-87-9.

Janus Zeitstein, geb. 1955 in Hall in Tirol, lebt in Wien.

Helmut Schönauer 10/11/24

chronologisch

Andreas Niedermann: Das Buch Maloch.

Ludwig Roman Fleischer: Unbewegliches Fest. Weihnachten alt und neu. Erzählungen.

Martin Maier: Geht auch anders.

Rudolf Lasselsberger: Junihitze. Die gelbe Linie Teil 2. Roman.

Gerhard Ruiss / Reinhold Ruiss: Jagandwaunn amoi. 12 Wiener Dialektlieder.

Florian Neuner: Die endgültige Totalverramsung. Ungekürzte Ausgabe.

Karl Iro Goldblat: In die Irre. Erzählung.

Bernd Marin: LebensZeiten. Man lebt nicht einmal ein Mal

Kurt Leutgeb: Berlin & Paris. Novelle.

Hannes Vyoral: frühstück wie immer – alltagsgedichte.

GEGENWARTSLITERATUR 3394

Das Buch Maloch

Andreas Niedermann arbeitet sich mit seinem Erzählband „Das Buch Maloch“ an allem ab, was direkt oder indirekt mit Arbeit zu tun hat. Mit diesem Unterfangen gleicht er dem großen soziologischen Projekt „Geschichte und Eigensinn“, worin Alexander Kluge und Oskar Negt 1981 eine ganze Generation von Arbeitern und Denkern in Atem gehalten haben.

Das Buch Maloch geht als Erzählungssammlung von einer Idealbiographie aus, worin ein paradigmatischer Ich-Erzähler so alles durchlebt, was sich durch ständigen Berufswechsel, durch Abgrasen prekärer Arbeitsfelder und durch Vermeidungsstrategien von Arbeit erleben lässt. Dieser chronologisch erzählende Arbeitende durchlebt quasi in 32 Stationen das in Anwendung, was im fetten „Geschichte und Eigensinn“ auf über tausend Seiten gezeichnet und geschrieben steht.

Dabei wird die Haupteckentnis klug zu einem Sprichwort geschrumpft: „Der Sinn der Arbeit liegt in der Vermeidung.“ (156)

Die Abenteuer des Erzählers weisen Elemente eines Schelmenromans auf, wenn der Held besonders pffiffig zu einer Arbeit gekommen ist oder dieser gerade noch auskommen kann. Es kommen düstere psychische Dellen zum Vorschein, wenn sich die Arbeit wie ein bleiernen Ring auf die Seele legt. Aber es spült auch sozialistische Romantik in die Speichen des Getriebes, wenn sich das Arbeitswerk rund um den Werk tätigen ordentlich dreht. Eingerahmt ist die Arbeit von zwei Schlüsselszenen. Zu Beginn erhebt sich beim Mähen einer Steilwiese die Frage, ob das Zuarbeiten zum Bienenvolk noch Arbeit ist. Immerhin geht der Tag müde und erfüllt in ein Glas Wein über. – Und im Kontrast dazu ist das Ende düster, indem sich aus dem Begriff „Burnout“ so etwas wie ein Heizer von Kafkaeskem Ausmaß entwickelt, der das Höllenfeuer in Gang hält.

Dazwischen blitzt die Arbeit der Mutter zu Hause auf, wenn das Kind ihren Verrichtungen zusieht voller Magie. Später arbeitet das Kind mit, ohne etwas vom Unwort Kinderarbeit zu ahnen.

Der altkluge Pubertierende wird mit dem Genie-Begriff Arthur Rimbauds vertraut gemacht und beschließt, das Handwerk generell zu verachten, obwohl er in den Ferien als Handlanger diesem Handwerk zuarbeitet, aber immerhin als Genie getarnt.

Ein Stall zeigt sich als Urform des Förderbands, wenn die Tiere bei „laufendem Verdauungsbetrieb“ vorne gefüttert und hinten gereinigt werden müssen.

Die erste Stechuhr des Arbeiters empfindet dieser meist als Tattoo, das ihn als Mitglied einer bestimmten malochenden Gang erkennbar macht.

„Ein Schweizer geht nicht stempeln.“ – Auch so ein Satz, der sich im Alltag nicht bewährt. Der Held erlebt am Arbeitsamt geradezu klassische Demütigungen.

Wer ständig auf der Suche nach Arbeit ist, findet zwischendurch Raritäten für seine Biographie. In der Büchermenschstory (60) geht es darum, die edlen Bücher des Suhrkamp-Verlags am Land auszuliefern.

Heikle Arbeitsverhältnisse müssen fallweise durch ein Gericht geklärt werden. Das Wort Arbeitsprozess erfährt einen neuen Sinn. Der Held hat dabei doppeltes Glück. Zum einen weiß er nicht, wie er zu diesem Prozess gekommen ist. Zum anderen gewinnt er und erlebt einen Prozessgegner am Rande seiner Selbstkontrolle.

Selbst das Aufblättern der Familiengeschichte endet immer bei einer bestimmten Form von Arbeit, oft weiß man von den Vorfahren nichts außer ihrem Beruf.

Allmählich kristallisiert sich heraus, dass unter Arbeit eine besondere Form der Haltung gemeint sein könnte. Das hebräische Wort Maloch für Arbeit lässt auch jene Deutung offen, wonach die Arbeit überhaupt unter einem religiösen Aspekt zu sehen sei. Die einzelnen Kapitel könnten dann wie Arbeiterlegenden gelesen werden. Und tatsächlich steckt in den Geschichten viel didaktisches Geschick, die oft ungemütliche Work-Life-Balance ironisch vorzutragen.

Andreas Niedermann: Das Buch Maloch.

Bern: Songdog 2024. 164 Seiten. EUR 20,-. ISBN 978-3-903349-28-5.

Andreas Niedermann, geb. 1956 in Basel, lebt in Wien und Wengen.

Helmuth Schönauer 15/11/24

GEGENWARTSLITERATUR 3393

Unbewegliches Fest

Was arbeitest du? - Ich arbeite jedes Jahr für Weihnachten.

Gemessen an diesem häufig geäußerten Kerndialog über Weihnachten arbeiten so gut wie alle Berufsgruppen an diesem „unbeweglichen Fest“, das als fixe Höhenkote für die Vermessung des Jahres gilt.

Ludwig Roman Fleischer hat aus seiner Schütte der Fiktionen, worin sich hunderte Geschichten über skurrile Menschen, Begebenheiten und Gedankengänge tummeln, fünfzehn „Weihnachtsgeschichten“ ausgewählt.

In der aktuellen Auslage werden drei Schwerpunkte kuratiert:

- a) Ideen und Spintisierereien über die Reproduktion
- b) Arbeiten für die Installation von Kommerz und Konsum und das Aufräumen der Spätfolgen
- c) Rollenbilder und ihre Implosion anlässlich des Festes

Die Geschichten haben zudem einen doppelten Boden, indem sie einerseits die offizielle Sprachregelung bedienen und andererseits in den geheimen Zwischenräumen des Erzählens heimtückische Realitäten bunkern. Oft entsteht eine historische Mehrdimensionalität, indem auf den Plot einer Bibelstelle die Ausschweifung einer Chronik aus der Gegenwart gelegt wird.

„Joseph im Advent“ (9) nennt sich die Einstimmungsgeschichte, worin sich ein Paar auf den Weg in die Einsicht macht, um in therapeutischen Sitzungen seine Beziehung zu vertiefen oder zu retten. In klassischen Sitzkreisen, Intensivritualen und Meditationsübungen kommt an vier Adventtagen so alles zum Vorschein, wofür eine Person an der Volkshochschule im Dauer-Abo vier Jahre braucht. Die einzelnen Sitzungen sind als Verschärfungen und Entflammungen des Adventkranzes gedacht. Spätestens nach der vierten Kerze kommt das Ungeheure ans Tageslicht. Miriam ist schwanger, ohne dass sie den dazu passenden Sex gehabt hätte. - Jetzt scheint die Beziehungsgeschichte erst richtig loszugehen.

In einem anderen Adventarrangement in schwarz-weiß treffen zwei sogenannte Rudis in der Einrichtung „Obdach“ aufeinander. Für eine Weile scheinen die Rollen vertauscht zu sein, der Erfolgreiche kratzt sein letztes Gefühl zusammen, um dem Obdachlosen eine gute Zeit zu ermöglichen. Der Obdachlose gerät irgendwie ins Staunen, dass die materielle Welt so kompliziert ist. Der Weihnachtstreff lässt die beiden über ihr bisheriges Leben rasonieren, das zwar mit unterschiedlichen Accessoires ausgestattet ist, aber der gleichen Lebensphilosophie huldigt: Es ist letztlich dem Zufall geschuldet, ob sich ein Lebensentwurf ausgeht. Am Weihnachtstag geht es dann wieder zurück ins angestammte Leben, der eine packt seine Sachen für die Straße, der andere die Schier für den Urlaub mit der Freundin. „2 x Advent“ (23) heißt die Geschichte, die sich knapp wie ein Sonderangebot gibt.

Unter „nachhaltige Weihnachten“ stellen sich eine Umweltaktivistin und ein Bauunternehmer etwas gänzlich verschiedenes vor. Die eine will eine Perspektive für die Zukunft, der andere ein zukunftstaugliches Kind. Als der Baumeister immer drängender wird, und notfalls ein Kind adoptieren will, lagert die Therapeutin ihr Interesse aus und beginnt eine gleichgeschlechtliche Beziehung mit Tamina. Die beiden starten das Projekt künstliche Befruchtung, greifen zum Glückstopf Samenspende und lösen, wer das Ei austrägt. Damit es gerecht zugeht, werden die Eier noch zusätzlich vertauscht. Die „Aktion Nachhaltigkeit“ läuft wie am Schnürchen und wird durch einen Kaiserschnitt beendet. Der Bub des Projektes entwickelt sich prächtig. Selbst die Aufklärung, wie er entstanden ist, bewältigt er hervorragend und macht daraus die erste Weisheit für sein Leben.

Verworrene Zeugungspläne spielen auch die Hauptrolle in „Nikolaushotline“ (50). Nikolaus schminkt sich für den Auftritt vor den Kindern, heuer ist auch eine gewisse Pia auf der Adressliste, mit ihr hat er einmal eine Beziehung gehabt, und das Kind ist jetzt wohl sieben Jahre alt und wird auf den Nikolo warten. Der Auftritt freilich läuft aus dem Ruder, Pia hat kein Kind, sie hat es abgetrieben, weil der Vater nichts getaugt hätte. Die besten Weihnachten werden der Beamtenschaft nachgesagt. Ihre Protagonisten dehnen das Fest nämlich auf das ganze Jahr aus, sodass ununterbrochen Weihnachten ist. Oberamtsrat Horn frisst sich zu diesem Zweck zu Weihnachten alles auf die Rippen, damit er anschließend seine „Aktivdiät im neuen Jahr“ (138) starten kann. Das

Jahresprogramm erweist sich als Rallye durch die Kalorien, bis zum Sommer zeigt die Leibeskurve nach unten, dann zieht sie wieder an, ehe zu Weihnachten der nächste Peak erreicht ist. Da ein Beamter auf spärliche Bewegung konditioniert ist, müssen Kleinigkeiten wie das Betreten eines Raumes, das Sitzen und Aufstehen für die Kalorientabelle herhalten.

Was immer die Menschen auch unternehmen, niemand entkommt Weihnachten, das sich felsenfest in den Jahreszeiten zeigt als unbewegliches Fest.

Ludwig Roman Fleischer: Unbewegliches Fest. Weihnachten alt und neu. Erzählungen.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 142 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-903125-93-3.

Ludwig Roman Fleischer, geb. 1952 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 18/11/24

TIROLER GEGENWARTSLITERATUR 2420

Geht auch anders

Die meisten Weisheiten zum Alltag sind so unauffällig formuliert, dass man sich zwar an sie hält, aber kaum als Literatur oder Lebenskunst wahrnimmt.

Martin Maier geht in seinem Alltags-Vademecum „Geht auch anders“ diesen scheinbar über-vernünftigen lapidaren Erkenntnissen mit einem grotesken Lebensbüchlein nach. Darin formuliert ein „Held ohne Eigenschaften“ in einer Art öffentlichem Selbstgespräch bemerkenswerte Einschätzungen zu jener Lage, in die ein Durchschnittsmensch täglich versetzt wird, sobald er nachzudenken anfängt.

Dieser in schrillum Grün gehaltene Band lässt sich als Teil einer kafkaesken Trilogie lesen und rundet die Bände „Oder so“ (2022) und „Engstelle“ (2023) zu einem beinahe magischen Bermuda-Dreieck imposanter Gedächtnis-Spitzen ab.

Der Faden durch das Erzählwerk an Miniaturen ist gekennzeichnet dadurch, dass er ständig abreißt. Ein Schlüsselement für das kaputte Orientierungsgefühl ist eine Beeinträchtigung des Gehwerkzeugs. Zuerst wird der Körper in seiner Mobilität eingebremst, stracks darauf beginnt auch der Geist, sich seltsam zu winden und durch jähes Dickicht zu arbeiten.

Als prägnante Metapher für diesen Zustand taucht das „Schuh aufblasen“ auf, eine Fügung, die vergebliche Kontaktaufnahme beschreibt, indem ein Symptom mit falsche Mitteln bekämpft wird.

„Wenn dein Knie nicht mehr mitspielt, suche dir eine neues oder höre auf zu spielen.“ (5)

Manche dieser Grotesken werden mit dem Maßnahmenkatalog der skurrilen Logik einer Lösung zugeführt, wie sie in der DADA-Bewegung üblich ist, oder in der asiatischen Kunst, Koans zu formulieren. Problem und Problemlösung haben scheinbar nichts miteinander zu tun, und wenn, unterliegen sie einer zufälligen Kausalität. Ein literarischer Physiker würde vielleicht von Quanten-Literatur sprechen, wenn literarische Operation und Ergebnis nichts miteinander zu tun haben.

In dieser Welt scheinbar jenseits der physikalischen Gesetze gibt es plötzlich eine Gebrauchsanweisung für Helden, die ungezügelt brennendem Badewasser ausgesetzt sind.

Literarisch lässt sich diese groteske Fokussierung auf die Welt mit der berühmten Ansprache Muhammad Alis vergleichen. „Ich habe dem Blitz Handschellen angelegt und den Donner eingekerkert. Ich bin so böse, dass ich Medizin krank mache.“ (Mohammad Ali, Rumble in the Jungle,)

Der Held im Alternativkosmos „Geht auch anders“ ist freilich mit Unbilden in Reichweite eines Boxers konfrontiert, die es zu bewältigen gilt. Manchmal gleicht die Gegenmaßnahme dem entgleisten Fuchteln eines Charlie Chaplins, wenn er die Tücke des Objekts zu überwinden versucht. Es gilt „einen Nagel in die Luft zu schlagen“. (17)

Längeren Sequenzen im Umfang einer Glosse liegt oft der prägnante Duktus einer angesprochenen Amtsperson zugrunde. In der Story vom „Kulturreferenten“ versagt dieser auf offener Bühne, weil er den eingehenden Förderansuchen prekärer Künstler nicht gewachsen ist. Als spontane Maßnahme bietet sich ein Ritual an:

„Kaugummi grillen.“ (45)

Beim ersten Lesedurchgang und Durchschütteln des Buches fallen aus lese-physikalischen Gründen naturgemäß die kurzen Stoßsätze auf und aus dem Text heraus.

- Wenn du dich selbst nicht riechen kannst, probier es bei jemand anderem. (65)

- Wer Äpfel stiehlt, sollte sich vor Birnen hüten. (67)

- Wenn dir alles zu viel wird, begnüge dich mit weniger. (69)

Diese Sprüche lassen sich soziologisch, schelmisch und süffisant lesen. Die Richtung gibt der Lesende vor, der Held stellt nur einen Entwurf zur Verfügung und überlässt es wie der Hofnarr der über die Meinung herrschenden Person, die Wahrheit auszuhalten oder nicht.

Nach dieser Lesart erschließt sich das freche Büchlein in Art von Märchen. Um jede Behauptung lässt sich nämlich ein entsprechendes vertrautes Märchenbild inszenieren.

Das Konvolut der Alternativen geistert mit der Sage von Rübezahl aus. Ein Betrunkener und ein Nüchterer diskutieren darüber, ob Rübezahl ein Mensch gewesen sei. Immerhin habe er sich auf den Beinen gehalten, meint der Betrunkene, während der Nüchterer schließlich weitergeht. Auch in dieser Story zeigt sich, wie wichtig das Gehwerkzeug für das Denken ist.

Martin Maiers „Geht auch anders“ ist auf jeden Fall ein Trost-Büchlein. Denn wie skeptisch man auch an die Episoden herangeht, die Sätze ziehen einen immer auf die sonnige Seite, wo jeden Tag das Seufzen in Schmunzeln übergeht.

Martin Maier: Geht auch anders.

St. Wolfgang: edition art science 2024. 107 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-903335-37-0.

Martin Maier, geb. 1962 in Schwaz, lebt in Innsbruck.

Helmuth Schönauer 19/11/24

GEGENWARTSLITERATUR 3396

Junihitze

Was geschieht mit all den Nachrichten, die ununterbrochen aus dem Netz, TV und aus Zeitungen fallen? – Sie kondensieren zu Junihitze, die über ein Kippfenster zwischen dumpfer Wohnung und dampfender Terrasse hin und her schwebt. Sie macht den Helden schlaflos und schwindlig.

Der Held in „Junihitze“ von Rudolf Lasselsberger ist so geschafft, dass er die meiste Zeit als Doppelspitze auftreten muss. In einem dialektischen Set ähnlich Wladimir und Estragon in Samuel Becketts *Warten auf Godot* treten Franz und sein Ich auf, indem sie jeweils sich selbst in einem bestärkenden Monolog seufzen, Abnormitäten und Störungen zuraunen.

In Zaum gehalten wird diese von Hitze geprägte Stimmung von der sogenannten „Gelben Linie“, einer Markierung, wie sie in U-Bahnstationen aufgemalt ist, um die Passagiere vor einfallenden Zügen im Sicherheitsabstand zu halten. Die Nachrichten könnte man als einfallende Züge lesen, welche die Konsumenten erschrecken und überfahren, wenn sie sich nicht hinter diese gelbe Linie retten.

„Junihitze“ ist ein komprimierter Text, der gerade durch Ausfransungen und Fadeouts besticht. Die Themen kommen meist über die Kanäle des ORF in die Rezeptions-Bude geschneit, in der der Held mit seinen Gedanken zu „überwintern“ versucht, wie das Durchtauchen bei Revolutionären heißt.

Der Held hat durch prekäre Arbeiten und körperliche Ausmergelung in einem Postzentrum seinen Körper kaputt gemacht und zum Überleben eine Art Sozialromantik entwickelt, wonach es sich in einer gerechten Welt erstrebenswert schön leben ließe, wenn nicht diese Ungerechtigkeit zwischen oben und unten wäre.

Die Junihitze spielt im Jahre 2021, manchmal wird ein konkretes Datum genannt, dann wieder gibt es Mini-Exzerpte zur Lage des Sommers, wie etwa dem Untersuchungsausschuss über Ibiza oder das bunte Chat-Treiben der türkischen Regierungsmitglieder. Oft werden Nachrichten heruntergeladen und vor die gelbe Linie des Helden gestellt, damit dieser diese Zumutung halbwegs übersteht. Denn Themen wie Milliardärsranking, ATX-News, Insider-Chats oder einfach das TV-Tagebuch zu einem bestimmten Tag sind eine kaum zu überstehende „Tschoch“.

Bewältigen lässt sich diese Flutung mit kaputten Nachrichten nur durch zynischen inneren Monolog, wenn sich die Identität in zwei Teile zerlegt und zu reimen beginnt. „Wo ist die Rettung, wo ist ein Gedicht. – Ein Reim rettet auch oft in Sekundenschnelle!“ (53)

Tatsächlich sind es literarische Reminiszenzen, die oft einen Tag erträglich machen. Im Bus erscheint dem Gequälten Friederike Mayröcker, an anderer Stelle treten zwei Karins als literarische Hilfe auf, einmal Karin Fleischanderl als Übersetzerin und dann Karin Ivancsics als Blumendiebin.

Als Nonplusultra der Hitze gilt schließlich der Film „Sonne Halt“ von Ferry Radax und Konrad Bayer, worin dieses Desaster um einen von poetischer Hitze gequälten Körper beschrieben ist. Der Held hat an diesem Tag die Massage verschlafen, obwohl sie überlebensnotwendig wäre für den geschundenen Körper.

Als die Massage später nachgeholt wird, fühlt sich Franz „rundumerneuert“ und kann sogar mitten im Lockdown seine Cousine treffen, die ihm beim Aufspüren seiner Verstörung auf die Sprünge hilft. – „Ich komm mit dem Ganzen meines Lebens nicht zurecht. All die Erinnerungen, die stückweise und als ganze Fläche, eine 3D Erscheinung, eine um sich rotierende Holodecksimulation, alles auf einmal und dann doch von Augenblick zu Augenblick.“ (62)

Hinter der gelben Linie entwickeln simple Mails eine eigene Aussagekraft. Ein Satz von Herta formt sich zu einem erlösenden Gedicht: „Gestern war ich schon eingeschlafen / heute Termine abgebügelt / über diesen Sommer kann ich nur den Kopf schütteln!“ (171)

Irgendwo ist immer Fußball, es schneit Spiele und Weltmeisterschaften auf dem Bildschirm. Franz versucht den Überblick zu bewahren und das Wesentliche in Schlüsselbegriffe zu verpacken. Einmal verflüchtigt sich eine ganze Seite zu einem leeren Blatt, auf dem nur zwei entscheidende Transfers abgebildet sind. „Alaba zu Real Madrid // Arnautovic zu Bologna“ (171) Anschließend dünnen die Seiten aus bis zur Leere.

Ein Flash aus der Kindheit lässt die Urangst wieder aufbrechen: „Eifersucht und Verlustangst haben mich von klein auf im Griff. Verschwinden nur, wenn ich am Meer liege. Am Strand von Kioni.“ (157)
Dazwischen sind Vignetten von Erich Sündermann ausgelegt wie Vogelfutter bei depressivem Wetter. Die Themen sind kleine Beipackzettel einer visuellen Medikation: Der Tänzer tanzt (19) / Berg der Wahrheit (43) / Seltsame Drehkörper (121) / Das Pferd (198).
Der Schlussakkord ist einprägsam wie das Morsealphabet bei höchster Not: SOS. (222)
Rudolf Lasselsberger entwickelt die „gelbe Linie“ zu einem originären Genre für das Erzählen einer gesellschaftlichen und individuellen Hitzekrise. Man kann sein Projekt auch als Vorahnung eines Klimakollaps lesen. Das kleine Kippfenster zwischen Wohnung und Terrasse spendet stundenweise Trost, während sich allmählich die Dauer-Ermunterung im inneren Monolog durchsetzt: „Darfst eh!“

Rudolf Lasselsberger: Junihitze. Die gelbe Linie Teil 2. Roman. Mit Zeichnungen von Erich Sündermann. Berlin: united p.c. 2024. 228 Seiten. EUR 24,90. ISBN 111-2-0000-0342-0.
Rudolf Lasselsberger, geb. 1956 in Schlatten, lebt in Wien.
Erich Sündermann, geb. 1952 in Ruprechtshofen, lebt in Wien.
Helmuth Schönauer 02/12/24

GEGENWARTSLITERATUR 3395

Iagandwaunn amoi

Zwölf Wiener Dialektlieder auf CD, ein Booklet mit den Texten im Dialekt und in einer interlinearen Übertragung, Biographien der Künstler, prägnante musikhistorische Annotation – beglücktes Herz, was willst du mehr!

Je nach Fangemeinde wird der Doppelkünstler Gerhard Ruiss als Musiker und Literat wahrgenommen, bei einem CD-Projekt lassen sich diese beiden Kunst-Hälften zudem gar nicht trennen. Da es bei einer schriftlichen Rezension vor allem um Sätze geht, tut man sich leichter, wenn man sich bei der Begutachtung vor allem auf den literarischen Aspekt stürzt.

Das Mammutwerk von Gerhard Ruiss besteht in seiner Neuübertragung und Reaktivierung der Texte und Musik des Tiroler Weltbürgers Oswald von Wolkenstein (1377-1445). Daraus ist eine Beschäftigung mit einer Kunst geworden, worin Politik, Liebeslyrik, Abenteuer und Lebenssehnsucht zu Einsichten führen, die in ihrer jeweiligen Zeit zeitlos sind.

Die Arbeiten von Gerhard Ruiss gleichen einem Vulkan-Ausbruch, was kein Wunder ist, sitzt er doch bereits ein Leben lang auf dem Österreichisch-Wienerisch-Wolkensteinschen Feuerring, der jederzeit losgehen kann. Wiener Lieder sind oft an jener seismischen Kante angesiedelt, auf der die individuellen Schicksale fallweise ins Rutschen geraten. So gleicht denn auch der Titel der CD, „Irgendwann einmal“, der Formulierung eines trotzigigen Kindes, das die Ausführung eines Erziehungsbefehls auf später verschiebt. Die CD-Parole gleicht der Aufmüpfigkeit eines arbeitenden Menschen, der die anfallenden Tätigkeiten in wichtig und unwichtig einzuteilen weiß. Und das Motto gleicht schließlich der Lebenserfahrung von Leuten, die viel nachgedacht haben, um zu erkennen, dass man den Tod während des Lebens besser verschiebt, im entscheidenden Augenblick aber zulässt mit dem Seufzer: „Besser gleich als gar nicht.“

Dieses Wechselspiel zwischen Aufbegehren und Gelassenheit fußt auf der Tradition des bockigen Wienerliedes, die vor allem in der Wiener Gruppe literarisch-musikalisch gepflegt worden ist. Als Meilensteine dieser unterhaltsam-philosophischen Musik werden auch The Worried Men Skiffle Group, Arik Brauer und der späte Willi Resetarits angeführt.

Die Texte beschreiben in zwölf verdichteten Situationen eine Art Lebenslauf, der dann entsteht, wenn man dem Leben auch seinen Lauf lässt. Das „Irgendwann einmal“ wird hier zum treibenden Element aus Gelassenheit und Hellhörigkeit.

Ein simpler Blick auf die Welt zeigt schon jede Menge Ungereimtheiten, da gibt es die Emsigen und Faulen, die Feigen und Stürmischen, die Abgehetzten und Ausgekochten, die sich in einer „Seicherl-Parade“ (Track 1) letztlich als löchriges Werkzeug für das Ausschöpfen jedweder Ideologie erweisen.

Dem Mega-Satz „lieber gleich als gar nicht“ (Track 3) entspricht der kluge Satz „aus gar keinem Grund“ (Track 4), der sprachlich darauf verweist, dass Wiener Dialekt von Dialektik kommt.

Das raffinierte Wort „einpegeln“ (Track 6) handelt primär von der Fähigkeit, den Alkoholpegel geschickt den Bedürfnissen des Tages anzupassen. Aus soziologischer Sicht geht es beim Einpegeln um die Fähigkeit, aus seiner Rolle nicht auszuscheren und seine Karriere einzupendeln in den Lauf der Gesellschaft, wie man sich sonst im Straßenverkehr in einer Kolonne „eingepgelt“ bewegt.

Wie sehr Arbeit zur Heimat werden kann und Identität stiftet, zeigt die Reflexion eines Kellners, der seinen Rayon (Track 7) bedient wie ein Lehen, das er zur Zufriedenheit der Gäste verwaltet. Das Glück entsteht dabei auf beiden Seiten, bei den Gästen und beim Kellner.

Am Sonntag (Track 9) schließlich zeigt sich der wahre Wert der Woche. In einer Melange aus fad und sinnlos wird die Zeit beim Wirten totgeschlagen, bei Kaffee und Kuchen, beim Fernsehen des Einheitssenders. Damit es nicht als deppert erkannt wird, ist das Verhalten in Rituale verpackt, die streng eingehalten werden. Das mögliche Fehlverhalten in diesem regulierten Sonntagsgeschehen kann so auf die anderen geschoben werden, während man selbst die formidable Ausrede hat als „Irgendwann einmal“.

Aus diesen Textgerüsten fließt jene Stimmung, die „auf dieser Welt nicht mit Worten erklärbar ist“, wie es in den Subtexten des Oswald von Wolkenstein heißt.

Das CD-Projekt ist weit mehr als eine Scheibe, die man als User ganz oldschool in den nächstbesten musikalischen Schlitz steckt. Aus dem umfangreichen Booklet lässt sich herauslesen, was an Kunstaufwand notwendig ist, um Technik, Graphik, Instrumente, Studio und Vertrieb unter einen Hut zu bringen. „Irgendwann amoi“ wird dadurch zu einem Kompendium, das den aktuellen Kulturbetrieb im Österreich des Jahrs 2024 beschreibt.

Gerhard Ruiss / Reinhold Ruiss: Iagandwaunn amoi. 12 Wiener Dialektlieder.

Wien: redpmusic 2024. CD; Booklet. EUR 22,-.

Gerhard Ruiss, geb. 1951 in Ziersdorf, lebt in Wien.

Reinhold Ruiss, geb. 1952 in Ziersdorf, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 06/12/24

GEGENWARTSLITERATUR 3397

Die endgültige Totalverramsung

Der Höhepunkt an literarischer Lieblosigkeit wird oft als Ramsch zusammengefasst. Dieser zeigt sich als monotone Talk-Sendung, wenn im Sitzkreis Sätze über Buchcovers ausgespuckt werden, die man schlampig in die Kamera hält. Er zeigt sich als gigantische Schütten, die in den Eingangsbereichen von Buchhandelsketten ausgelegt sind. Und der Ramsch steckt schließlich auch in jenen versiegelten Thementaschen, die zur Zentralmatura in Deutsch österreichweit aufgerissen werden, um mit vorgefertigten Satzmodulen eine KI-generierte Zusammenfassung der Einheitsmeinung zu provozieren.

Florian Neuner liefert mit dem Genre „Ungekürzte Ausgabe“ das volle Programm an Totalverramsung ab. Seinen Text könnte man als ultimativen Roman lesen, worin alle erdenklichen Floskeln zusammengetragen sind. Es könnte sich aber auch um einen Schelmenroman handeln, in dem die Literatur als Heldin sich selbst auf die Schaufel nimmt. Und für seriös angehauchte Gemüter ist dieses „Erzählprojekt“ eine raffinierte Kritik am Literaturbetrieb, wie Paul Pechmann im Vorwort erläutert.

Das Buch ist aufgebaut wie eine Schreibwerkstatt für beliebige Texte. Die drei Kapitel stellen das notwendige Material für eine sinnbefreite Unterhaltung dar, als die Literatur mittlerweile praktiziert wird.

Das Inhaltsverzeichnis liest sich als Schmierzettel für eine groteske Schule der Dichtung, und wenn man in bewährter Weise die Anfangssätze jedes Kapitel herausstreicht, hat man das Handbuch der Totalverramsung nicht nur profund gelesen, sondern auch perfekt in die eigene Lektürepsyche eingebaut.

Die Totalverramsung als Lektüre-Inhalation:

[...]

I. Handlung //

Ramsch / Nach der Affäre mit einem verheirateten Mann nimmt sich die erfolgreiche Schauspielerin, die eigentlich in einem preisträchtigen Kostümfilm als Isabella I. von Kastilien vor der Kamera stehen sollte, eine Auszeit in Hamburg. Als sie kurz darauf schwanger wird, beginnt sie eine analytische Psychotherapie. (15)

Charme / Bis dahin mussten 47 Jahre vergehen. Aber noch haben wir es in der Hand. Eine junge Frau entsteigt dem Kofferraum. (27)

Marsch! / Alle Hoffnung auf Sinn ist vergeblich. Einen 15-jährigen Schiffsjungen langweilt das Leben in der kleinen Stadt. Ein spießiges Paar vertreibt sich die Langeweile durch Geisterbeschwörung. (43)

II. Figurenrede //

Scham / „Alles hat sich verändert.“ Sagte er & suchte etwas auf einem Regal. (57)

Rasch! / „Ich hoffe, du kannst gescheit saufen!“ Rief der Schweizer & hob dramatisch die Arme. (69)

III. Beschreibung //

Arsch / ein schwacher, beinahe Übelkeit erregender Geruch nach Essen (95)

[...]

Indem die Totalverramsung scheinbar auf wenige Kernsätze eingedampft wird, entfaltet sie ungebremses Wachstum des Erzählens. Denn die einzelnen Sätze bilden nach dem Hydraprinzip ununterbrochen kopflose Fügungen aus dem Satzkorpus und verschaffen dadurch dem Text ungebremste literarische Prosperität.

Die Theorie dieses explodierenden Trashes ist schließlich in zwei Postskripten verpackt.

Im ersten PS werden unter anderem drei Theoretiker des trashigen Erzählens angepeilt und zur Spende eines Zitats animiert.

Chris Bezzel: Der Roman ist primitiv, er ist die Akkumulation von Teilen.

Alexander Kluge: Das lineare Erzählen ist eine Ausnahme und eine Erfindung des 19. Jhds.

Christian Steinbacher: Die Neuverknüpfung der Fragmentteile entstellt Klischees zur Kenntlichkeit und schafft Sinnengewinn durch Unfug.

Im zweiten PS wird darauf hingewiesen, dass der Roman in der hier publizierten Form selbst das Ergebnis von Zufällen und weit verstreuten Editionsmaßnahmen ist. Die Partikel sind als Erzählteile in den Literaturmarkt gesprayed worden und werden mit dem aktuellen Kompendium zu einem neuen Projekt zusammengewischt.

So ist das Vorwort von Paul Pechmann deshalb so überzeugend, weil es einst als Baustein für eine türkische Ausgabe konzipiert worden ist.

Florian Neuner sprüht und sprayt, was das Material hergibt. Zwischen Originaltext, Kopie und Mutation ist kein Unterschied. So wird auch jegliche Rezension über sein Buch zu einem Ramsch, sobald sie der Autor zu sehen bekommt.

Florian Neuner: Die endgültige Totalverramsung. Ungekürzte Ausgabe. Mit einem Vorwort von Paul Pechmann.

Klagenfurt: Ritter 2024. 119 Seiten. EUR 15,-. ISBN 978-3-85415-678-9.

Florian Neuner, geb. 1972 in Wels, lebt in Berlin und Wien.

Helmuth Schönauer 10/12/24

GEGENWARTSLITERATUR 3399

In die Irre

Wenn man sich einmal aus Not in einen Käfigmenschen verwandelt hat, kann man dann von Amtswegen resozialisiert werden?

„In die Irre“ nennt Karl Iro Goldblat seine real-groteske Erzählung von einem Außenseiter, der statt erwachsen zu werden sich zu einem Baby verwandelt hat. Mit 13 Jahren setzt der Ich Erzähler, der erst am Schluss beiläufig seines Namens gewahr wird, den finalen Akt unter seine desaströse Erziehung, indem er alles voll kotet und vom Amt abgeholt wird.

Seither sitzt er in einem Schutzkäfig, und die Erzählung beginnt mit dem bedrohlichen Auftreten der Behörde, die ihn in eine Art Freiheit entlassen will. Der Held freilich sträubt sich dagegen. „Die Wirklichkeit außerhalb meiner Zelle war mir fremd.“ (9)

Das Amt freilich hat alles vorbereitet, der Zögling, eben noch begafft wie ein Tier im Zoo, wird für das Leben angelernt. Das Mädchen Rita kommt vorbei und macht ihm jene Grundbewegungen vor, die er für sein neues Leben brauchen wird. Das Amt lässt sich diverse Verträge unterschreiben, wonach es generell für Befreiung zuständig ist. Eine eigene „Amtskörpersprache“ (13) unterstreicht die Kompetenz.

In den nächsten Schritten wird das Leben in einer Erdgeschosswohnung trainiert, ehe ein Häuschen im Grünen frei wird, wo sich die Psyche des Delinquenten entfalten soll. Das Mädchen Rita stellt sich als geheime Mitarbeiterin der Behörde heraus und ist ab jetzt für die Entwicklung von Gefühlen, Liebe und Sex zuständig. Offiziell wird Rita als Haushaltshilfe geführt.

Als Rita einen Abschiedsbrief hinterlässt und verschwindet, ist es für den Erzähler Zeit, sich mit der eigenen Geschichte zu befassen, die naturgemäß eine psychische Krankengeschichte ist. Die Eltern sind inzwischen tot oder verrückt geworden, die Erinnerung an die Familiengeschichte dient als Therapie (70), um endlich das Leben in der Großstadt auszuhalten.

Wieder ist amtlich alles vorbereitet, es geht mit dem Zug in die Stadt, wo Taxi, Mietshaus und Nachbarin bereitstehen, den anonymen Ankömmling sachlich zu empfangen.

Nach einem Einstands fest mit der betrunkenen Nachbarin macht sich der Held auf den Weg, Zigaretten zu holen. Aber der nächtliche Ausflug endet in einem Alptraum. Das Geld liegt zu Hause, ebenso der Schlüssel, es gibt kein Vor oder Zurück, nachdem selbst der Sperrdienst das Haustor nicht aufkriegt. Der Nachtschwärmer wider Willen endet in einem Stricherlokal, das er aber nicht als solches erkennt. Die Behörde hat wohl eine Lücke in der Ausbildung gesetzt.

Die Kripo muss sich die Geschichte des Erzählers anhören, die genau der bisherigen Erzählung entspricht. Natürlich ist das alles nicht glaubhaft, und die Kripo analysiert den Fall mit den Worten: „Ein junger Mann wie Sie geht eben manchmal Irrwege.“ (103)

Nach einem symbolischen Fluchtversuch auf der Polizeistation endet die Karriere amtlich in einer psychiatrischen Anstalt. – „So ging das die nächsten Tage und Wochen, immer der gleiche Trott: Spritzen, Therapiegespräche, Untersuchungen, Blutabnahmen, Medikamente, Gymnastik, Schlafen, Frühstück-, Mittag- und Abendessen.“ (114)

Der Erzähler gewinnt allmählich die Oberhand für seine Geschichte und gibt vor, sich selbst eingewiesen zu haben. Am Gelände sind Häuschen aufgestellt, die den Traumbildern auf Wandkalendern entsprechen.

Ein ehemaliger Hundetrainer als Nachbar spricht oft in ähnlichen Worten wie ein Arzt: „Es gibt eben unterschiedliche Ansichten, die Wirklichkeit zu betrachten. Ihre ist sicher richtig, nur versteht sie niemand.“ (125)

Im Epilog sitzt der Amtsbehandelte mit einer gewissen Jelena auf einer Bank und blickt als Schlussbild eines herzerreißenden Films ins Leere und somit ins Glück.

Karl Iro Goldblat erzählt in einem „schizophren-klaaren“ Ton vom ständigen Wechsel zwischen normal und irre. An manchen Tagen ist das gesamte Personal unterwegs „in die Irre“ und gleicht Friedrich Dürrenmatts Anstaltsklassiker von den „Physikern“ (1962). Das allgegenwärtige Amt freilich scheint dem aktuellen Österreich entsprungen zu sein. Überall zeigt der angesprochene Wohlfahrtsstaat seine Löcher, wenn man ihn braucht. Andererseits ist es Commonsense, dass der Staat am besten weiß, wie seine Untertanen ihr Leben zu gestalten haben. Auch in diesem Bild ist nicht klar, wer in die Irre geht: die Behörde oder die behördlich Behandelten. – Staatstragend!

Karl Iro Goldblat: In die Irre. Erzählung.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 126 Seiten. EUR 14,80. ISBN 978-3-903125-90-2.

Karl Iro Goldblat, geb. 1948 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 14/12/24

GEGENWARTSLITERATUR 3398

LebensZeiten

Ein „fettes“ Buch über die Lebenszeiten verlangt gerade von Lesern im Dritten Lebensalter, schroffs Rentenantritt, vor allem Optimismus, dass sie das Buch noch in dieser Welt fertig kriegen. Andererseits gibt es über die Angehörigen dieser Kohorte einfach viel zu berichten, weil auch im einem schmalen Leben mit der Zeit viel passiert.

Bernd Marin gilt als Österreichs Parade-Soziologe für das Thema Pension. Ihm sind nicht nur die aktuellen Ruhestandlichen zu Dank verpflichtet, weil er dieses Thema als zentrales Lagerfeuer politischen Agierens angezündet hat, ihm werden auch noch kommende Generationen dankbar sein, wenn sie beim Auslöfeln des finanziellen Desasters wenigstens ein Lesebuch zur Verfügung haben, worin die Kerndiskussionen für eine alternde Gesellschaft abgebildet sind.

Der Essayband „LebensZeiten“ ist eine multimediale Zusammenschau über das soziologische Gewusel der Gegenwart, wobei vor allem das Altern und Reifen der Themen im Vordergrund steht. Der Autor kommentiert seine Themen zwar von einem bestimmten Zeitpunkt aus, aber das Wichtigste ist immer das Werden und Vergehen der Protagonisten.

Die Essays sprechen jeweils für sich, manchmal sind QR-Codes eingedruckt, über die man spielend zu Interviews, Sendungen, Lehrfilmen und Podcasts gelangt.

Die Grunddaten für das haptische Buch lauten: 30 Jahre Recherche und Formulieren, 175 Essays, 13 Kapitel.

Wenn man den österreichischen Lieblingsausdruck für ein gelungenes Leben in den Mittelpunkt stellt, so dreht sich tatsächlich alles um die Pension. Sie ist Traum, Enttäuschung, Last und Selbsterlösung in einem. Unter der Pension leiden Individuen, Akteure, Finanziers und Gesellschaft gleichermaßen. Dabei setzt sich die österreichische Eigenheit durch, die Dinge nostalgisch, monarchisch, barock-bürokratisch zu deuten – wie immer bestens zusammengefasst mit dem Musilschen Begriff „Kakanien“.

Aus den 13 Kapiteln stechen sofort diese Kakanischen Deutungen des österreichischen Gesellschaftsleben hervor, ein anderer Schwerpunkt widmet sich dem reinen Zeitverlauf, der oft so unauffällig geschieht, dass sich das Gefühl einschleichen könnte, gar nicht gelebt zu haben. Auf dieses Gefühl spielt schließlich der Untertitel an: „Man lebt nicht einmal ein Mal.“

Das Altern kommt quasi in jedem Diskussionscluster vor und wird oft befreiend süffisant beschrieben. So erfährt die Überlegung, dass Tagesgäste ohne Gepäck meist etwas Elementares im Schilde führen, zur touristischen Kernfrage: Wie lange und mit wie viel Ballast muss ich wegfahren, bis ich verstehe, dass ich weg bin? (115)

Professionelle Gepäcklose sind meist harmlose Seitenspringer, durch Unglück der Habe Beraubte oder übermüdete LKW-Fahrer, die sich einmal in einem echten Zimmer ausstrecken dürfen und daher ihr Gepäck in der Fahrerkabine lassen.

Ähnlich touristisch-logisch erweist sich das Ansprechen von Hundebesitzern als Kundschaft. Dabei bedarf es der soziologischen Analyse, welcher Hund in der Gesellschaft welche Funktion hat. Als Premiumsegment erweist sich das Feld der Kampfhunde, wenn diese auf einem ausgewiesenen Laufsteg quer durch die Innenstadt geführt und bewertet werden. (297)

Der Welt des Tourismus ist schließlich auch jener Vorschlag zuzuordnen, Glück durch „Regionalmanagement“ (124) zu initiieren. Im Sinne eines permanenten Alterungsprozesses arbeiten Gäste, Einheimische und Dienstleister an der Verbesserung einer Region, die dadurch Heimat für alle Mitwirkenden werden kann.

Die einzelnen Beiträge wirken als verschmutzte Überlegungen, die auf wissenschaftlich gesichertem Material aufbauen, das freilich durch die Erzählung zu einer unterhaltsamen Sache wird. Daraus ergibt sich der sogenannte „Marin-Stil“, der einen Stoff flüssig wie ein Pop-Kunstwerk zur Debatte stellt und dabei so etwas wie einen Ohrwurm der Gedanken loslässt.

Dieser feine populär-wissenschaftliche Stil ist stets durch Ironie vor der Vermutung geschützt, man könnte einen komplizierten Sachverhalt wie die österreichischen Pension knallig, populistisch oder plump erzählen.

Bernd Marin entwickelt mit seinen „LebensZeiten“ einen ermunternden Sinn: In der intellektuellen Auseinandersetzung vergeht das Leben wie im Nu! Eben mit den Augen noch oben bei der Themenfindung in der Überschrift ist man als Leser schon unten in der Fußnote und in Rente. – Jeder Essay wird dadurch zu einer Tagesration des Lebens mit allen Verwitterungsstufen, die jedes Thema zu durchlaufen hat.

Bernd Marin: LebensZeiten. Man lebt nicht einmal ein Mal [2. Auflage].

Wien: Sonderzahl 2024. 495 Seiten. EUR 29,-. ISBN 978-3-85449-652-6.

Bernd Marin, geb. 1948 in Wien, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 20/12/24

GEGENWARTSLITERATUR 3387

Berlin & Paris – Novelle

Seit der Literaturmarkt die einzelnen Werke verwechselbar macht und im Sinne der KI einheitliche Texte einfordert, können die letzten ums Lesen und Schreiben Kämpfenden freieren Publikationsmut entwickeln – weil sie eh schon Narrenfreiheit haben. So leistet sich der Sisyphus Verlag zwei Versuche. Im Falle von Ludwig Roman Fleischer hat man den Plan, alle publikationswürdigen seiner zahllosen Kurzgeschichten herauszubringen – trotzdem man mit dem Veröffentlichen gnadenlos im Hintertreffen ist und der Dichter in gnadenlosem Rentnerspeed weiterdichtet. Und im Falle von Kurt Leutgeb werden eine kurze und eine lange Ausarbeitung eines Stoffes vorgestellt und dabei die Entstehungsgeschichte der beiden Texte als Aufklärungs-Feature über den Literaturbetrieb sowie die Bedingungen von Literaturentstehung hinzugefügt.

Kurt Leutgeb stellt sein Projekt „Berlin & Paris“ zweimal vor. Dadurch wird offengelegt, wie sich der gleiche Stoff einmal als Roman und ein andermal als Novelle an das Lesepublikum heranschleicht. In beiden Fällen ist die Auflage überschaubar, sodass man als Autor zu jedem Genre quasi die Gesamtzahl der Lesenden im Auge behalten kann.

Berlin & Paris – Novelle lässt sich als „Erzählung in drei Teilen“ lesen:

a) Im Vorwort erklärt der Autor die Entstehung des Projekts. Der Ur-Text ist als kleine Novelle nach dem Tod von David Bowie 2016 quasi für den eigenen Schreibgebrauch entstanden.

Da die übliche Verkaufszahl seiner Bücher in ziemlich (oder man könnte auch sagen: üblich) bescheidenem Rahmen blieb, wollte er einmal aus dem Sisyphus ausbrechen und es mit einem größeren Verlag versuchen. Freilich ist er über die bloße Kontaktaufnahme mit einer Literaturagentur nie hinausgekommen. Diese freilich verlangte, dass die eingereichte Novelle zu einem 200-seitigen Roman aufgeblasen würde.

Der Autor erinnerte sich an ein Bild über den Unterschied von Roman und Novelle und begann den Text ins Voluminöse zu treiben. Der Unterschied lässt sich mit einem Bild darstellen: Besucht man etwa in Prag die Burg, so wäre der Roman ein Durchforsten der Anlage bis in den letzten Winkel. Die Novelle hingegen wäre der Ausblick von einem Burgfenster aus auf die Stadt hinunter.

Aus dem Ansinnen „größerer Verlag“ ist nichts geworden, weil im Literaturbetrieb mittlerweile weder Agenuteren noch Verlage auf Mails antworten. Der Roman „Berlin & Paris“ ist letztlich wieder bei Sisyphus erschienen und wurde wie üblich wahrgenommen.

(Im Projekt „Buch in Pension“ gab es immerhin eine Rezension.)

b) Im Nachwort erzählt der Verleger Winfried Gindl, was so alles hintenherum im Literaturbetrieb geschieht, ehe dann irgendwo ein Buch erscheint oder die Kommunikation versickert. In seiner Erzählung verwendet er Klarnamen, wo im Vorwort oft nur Typen genannt sind. Dabei tut sich eine einzigartige Hinter- und Unterwelt auf. Nicht nur die Autoren arbeiten sich nämlich an den Texten ab und erzeugen dabei ein persönliches Schicksal, auch die Verlegerschaft entstammt einem eigenen Lostopf, aus dem der Literaturmarkt im Schwarm-Modus ab und zu das große Los zieht und jemanden für ein paar Augenblicke in seinem Beruf reüssieren lässt. Für das Projekt „Berlin & Paris“ bedeutet das, dass die Urfassung als Novelle im Windschatten der Leserschaft aufgelegt und zu einem Baustein für das Gesamtwerk Kurt Leutgebts im Sisyphus-Verlag wird.

c) Die sogenannte Kerngeschichte oder Ur-Novelle kümmert sich um die Biographien von David Bowie und Jim Morrison. Beide scheinen ursprünglich in Los Angeles zu scheitern und brechen nach Europa auf, um im Kontext des Dritten Reichs und der Französischen Revolution in Berlin und Paris einen künstlerischen Höhepunkt hinzulegen.

Dabei werden die Biographien, wie wir sie als die Geschichte von Pop-Ikonen kennen, zuerst in trivial-individuelle Reiseberichte zerlegt. Später kommt es zu einer persönlichen Begegnung, aber statt eines

künstlerischen Austauschs werden nur die Sexualpartnerinnen getauscht. Die Novelle mündet in eine groß angelegte Substitution, worin sich die beiden Helden samt ihrer Biographie austauschen und vertauschen. Folglich stirbt Jim in Berlin als Bowie, während David als Morrison in Paris sein Ende findet. Durch die „postume“ Veröffentlichung dieser Kernnovelle, entsteht im Leser eine zusätzliche Erzählebene, denn dieser versucht die kleine Novelle in der erinnerten Lektüre des großen Romans unterzubringen. (Natürlich muss er den Roman noch einmal lesen, wiewohl er gerade erst im Frühjahr 2023 erschienen ist.) Die drei Erzähl-Kapitel bilden wahrscheinlich ein eigenes Genre, das man mit Editions-Verleger-Novelle beschreiben könnte. Nicht nur die beiden Protagonisten Jim und David werden durch diese Verschränkung neu aufbereitet und in die Popkultur implantiert, auch das Erzählen darüber, sowie das Verlegen und Vergessen der Texte unterliegt Pop-ähnlichen Gesetzmäßigkeiten. So könnte man die Novelle als Theorie bezeichnen und den Roman als Anwendung, und beide verwenden über Strecken die gleichen Erzähl-Bausteine und trotzen somit jeder KI.

Kurt Leutgeb: Berlin & Paris. Novelle. Mit einem Vorwort des Autors und einem Nachwort von Winfried Gindl.

Klagenfurt: Sisyphus 2024. 114 Seiten. EUR 12,80. ISBN 978-3-903125-89-6.

Kurt Leutgeb, geb. 1970 in Steyr, lebt in Eichgraben.

Helmuth Schönauer 22/12/24

GEGENWARTSLITERATUR 3352

frühstück wie immer – alltagsgedichte

Gedichte wühlen uns auf, wenn sie uns in flagranti im Alltag erwischen. Sie erwärmen uns, wenn sie Ordnung ins Tagwerk bringen, sie schärfen unsere Sinne, wenn sie uns die beiläufige Petitesse als Teil eines Welt dramas zeigen.

Hannes Vyoral nimmt das „frühstück wie immer“ als Anlass, den Tag aufs Neue anzugehen. Die Aktionen rund ums Morgenritual der Aufstehens liefern zuerst nur Halbsätze, die sich im lyrischen Ich Gehör verschaffen, allmählich entwickelt sich aber ein komplettes Frühstücksbild mit Zähneputzen, Marmorkuchen und dem Entzünden neuer Gedanken, die wie Vögel durchs Gehirn huschen. Wenn dann das erste Papier ausgelegt für das Scheiben, kann der Alltag des Dichters beginnen. Der Begriff „Alltagsgedicht“ beschreibt sowohl die Entstehung des Gedichts als auch die Transformation alltäglicher Denkmasse in Lyrik.

Aus den gut hundert Gedichten lassen sich zwei Vogelschwärme an Gedanken herauslesen. In einem Jahresflug geht es durch die Witterungen und Jahreszeiten, im Tagesflug rücken die Bilder als Zeiger einer Wanduhr über die Tagesfläche und erhellen jäh Frühstück, eine leere Gasse zu Mittag oder das Bett zum Einschlafen und Aufwachen mit der Geliebten.

Die Gedichte sind oft unscheinbare Dellen im Zeitstrom, mit dem das Auge durch die nähere Umgebung wandert, durch den Garten, den Hof, die Straße vor dem Anwesen. Bei dieser Gelegenheit zeichnet das lyrische Ich die atmosphärischen Unebenheiten auf, die sich wie Zacken auf der Trommel eines Seismographen zu Gedichten entwickeln.

„kastanie im hof // schau mein kind / am baum / die dicken bommel // frühling naht / es knospt“ (11)

Aus der grobkörnigen Glasur des Alltags entwickeln sich unerwartet Fragen, wodurch die Verlässlichkeit der angebotenen Koordinaten in Zweifel gestellt wird. „eine frage von ort und zeit // welches unglück / ist so groß / dass es mir / die sprache verschlägt? // ich hatte glück / es nie zu erfahren“ (13)

Das Unaufgeregte taucht vor der Kopfkamera auf, die sich als idealer Aussichtspunkt über den Alltag erweist. Während die nahen Dinge gestochen scharf ins Bild springen als hoch gewachsenes Gras mit spitzen Halmen, erscheinen die fernen Katastrophen wie das Grummeln eines Gewitters, dessen Zugrichtung noch nicht klar ist.

„fernab // fernab vor kriegsschauplätzen / blüht mein garten“ (14). Der Schrecken wird durch die Idylle scheinbar gezähmt, aber er hat nur seinen Status geändert und ist ins Ungewisse übersiedelt, im

Unterbewusstsein hat sich ein Riss aufgetan.

Sommer wird es und heiß, die Sehnsucht treibt das Ich in die Berge, worin nur im ersten Augenblick alles steiler wirkt durch ein aufgestacheltes Echo. Zur Ruhe gekommen verlangen die Dinge die gleiche Hingabe wie die Petittessen im Innenhof, die täglich abgerissen werden wie auf einem Wandkalender.

Diese Haarrisse der Veränderung werden erst sichtbar, wenn die gewohnte Brille verloren geht, und die Gedichte ungeübt groß auf einen Zeichenblock geschrieben werden müssen wie bei einem Panoramabild. (41)

Der Herbst lässt die Pendler des entrückten Dorfes wieder zu den Zügen eilen, sie wollen den Anschluss an das große Arbeiten in der Stadt nicht verlieren. Den Zurückgebliebenen bleibt das kleine Tagwerk im Dorf, das umso emsiger betrieben werden muss.

Dieses Tasten und Begreifen erinnert an eine ferne Kindheit, in der die Größe der Welt noch mit eigenen Sinnesorganen begreifbar war.

„rückschau // einstmals / traten wir hinaus / durch die offene tür / in den morgenwind / ins frische sonnenlicht / und griffen ins gras / ins laub der bäume / und begriffen es / als teil von uns selbst / da war die welt / noch in ordnung“ (61). Dieses Gedicht in der Mitte des Bandes treibt auch die Absicht auf die Spitze, durch Rückschau an Zuversicht zu gewinnen.

In der Folge geht es in den Winter hinein, den der Autor kurz zu halten versucht. Es werden nur jene Tage ausgeleuchtet, an denen es Spuren von Licht gibt. Die Gedichte sind eingefroren wie die Vegetation, nur das Nötigste darf als Zeile aufs Papier.

Und am Schluss gibt es ungestümes „Lichtgetöse“, die Vögel sind wieder da „wir reiben uns den winter aus den augen“. (108)

Man liest und liest und lässt sich treiben. Was muss Hannes Vyoral für ein zuversichtlicher Mensch sein, dass ihm das Tagwerk unter der Hand zu Alltagsgedichten zerrinnt!

Hannes Vyoral: frühstück wie immer – alltagsgedichte. Herausgegeben und mit Nachwort von Helwig Brunner. Graz: edition keiper 2024. (= keiper lyrik 31). 112 Seiten. EUR 16,-. ISBN 978-3-903575-26-4.

Hannes Vyoral, geboren 1953 in Niederösterreich, lebt in Wien und in Wallern.

Helmuth Schönauer 28/12/24